P.o. germ. 1759 i-1

Xerokopieren aus konservato-
rischen Gründen ... erlaubt
N... ...nützbar

CO...

<36620200160013

<36620200160013

Bayer. Staatsbibliothek

[illegible]

[illegible]

P.o. germ. 1759 i-1

2 B

B 6/15



Jacob von Molay.

St. André.

Geschichtlicher Roman

von

Gotthardt A. Luther,

Verfasser des Kaiserglück und der Erzählungen aus dem jetzigen Volksleben.

Lindauersche Bibliothek.

Erster Band.

Leipzig:

Verlag von Hermann Schultze.

1858.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Einleitung.

Die Kreuzzüge, jene großartigen, kriegerischen Unternehmungen des Abendlandes zur Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen, erregen, so oft man sich ihrer erinnert, die verschiedenartigsten Gefühle in unserer Brust. Wir bewundern den herrlichen Glaubensmuth, welcher die Pilger aus den Armen von Weib und Kind in blühender Heimath reißt, sie auf gefährlicher Fahrt durch die falsche See, durch brennende, obdachlose Sandwüsten, durch unbekannte, gefährliche Feindeslande führt hin zu dem heiligen Orte, um daselbst mit Aufbietung der letzten Kräfte, von Gut und Blut, einem unversöhnlichen, gewandten und tapfern Feinde jene Stätte zu entreißen, wo der Heiland einst wandelte und für die sündige Menschheit litt; wir lobpreisen jene außerordentliche, keinen Widerstand scheuende Tapferkeit, die unvergleichliche Ausdauer in Kampf und Leiden jener Streiter Christi, deren Name der Schreck der Muselmänner war; aber ach, wir bedauern das fruchtlose Opfer von sechs Millionen Menschen, die ohne eine Scholle Erde zu gewinnen, Palästina in einem Zeitraume von zwei Jahrhunderten im wahren Sinne des Wortes mit ihrem Blute düngten; wir mißbilligen jene Kriegszüge, die im Grunde genommen nichts Anderes

bezweckten, als Palästina zu einem christlichen Reiche unter päpstlicher Oberhoheit zu machen, wir beweinen die vielen Kräfte, welche nutzlos für ihr Vaterland, nutzlos für Europa den Opfertod starben.

Fern sei es von mir, die mannichfachen Vortheile verkennen zu wollen, welche die Nachwelt aus den Zügen in das heilige Land gewann; gebührender Weise will ich die Aufklärung anerkennen, die verschiedenen Künste und Wissenschaften, welche Europa sich während zweier Jahrhunderte im Orient erwarb und welche die Basis seiner jetzigen Größe sind. Man freut sich auch wieder über die Kreuzzüge, durch welche eine enge Verbindung der europäischen Völker angebahnt und vermittelt, durch die Verarmung des Adels bei diesen kostspieligen Zügen ein kräftiger Bürgerstand vorbereitet, durch den sich entwickelnden Handelsverkehr den Städten ungeheure Reichthümer zugeführt, durch die Kreuzzüge aber selbst der erste Hieb an die die Völker entehrende Leibeigenschaft gelegt wurde.

Fern sei es von mir, sage ich nochmals, jene herrlichen Früchte der Kreuzzüge in Abrede stellen zu wollen, im Gegentheil, ich erkenne sie gern und willig an. Man wird mir aber auch zugestehen müssen, daß dieselbigen gewiß nicht in der Absicht derer standen, welche unablässig für das heilige Land wirkten und warben.

Was der Clerus mit jenen ungeheuren Kriegszügen, die Millionen von Menschen und die langjährigen Einkünfte des damaligen gebildeten Europas verschlangen, bezwecken wollte, war ein verfehltes, nutzloses Streben. Der materielle Gewinn war gleich Null und wäre auch das heilige Land in der Gewalt des Abendlandes geblieben, so stand diese Acquisition doch in gar keinem Verhältnisse zu den aufgewandten Opfern.

Was, so wird man fragen, trug denn die Schuld, daß mit solch gewaltigen Mitteln ausgestattete Unternehmungen so gänzlich fehl schlugen? Die Erwiderung ist folgende. Es kommen hier mehrere Momente in Betracht. Zuerst waren die Maßregeln zur Eroberung des heiligen Landes sehr schlecht getroffen Wollte man sich eines dauernden Besitzes Palästinas versichern, so mußte vor allen Dingen das griechische Kaiserreich mit einem abendländischen Monarchen besetzt werden. Daß dies nicht geschehen, bereute man, als man die Schlingen und Intriguen der griechischen Kaiser durchschaute und ihre Wirkungen empfand, zu spät. Doch blieb noch der Ausweg: man mußte Aegypten erobern. Auch hier finden wir das leidige „zu spät" wieder. Als man sich von der Nothwendigkeit eines derartigen Schrittes überzeugt hatte, war der Eifer der Pilgrime schon zu sehr erkaltet, die Eifersucht der Kreuzfahrer dagegen in vollster Blüthe; zudem griff man das Werk mit solch ungeschickten Händen an, daß der wirklich eingetroffene überaus traurige Ausgang dieser Expedition von Vielen vorausgesehen wurde. Zu dem Mißlingen des ganzen Unternehmens trägt, abgesehen von der außerordentlichen Tapferkeit und Ausdauer der zahlreichen Saracenen, noch der Neid der Fürsten, welche das Kreuz genommen, die treulose Politik des römischen Stuhles, welcher das Land nur für sich erobert sehen wollte, und die Uneinigkeit der verschiedenen kriegführenden Nationen, die factisch eines Oberbefehlshabers entbehrten, die Schuld. Rechnet man hierzu noch die feige Niederträchtigkeit der Pullanen und Turkopolen, (gemischte, unter der Botmäßigkeit der Christen stehende Völker) die unselige Zwietracht zwischen den geistigen Ritterorden und die von Jahr zu Jahr mehr zunehmende Lauheit der Kreuzfahrer in Bezug auf die Theilnahme an den kriegerischen

Zügen, so hat man Gründe genug, die ein so klägliches Resultat, wie das der Kreuzzüge war, erwarten ließen.

Was uns unter ihnen am Meisten befremden muß, ist unstreitig die ihrer Bestimmung und ihren Gelübden so gänzlich zuwiderlaufende, wahrhaft schmähliche Zwietracht der geistlichen Ritterorden. Am Wenigsten berührt dieser Vorwurf die erst zu Ende des zwölften Jahrhunderts entstehenden deutschen Ritter; desto mehr aber die Ritter vom Hospital, am Allerheftigsten jedoch die Tempelherren. Es darf nicht verkannt werden, daß, wenn die Fürsten des Abendlandes mit Zustimmung des Papstes Palästina den Templern und Hospitalitern als ein Adelsreich überlassen hätten, die beiden Orden durch eine richtige und allseitige Anwendung ihrer Kräfte dieses Land sicherlich den Bemühungen der Saracenen zum Trotze in ihrem dauernden Besitze behalten haben würden; da dies aber nicht der Fall war, sondern vielmehr die meisten occidentalischen Fürsten, die das Kreuz trugen, und besonders im dreizehnten Jahrhundert ehrgeizige Absichten auf den Thron Jerusalems hegten, die Ritterorden in demselben aber den Preis für ihre Aufopferung und Tapferkeit erblickten, so lag letzteren, welche die Wünsche der Gläubigen ihrem Privatinteresse, ihrer Habsucht nachsetzten, durchaus nichts daran, daß ein mächtiger Fürst Jerusalem gewinne, im Gegentheil sie bestrebten sich nach Kräften, derartige Unternehmungen nach Möglichkeit zu verhindern. Und daß ihnen jedes Mittel recht war, sobald es nur zum Ziele führte, ist bekannt. Wissen wir doch, daß Thomas von Montaigu, der Großmeister der Templer, welches Regierungsjahre von 1218—39 fielen und zu dessen Zeit und durch dessen Umtriebe der Orden der Templer zu einer gewaltigen Höhe gestiegen; daß er sich nicht entblödete, lediglich um der Besitz-

ergreifung des heiligen Landes vorzubeugen, den edlen Kaiser Friedrich II., den ersten Fürsten der Christenheit, an die Ungläubigen (Malek al Kamel) zu verrathen; dies Verfahren war so schmachvoll und niederträchtig, daß sich sogar der Sultan der Saracenen darüber empörte und den Werth des Kaisers besser schätzend, als die habgierigen Orden, das den Kaiser überliefern sollende Schreiben diesem mit der Versicherung seiner tiefsten Entrüstung übersandte. Derartige, ihre Gelübde geradezu Lügen strafende, die Ritter aber selbst brandmarkende Thatsachen finden sich, besonders in den Annalen der Tempelherren, mehr als zu viele. So lieferte unter Anderem der Großmeister der Templer, Bertrand von Blancfort (1154—65), im Jahre 1155 den Sultan Nasireddin, einen ägyptischen Empörer, welchen er in seiner Gefangenschaft hielt, für 60,000 Goldgülden an dessen Landsleute, d. h. einem martervollen Tode aus, trotzdem Nasireddin erklärt, Christ werden zu wollen und in der christlichen Glaubenslehre schon gute Fortschritte gemacht hatte. Man sieht, die Habsucht der Tempelherren überstieg alle Schranken, denn unter den Heiden Proselyten zu machen war eines der anerkennungswerthesten, wo nicht das allerverdienstlichste Werk der christlichen Kirche und der Großmeister eines der ersten geistlichen Orden, die rechte Hand des Papstes in Palästina, verkauft einen Unglücklichen um schnöden Goldes willen. Berücksichtigt man, für welch großes Verbrechen eine solche Handlung zu den damaligen orthdoxen Zeiten gehalten wurde, so kann man den moralischen Standpunkt des Ordens schon einigermaßen ermessen, indem Bertrand von Blancfort erst der sechste Großmeister war, dem noch einundzwanzig folgten. Doch es ist unsere Absicht nicht, jetzt die Makel dieses Ordens aufzudecken.

Zwei Jahrhunderte lang trägt der Orden der Tempelherren im Orient, in Spanien und in Portugal im Kampfe gegen Saracenen und Mauren eine solch ausgesuchte Tapferkeit zur Schau, seine fast übernatürlichen Heldenthaten erfüllen die Seelen mit so hoher Bewunderung, sie nehmen unsere Gemüther so vollkommen für sie ein, daß man geneigt ist zu behaupten: blos den riesenhaften Anstrengungen jener Heldenritter, die nur Schritt vor Schritt und Scholle vor Scholle der unendlichen Uebermacht der Saracenen wichen, konnte es gelingen, Palästina eine so lange Zeit im Besitze zu halten. Keineswegs dürfen wir aber dabei übersehen, daß, wie später der deutsche Orden ein Granitbollwerk gegen die Preußen und ein Damm gegen heidnische Ueberschwemmungen des nordöstlichen Europas bildete, wir es nur der Tapferkeit und dem Kriegsmuthe der Tempelherren und Hospitaliter zu verdanken haben, wenn Spanien und Portugal christliche Provinzen blieben, da sie in Vereinigung mit den Orden der Brüder von Avis, St. Jago de Compostella, Calatrava, Alcantara, Monteza u. s. w. nicht nur den mächtigen, ganz Europa mit ihren Horden zu überziehen strebenden Mauren eine eherne Stirne boten, sondern ihnen sogar noch Stadt um Stadt und District um District mit den Waffen in der Hand abnahmen. Sind die Folgen einer solchen Tapferkeit zu übersehen? Hätten Frankreich und Deutschland wohl dem Andrange von Osten nach Westen mit Erfolg widerstehen können, wenn Spanien und Portugal gefallen? Diesem compacten Anfluthen des auf höherer, als auf europäischer Cultur stehenden Muhamedanismus, seinem ritterlichen Ungestüme, sowie seinem Fanatismus dürfte, sehen wir von den oben genannten geistlichen Ritterorden ab, was Einheit des Willens, Ausdauer in der Verfolgung des sich gesteckten Zieles, Energie

und unerschütterlichen Muth anlangt, das Abendland wohl keine ebenbürtigen Streiter haben entgegenstellen können. Nur das ausgesuchteste Lob verdienen die Mitglieder des Ordens der Tempelherren und der Hospitaliter, die ihren Sitz auf der pyrenäischen Halbinsel hatten.

Ebenso gebührend müssen wir anerkennen, daß wir es nur der heroischen Tapferkeit der Tempelherren, Hospitaliter oder Johanniter und der deutschen Ritter zu verdanken haben, wenn die drohende Macht der verschiedenen Sultane zwei Jahrhunderte lang durch eben jene Orden stets und stets auf einen Punkt hinzuwirken sich gezwungen sah, nach Ablauf welcher Zeit sie, wenn auch nicht gebrochen, doch zum Mindesten sich in keiner Lage befand, für Europa gefährlich werden zu können.

So schön dieses Lob auch klingt, so wird es durch den Tadel übertönt, mit dem wir das Andenken an die Orden beschweren müssen. So häßlich es auch nach obiger Schilderung erscheinen mag, so verdienen ihre vielfachen Unthaten dennoch, daß man schonungslos den Schleier von ihrer Verdorbenheit reißt und zwar um so mehr, wenn wir zuzugestehen gezwungen sind, daß die Tempelherren bei einer ihren Gelübden entsprechenden, rechtmäßigen Anwendung ihrer Fähigkeiten, deren höchste die Tapferkeit noch nicht war, und Mittel, noch ganz Anderes zu leisten im Stande gewesen wären; aber ihre Herrschsucht lähmte die Anstrengungen der abendländischen Fürsten, ihr Geiz, ihre keine Grenzen kennende Habsucht legte den frommen Pilgern, anstatt sie zu unterstützen, vielfache Beschwerden auf; sie waren es vornehmlich, welche durch aufregende Berichte, durch erheuchelte Klagen die schwärmerische Täuschung, in der Europa befangen, so lange Zeit, blos um Geld zu erlangen, erhielten, das sie, wenn sie es nicht ganz

und gar unterschlugen, wie auch öfters geschah, nur in ihrem eigenen Interesse, nicht aber in dem des Papstes und der Christenheit, verwandten, und so ihr Vaterland um die großen Opfer brachten, die wir Eingangs erwähnten. Wie sehr begründet diese Vorwürfe sind und wie sehr die Tempelherren nicht nur den herbsten Tadel wegen eines ihren Ordensregeln zuwiderlaufenden üppigen, ja man kann sogar sagen sardanapalischen Lebens verdienten, sondern auch absonderlich wegen ihrer schmutzigen Habsucht, die eher ihre Brüder in den Kerkern der Ungläubigen ließ, als daß sie zu dem Geldsäckel griff, beweist eine solch massenartige Anhäufung von Reichthümern, daß sie nur allein in Europa neuntausend Häuser, vierzigtausend Kommenden und als jährliche Einkünfte die zur damaligen Zeit undenkbare Summe von zwei Millionen Thalern besaßen. Berücksichtigt man, daß ihr eigentlicher Sitz doch immer das Morgenland war, so kann man sich einen hinlänglichen Begriff von der Macht des Ordens machen, man wird die anmaßende Stellung des Fürstenrang besitzenden Großmeisters den verschiedenen Monarchen gegenüber zu würdigen wissen, die ihm meistens wegen Geldlehen verpflichtet waren.

Betrachtet man diesen Stand der Dinge und vergleicht ihn mit der Stiftung des Ordens, den Motiven desselben und seinem anfänglichen kümmerlichen Vegetiren, so trauert die Seele gewiß, sie sieht ja, welch verkehrte Richtung eine gesunde Kraft einschlug, die unter der Leitung uneigennütziger, gerader Männer gewiß einen segensreicheren Erfolg gehabt haben würde. Egoismus und Unredlichkeit verunzieren jene gewaltigen Großmeister der Tempelherren und ihren Orden; der Mangel dieser beiden Eigenschaften wäre ein unendlicher Gewinn nicht nur für sie, sondern auch für die Mit- und

Nachwelt gewesen; dieser Mangel würde den Orden eines Endes überhoben haben, welches in so grellem Contraste mit seinem Ursprunge steht. Werfen wir einige flüchtige Blicke auf die Entstehung des Ordens und auf seine Geschichte.

Die Stätte, wo der Heiland der Welten lehrte, litt für die Menschheit den Versöhnungstod starb, bildete zu fang des zwölften Jahrhunderts unter dem Namen des Königreichs Jerusalem eine abendländische Monarchie, die herrlichen Gegenden wurden von europäischen Fürsten regiert, die jetzt, nachdem der Sieg errungen, in behaglicher Ruhe sich ihres Genusses freuten, als ob das junge Reich von nun an unantastbar sei. Beduinen, Seldschucken, Araber und aus Europa mit den Kreuzfahrern gekommenes schlechtes Gesindel benutzten diesen Zustand, um nach und nach bis an die Thore Jerusalems zu schwärmen, zu plündern, die Wege unsicher zu machen und die frommen Pilgrime in Noth und Gefahr zu bringen. Die Ritter und Fürsten auf ihren festen Schlössern merkten wenig von diesem Unwesen, auch glaubten sie sich nicht befugt, den häufigen Klagen der Bewohner des ebenen Landes abzuhelfen, fühlten sie sich doch vollständig gesichert.

Angefeuert durch das Beispiel des von Raymund du Puy aus dem Orden Johannes des Täufers zu Jerusalem gegründeten, zur Pflege der kranken Pilgrime und zu dem sich, neben der Befolgung der Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsames noch das der Vertheidigung des Glaubens gesellte, bestimmten Ordens der Brüder vom Hospital; unternahmen es die beiden frommen Ritter Hugo von Payens und Gottfried von St. Omer, Waffengefährten Gottfrieds von Bouillon, die zur Beschützung des heiligen Landes zurückgeblieben waren, diesem Uebelstand abzuhelfen. Im Jahre 1118 gründeten sie mit noch sieben anderen, gleichfalls französischen

Rittern zu Gottes Ehre einen Bund mit der Bestimmung, die Pilgrime zu schützen und sie sicher zu den heiligen Stätten zu geleiten. Die Gefährten der beiden Ritter bei diesem frommen Unternehmen waren: Gottfried Roral, Payens von Montdidier, Gottfried Bisol, Andreas von Montbar, Gundemar, Archembald v. St. Aman und Hugo, Graf von der Provence (etwas später). Vor den Patriarchen von Jerusalem, Guaremond (von Amiens) verpflichteten sie sich im Namen der Mutter Gottes (La doce mère de Dieu) zu den Gelübden der Armuth, Keuschheit und des unbedingten Gehorsams; doch blieb ihr Hauptgelübde die Beschützung der Pilger im heiligen Lande.

In der ersten Zeit hatten die wackeren Ritter sehr mit Noth und Dürftigkeit zu streiten; zum Zeichen ihrer festen Vereinigung und ihrer unschwächbaren Freundschaft und Bruderliebe führten sie zwei, auf einem Rosse reitende Ritter im Wappen. Wie kümmerlich sie sich im Anfange behelfen mußten, erhellt daraus, daß sie Nahrung und Kleidung von den Hospitalitern, frommen Christen und dem Könige Balduin II. von Jerusalem bekamen, welcher letztere ihnen auch ihre Wohnung in einem Palaste anwies, der auf der Stelle erbaut war, wo früher der Tempel Salomonis stand. Eben deswegen hieß auch dieser Palast der Tempel Salomos. Nach ihm nannten sich die Ritter später: Ritter vom heiligen Tempel zu Zion und vererbten den Namen ihrer anfänglichen Wohnung auf die später errichteten Gebäude, in denen sie ihre Capitel abhielten, (die später so berühmt gewordenen Tempel zu Paris und London wurden von ihnen erbaut und bis zu ihrem tragischen Untergange benutzt.)

Der ursprüngliche Namen, den sich diese Ritter beilegten, war: Fratres militiae templi (oder auch Christi), aus

dem allmählig der Name Templer, Tempelritter und Tempelherr entstand.

Als man sich von der Tüchtigkeit der Ritter überzeugt, schenkte ihnen der Abt und die Chorherren des heiligen Grabes einige Häuser zur Aufbewahrung ihrer Rüstungen und zur Herberge für die Pilgrime. Dies, nebst den reichlichen Geschenken, welche ihnen die glücklich geleiteten Pilger zukommen ließen, bildete den Anfang zu dem später riesig anwachsenden Vermögen des Ordens.

Still und anspruchslos lebten die Ritter; sie vollzogen ihre Gelübde mit Strenge und bewiesen sich, da sie von vornherein gewiß mehr auf Armuth, Sorgen, Mühen und Noth, als auf Macht, Reichthum und hohe Ehrenstellen rechnen mußten, als Männer, die, von der reinsten Menschenliebe beseelt, nur nach dem Ruhme, ein Streiter Christi zu sein, und dem Märtyrerthume trachteten. Auch zeigten sie sich von so erheblichem Nutzen, daß Balduin II. nach kurzer Zeit ihres Bestehens in sie drang, mehr Mitglieder aufzunehmen und sich an eine bestimmte Regel zu binden. Demzufolge begaben sich die beiden Ritter Gundemar und Andreas von Montbar, zur Erreichung dieses Wunsches, zu dem damaligen berühmten und fast allmächtigen Abte Bernhard von Clairveaux, der sofort ein eifriger Verfechter ihrer frommen Sache wurde.

Auf dem Concil zu Troyes 1128, zu welchem Hugo von Payens mit mehreren seiner Gefährten reiste, gab er, der als zweiter Gründer des Ordens anzusehen ist, ihnen die Regel des heiligen Benedict, jedoch mit einigen Abweichungen, nachdem er sich zuvor mit dem Papste ins Vernehmen gesetzt. Durch Johann von Alamaton wurden zweiundsiebzig Artikel aufgesetzt; ihr Hauptinhalt ist ungefähr der: die armen

Brüder Christi und des Tempels Salomonis leben nach der kanonischen Regel; jeder Bruder kommt Tag und Nacht seinen Gelübden nach, beim Frühmahl und Mittagsmahl wird ein religiöser Gegenstand vorgelesen. Nach dem Abendgottesdienste ist alles Sprechen verboten, außer wenn es die Nothwendigkeit erheischt. Die Kleidung der Brüder soll stets von einer Farbe sein, die abgelegten Kleider mögen Knappen, Diener oder Arme bekommen. Die Diener sollen schwarze Kleidung haben, die Haare müssen geschoren sein; jeder Templer kann ohne Erlaubniß des Meisters nur drei Pferde haben und einen Diener, welcher nicht geschlagen werden darf. Alle Bedürfnisse der Ordensangehörigen giebt der Orden, dem Meister ist strenger Gehorsam zu leisten; weder bei Tage noch in der Nacht darf ein Bruder verreisen, kein Ritter oder Knappe kann einen andern besuchen oder sprechen und ohne Befehl einhergehen. Kein Bruder darf ohne Erlaubniß des Meisters Briefe von seinen Eltern oder anderen Leuten empfangen, noch geben. Verboten ist, sich mit Weibern oder anderen Brüdern in sträflichen Umgang einzulassen. Die verheiratheten Brüder dürfen nicht im weißen Kleide einhergehen, auch nicht im Brüderhause wohnen. Es ist nicht nöthig, alle Brüder zum geheimen Convente zu rufen, sondern blos zu wichtigen Berathungen. Will ein Bischof dem Orden den Zehnten einer Kirche freiwillig abtreten, so kann er es mit Einwilligung seines Capitels thun. Hat sich ein Bruder schwer vergangen, so wird er aus der Brüder Umgang entfernt; die Küsse jedes Frauenzimmers, Mutter und Schwester nicht ausgenommen, sind strenge zu vermeiden.

Obwohl mannigfach bestritten, mögen dies doch die Grundregeln des Ordens gewesen sein. Daß die Templer schon in früher Zeit davon abwichen, ist bekannt; ebenso

natürlich, daß diese ursprünglichen Regeln nicht für die Dauer ausreichend sein konnten. Im Gegentheile, es mußten deren nachgetragen werden. Diese Ordensregeln kannte Jedermann, nicht aber so verschiedene andere Gesetze, die ein Geheimniß des Ordens waren. Nur die Häupter und hervorragenden Glieder desselben waren darin eingeweiht, sie wurden selten in Ordensbücher eingetragen, sondern in den Conventen durch Tradition fortgepflanzt; die einzelnen eingeweihten Ritter schrieben sich die neu hinzukommenden geheimem Artikel auf, doch blieben sie selbst den übrigen, deren man sich nicht genügend versichert hielt, unbekannt. Solche Statutenbücher wurden aufgefunden und uns zur Kenntniß gegeben. Bischof Münter fand unter Anderen die Statuten der Tempelherren, in provenzalischer Sprache geschrieben, zu Rom in der corsinischen Bibliothek; sie scheinen aus den Zeiten des Meisters Odo von St. Amand zu stammen. Doch ist es natürlich, daß die Sammlung kurz vor der Ordensaufhebung die vollständigste war.

Daß die oben aufgeführten Artikel von Bernhard von Clairveaux gegeben, sowie auch unter der Regierung der ersten Großmeister gehalten worden sind, steht fest. Mit dem Wachsen und zunehmenden Reichthume des Ordens vermied man die Strenge derselben. Als Abzeichen trugen die Tempelritter einen weißen Mantel, später bekamen sie auf der linken Schulter desselben ein blutrothes Kreuz aufgeheftet, dessen unterer Balken größer war, als die übrigen. Ihr Feldzeichen war eine schwarz und weiße Fahne (der Heiden Schreck, der Christen Wonne), die Beauséant hieß. Nach dem Namen des Banners lautete auch der Schlachtruf der Templer Beauséant.

Nach dem Schlusse der Kirchenversammlung durchreiste

Hugo von Payens Frankreich, Spanien, Deutschland und England, wo man ihn, d. h. den Orden mit reichen Besitzungen bedachte und sich ihm selbst viele Ritter anschlossen. 1129 kehrte er nach Palästina zurück und konnte im selbigen Jahre noch an der Belagerung von Damaskus thätigen Antheil nehmen.

Doch ehe wir auf die Geschichte des Ordens eingehen, wollen wir die inneren Einrichtungen desselben einmal ins Auge fassen und beginnen daher mit den verschiedenen Gliedern desselben. Das Noviziat fehlte bei den Tempelherren. Der Aufzunehmende mußte einundzwanzig Jahre alt und aus einer adligen Familie entsprossen sein, (der Vater mußte Ritter sein oder Ritterwürde haben, die Mutter aber eine Edelfrau), das Herkommen untersuchte man genau; der Adel eines Tempelritters sollte makellos sein, woher das denn auch kam, daß man die Bastarde der Fürsten nicht in den Orden aufnahm. Ein jeder Candidat sollte frei und ledig in der Welt stehen, weder verheirathet, noch verlobt sein, keine Schulden besitzen, keinem andern Orden angehören; auch keine Weihen haben, gesund und kräftig, besonders frei von ansteckenden Krankheiten sein. Jeder Ritter mußte mit einer vollständigen Rüstung, drei Pferden und einem Stallmeister, (Laie oder dienender Bruder) versehen sein. Doch wie man es später mit den meisten Gesetzen nicht mehr genau nahm, so drückte man auch hier, wenn es das Interesse des Ordens erheischte, bisweilen ein Auge zu und trieb zuletzt mit der Reception Simonie, wozu der spätere Artikel, wonach jeder Candidat dem Orden eine gewisse, seinem Vermögen entsprechende Summe als Aussteuer mitbringen mußte, einen leichten Vorwand gab. Den Ritterschlag, als eine weltliche Würde, mußte jeder Candidat schon empfangen haben, doch

fehlte es auch nicht, daß man sehr reiche Kinder in den Orden aufnahm. Gehorsam, im Kriege unbedingter, gegen die Vorgesetzten war geboten, und die ausgesuchteste Tapferkeit verlangt. Um die Ritter zu letzterer anzuspornen und sie zu warnen, sich gefangen nehmen zu lassen, verordnete ein Artikel, daß nicht mehr als ein Strick und ein Dolch für die Auslösung eines Tempelherrn gegeben werden sollten. Doch wurde auch dieses Gebot mehrfach umgangen, und so leid es dem Orden auch that, einige, freilich wenige Male, mit Geld ausgelöst.

Alte und dienstunfähige Ritter wurden in den Tempelhäusern verpflegt und geehrt, sogar öfters vom Capitel ihre Meinung eingeholt.

Zu Beginn seiner Stiftung bestand der Orden der Templer, wie wir sahen, aus lauter Laien, die in ihren geistlichen Angelegenheiten an den Patriarchen Guaremond gewiesen waren, sintemalen sie keine eignen Priester besaßen. Ihren Gottesdienst hielten sie Anfangs in der Kirche des heiligen Grabes, bei ihrem numerischen Wachsen aber in verschiedenen Kirchen; auch konnten sie sich mit der Bewilligung des Patriarchen und der Bischöfe eigne Priester halten, die im Ordenshause wohnten, dem Diöcesanbischof unterthan und durch keinerlei Gelübde an den Orden gebunden waren.

Im Jahre 1162 gab der Papst Alexander, aus Dankbarkeit, weil er sich auf der Synode zu Nazareth für ihn und gegen den Gegenpapst Victor III. ausgesprochen, dem Orden die berühmte Bulle: Omne datum optimum, welche die Grundlage der ganzen Macht der Tempelherren bildete. Diese Bulle enthält die Exemtion des Ordens und verordnet, daß sich derselbe von den Bischöfen Geistliche ausbitten könne, die ihm, kraft der päpstlichen Machtvollkommenheit, von ihnen

nicht vorenthalten werden durften und nur den Templern verpflichtet waren. So bildete sich der Papst aus den Ritterorden (Anastasius IV. hatte die Hospitaliter schon 1154 eximirt) eine Waffe gegen den Clerus, indem er sie der Botmäßigkeit desselben entzog.

Nun bestand der Orden aus Rittern und Geistlichen. Letztere wurden ebenso aufgenommen als erstere und es bedurfte bei ihnen ebenso wenig eines Noviziats, als bei jenen. Nur mußten sie (die sogenannten Cleriker) aus einem geistlichen Orden (gemeiniglich den Minoriten) genommen sein. Ihre Tracht bestand in einem knappen, weißen, enganliegenden Rocke, genannt Barette, ähnlich dem der Cisterzienser, und von diesem nur durch das rothe Kreuz auf der Brust verschieden. Ob die Kreuze bei den Rittern und Clerikern verschieden, läßt sich nicht ermitteln. Wie es die Statuten verlangten, sollten die Cleriker zu ihren Kleidungen das feinste und dauerhafteste Tuch bekommen. Waren sie nicht Bischöfe, welche Beispiele auch vorkommen, so war es ihnen untersagt, den weißen Rittermantel zu tragen. Auch mußte der Cleriker den Bart scheeren, dahingegen die Ritter lange Bärte zu tragen pflegten. Aus Ehrerbietung gegen den Leib des Herrn trugen sie Handschuhe.

Der Orden besaß selbst zu den Zeiten seiner ausgebreitetsten Macht nie viele Cleriker und zwar aus dem Grunde seiner Geheimnisse, die der Hierarchie unstreitig gefährlich waren; daher kommt es, daß auch öfters fremde Priester die geistlichen Functionen stellvertretend bei den Templern verrichteten und der Großmeister, falls es nöthig war, ja sogar auch jeder Bruder Beichte hören und Absolution ertheilen konnte. Die Cleriker genossen fast gar keine Vorrechte vor den Rittern, sondern waren so gut wie diese, den Beamteten

des Ordens zu strengem Gehorsam verpflichtet. Aufgenommen wurden sie wie die Ritter auch. Da die Cleriker erst dem Orden einverleibt wurden, als dieser schon eine fast vollendete Ausbildung erlangt, konnten sie freilich nicht so gut bedacht werden, als dies beim Stiften des Ordens hätte geschehen können. Gewöhnlich mußte ein Cleriker, da er die priesterlichen Geschäfte des Ordens zu verrichten hatte, die Priesterweihe erhalten haben. Kam jedoch einmal der Fall vor, daß ein Cleriker, der noch nicht geweiht war, aufgenommen werden sollte, so mußte ihn nach dem Omne datum optimum ein jeder Bischof auf Verlangen weihen. Da sie ohne Erlaubniß des Großmeisters oder dessen Stellvertreter an den Capiteln nicht Theil nehmen durften, so möchte es zu bezweifeln sein, ob sie von den Geheimnissen des Ordens viel Wissenschaft gehabt. Bei der Mehrzahl dürfen wir eine solche Kenntniß gewiß in Abrede stellen. Alle Cleriker hatten mit den Rittern gleiche Regeln, mußten alle Kirchenceremonien ausüben, besonders aber die Gesänge anstimmen. Im Refectorium mußten die Ritter auf ihre Ankunft warten; vor Tisch sprachen sie das Gebet, nach Tisch gewöhnlich in der Kirche oder in Ermangelung derselben abermals im Refectorium. Während der Mahlzeit las der Cleriker den Brüdern Etwas zur Erbauung vor. Für die Verstorbenen mußten sie gleich den andern Brüdern täglich dreißig Paternoster beten. Das Absolutionsrecht der Cleriker war ein bedingtes, wie es die Ordensoberen eben zuließen. Waren Brüder abgehalten, die Capitel zu besuchen, so mußten sie ihnen privatim Disciplin geben.

Auch die Cleriker, oder Capelläne, wie sie gleichfalls heißen, wurden bei vorkommenden Vergehen vom Meister bestraft, nachdem sie ihren Fehltritt öffentlich im Capitel hatten eingestehen und bereuen müssen. Diese Regeln, obschon sie im

Abendland in den verschiedenen Ordenssitzen in den letzteren Jahrzehnten nie mehr genau beobachtet wurden, erlitten natürlich bei den vielen Kriegsfahrten der Tempelherren im Oriente manche Beugung, wie es denn die Gelegenheit nicht anders mit sich brachte. Daß sie in den letzten Jahren des Bestehens des Ordens, wo fast sämmtliche Ritter höchst sittenverdorben waren und allen Lastern, selbst den scheußlichsten, fröhnten, fast gar keine Befolgung mehr fanden, lehrt die Geschichte. Sobald der Orden in dem Maaße an Mitgliedern und Ländereien gewonnen, daß die Dienerschaft der einzelnen Ritter nicht mehr ausreichte, um die ökonomischen und niederen dienstlichen Angelegenheiten desselben zu besorgen, wurde ihm eine dritte Classe einverleibt, die sogenannten dienenden Brüder. Sie theilten sich in zwei Abtheilungen: dienende Waffenbrüder und dienende Handwerker, von denen erstere, sowie die Waffenschmiede der zweiten, wieder eine höhere Stellung vor der andern genossen. Bei dem großen Andrange der Leute, welche sich unter den Schutz und die Macht des Ordens stellen wollten, suchten die Ritter, ihrer eigennützigen Politik getreu, die reicheren und von vornehmer Geburt zu den dienenden Brüdern aus, so daß wir Radulf von Gisi, einen Steuereinnehmer des Königs von der Champagne und Wilhelm von Arteblai, königl. franz. Almosenier, unter ihnen erblicken. Die dienenden Brüder wurden theils als Aufseher bei den Domänen, theils als Verwalter der Landgüter und Ordensbesitzungen, theils als Gefolge des Großmeisters und der Comthure und zu ihrer Aufwartung bestimmt, theils als Ordenskrieger und als Handwerker in den Werkstätten des Ordens benutzt. Auch war der Schatzmeister des Ordens immer ein dienender Bruder. Dienende von großer Auszeichnung konnten auch zu Commenden ge-

langen, wie denn die Commende von Akko, der vielfachen Aus- und Einschiffungen und der dabei vorkommenden Geschäfte halber, stets mit einem dienenden Bruder besetzt wurde. Es gab noch verschiedene Aemter für tüchtige Leute unter denselben. So hatte der Untermarschall die Aufsicht über das kleine Rüst- und Pferdezeug und war allen Handwerkern, welche im Marstalle arbeiteten, vorgesetzt; auch konnte er die Capitel der Dienenden halten und selbst Knappen züchtigen. Der Bannerer war, wo er sich auch befinden mochte, der Vorgesetzte aller dienstthuenden Knappen; seine Pflicht erheischte es, dieselben zu belehren, er ließ Capitel halten, um die Schuldigen zu strafen. Er gab den Knappen Sold und Fourage; er ritt bei den Zügen vor dem Ordensbanner her, ließ es von einem Knappen tragen und führte den Zug nach den Befehlen des Marschalls. In Kriegszeiten trug ein Turkopolier (Anführer der leichten Reiterei) das Banner, aber der Bannerer beschützte ihn mit einem Geschwader von Knappen. Im Gefechte hatte der Bannerer ein Banner an seiner Lanze, führte die Knappen an, bewachte das Gepäck, mußte auf Ordnung halten und es dem Heere folgen lassen; auch war die Stelle des Koches eine wichtige. Wenn auch schon wahr ist, daß die dienenden Brüder nie Ritter werden konnten, so war ihr Stand doch von großer Bedeutung. Diejenigen von ihnen, welche Amtleute waren und Verwalterstellen bekleideten, hatten Sitz und Stimme in den Ordenscapiteln. Auch stellten sie vier Stimmen zu der Wahl des Großmeisters, der doch blos von dreizehn Wahlmännern gewählt wurde. Obwohl stets Subordination stattfand, standen die Ritter mit ihnen doch auf einem sehr vertrauten Fuße und ein jedes Vergehen gegen sie wurde mit unnachsichtlicher Strenge bestraft.

Die Aufnahme der dienenden Brüder geschah ähnlich wie bei den Rittern; um nicht später einmal vom Orden zurückgefordert zu werden, mußte jeder Aufzunehmende beschwören, daß er Keines Knecht sei.

Als Kleidung trugen sie anfänglich auch weiße Mäntel; allein als sie im Abendlande vielfach Mißbrauch damit trieben und sich als Ritter aufspielten, so entzog man sie ihnen und versah sie dagegen mit schwarzen Gewändern und braunen auf der linken Brust mit einem rothen Kreuze versehenen Waffenkitteln; die von den Rittern abgelegten Kleidungsstücke wurden daher auch nicht mehr an dieselben verabfolgt, sondern an die Armen.

In Kriegszeiten standen die dienenden Brüder, ebenso gut als wie die Ritter, unter dem Ordensmarschalle, da sie vermöge ihrer leichten Rüstung zur leichten Reiterei gehörten, unter dem speciellen Commando des Turkopoliers; die Knappen ritten auf dem Zuge voran, ordneten sich jedoch die Ritter in Reihen, so ritt die eine Hälfte der Knappen vor ihnen auf; die andere hinter den Pferden und beim Gepäcke.

Abgesehen von der Macht und dem Reichthume des Ordens, bewog schon der Umstand, daß er zu einer Zeit, wo es in der Macht eines Prälaten stand, eine ganze Stadt, ja sogar einen ganzen District mit dem Interdicte zu belegen, vermöge der Bulle Omne datum optimum keinen Bannstrahl zu scheuen hatte, ja sogar an Orten, die mit dem Interdicte schon belegt waren, dennoch Gottesdienst halten durfte, manche Person von hohem Stande und hoher Geburt, sich dem Orden der Tempelherren anzuschließen (zu affiliiren), woher der Name „Affiliirte" entstand, die auch Tertiarier des Ordens genannt wurden. Obgleich diese Affiliirten sämmtlich in ihren

alten Verhältnissen verblieben, so beobachteten sie doch eine strengere Lebensart nach den Ordensregeln. Gewöhnlich leisteten sie die einfachen Ordensgelübde, andere verpflichteten sich aus Andacht oder Politik gänzlich zu der Ordensregel, ohne mehr heißen zu wollen als Affiliirte.

Wie sehr die Macht und die Wirksamkeit des Ordens durch diese Affiliirten gewinnen mußten, bedarf keiner weiteren Erörterungen. Nur das sei bemerkt, daß Papst Innocenz III. sich rühmte, Affiliirter der Tempelherren gewesen zu sein (es traten nämlich auch viele Geistliche in solcher Eigenschaft bei) und König Philipp der Schöne soll an den Papst geschrieben haben: er, nebst seinem Neffen, hätten sich bemüht, Mitbrüder der Tempelherren zu werden.

Allein nicht nur Ordensbrüder machten diese Tertiarier aus, sondern auch Ordensschwestern, obschon man keine Tempelnonnen trifft, wie z. B. die Hospitaliter Nonnen hatten. Obgleich es den Ordensbrüdern untersagt war, mit den Schwestern zusammen zu wohnen, so kommen doch häufig durch Umgehung dieses Verbotes Fälle vor, daß Früchte dieses unerlaubten Umganges zur Welt kamen, denen der Orden jedoch das Leben nehmen ließ. Traten Verheirathete als Affiliirte zu dem Orden, so sagt das fünfundfünfzigste Capitel, daß der Bruder sein ganzes Vermögen dem Orden nach seinem Tode zu vermachen, ehrbar zu leben und überall des Ordens Bestes zu wahren habe. Stürbe er vor seiner Frau, so solle ihr ein Theil des Nachlasses zum Unterhalte dienen. Zugleich mußte er sich bei seinem Eintritte verpflichten, allem Umgang mit ihr zu entsagen und zugleich die förmlichen drei Ordensgelübde ablegen. Da man aber weiß, welchen Mißbrauch die Templer trotz ihrer Gelübde trieben und daß ihr Sinn nur auf Anhäufung von Reichthümern stand, so ist es

auch klar, daß ihnen mehr an dem Gelde und dem Einflusse der Affiliirten, als an deren strenger Haltung der Ordensregeln lag.

Außerdem gehören noch mit zum weiteren Ordensverbande die Donaten und Oblaten: eine Art Personen, welche sich und ihr Eigenthum mit mehr oder weniger Vorbehalten dem Orden der Tempelherren übergaben, wofür sie dessen Schutz genossen. Man besitzt jetzt noch die Diplome zweier Grafen von der Provence, die sich so übergeben hatten. Unter den Oblaten gab es auch Priester. Das Vorrecht der Oblaten bestand darin, daß das Zeugniß eines von ihnen gegen einen Tempelherrn gültig war, obgleich sonst der Orden keinen weltlichen Zeugen gegen einen der Brüder desselben zuließ. Die Donaten konnten zur Behauptung der Wahrheit mit zwei Zeugen gegen einen Bruder auftreten. Noch eines Standes muß zuletzt gedacht werden, der mit den Tempelherren in Verbindung stand und ihnen doch in keiner Weise angehörte. Es sind dies die Ritter und Knappen, die eine Zeitlang, wie es eben die Umstände des Krieges erheischten, mit unter dem Ordensbanner stritten, jedoch keine Verpflichtung zu dem Orden besaßen und sich, sowie es ihnen beliebte, wieder von den Templern trennten.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf die Entstehung des Ordens und betrachten wir die Gliederung zur Zeit seiner Blüthe, durchmustern wir diese Verfassung, sehen wir wie Ritter, geistliche und bürgerliche Brüder, Affiliirte, Donaten und Oblaten es ermöglichten, daß der Orden durch sie mit dem bürgerlichen, geistlichen und häuslichen Leben in die allerinnigste Berührung kommen konnte, da ferner die Tempelherren die Leute gewiß nicht waren, welche solche immense Vortheile ungenutzt vorüber gehen ließen: so wird uns das

fast wunderbare Wachsthum des Ordens, die Ansammlung seiner Reichthümer, das großartige numerische Zusammenfinden von Kräften weniger räthselhaft erscheinen, als dies vielleicht im Anfange der Fall gewesen sein mag. In allen Lagen und in allen Verhältnissen besaß der Orden der Tempelherren nun ausgezeichnete Glieder, welche die Winke der diplomatischen Großmeister mit eben derselben Gewandtheit ausführten, als die Ritter auf sein Geheiß mit todesverachtender und wahrhaft unerhörter Tapferkeit fochten. Dieser Orden, ein Staat im Staate, schien allen Fürsten gefährlich zu werden, wo er, sei es auch nur Fußbreit, Raum gefaßt. Ehe wir zur Geschichte des Ordens übergehen, deren Kenntniß zur richtigen Beurtheilung vorliegenden Werkes räthlich ist, dürfte es nicht unpassend sein, seine Gliederung und innere Regierung selbst zu prüfen.

Das Haupt desselben ist der Großmeister (Magnus Magister). Die Regel über seine Wahl und Befugnisse beginnt mit den Worten: Der Großmeister ist an Gottes Statt. Gleichwohl darf man aber aus diesem Ausdrucke, der in mehreren Ordensregeln derselbe ist, nicht schließen, daß der Großmeister unumschränkt und despotisch im Orden habe regieren können. Im Gegentheile, er war sowohl der Form, als auch dem Wesen nach den allgemeinen Capiteln in derselben Weise unterworfen, als der Papst den Kirchenversammlungen. Demnach war die Verfassung bei Weitem mehr aristokratisch, als monarchisch. Die eigentliche höchste Gewalt ruhte in den allgemeinen Ordenscapiteln. Diese wurden sehr geheim gehalten und fielen, auch, ausgenommen wenn der Großmeister erwählt wurde, was allemal durch ein Generalcapitel geschehen mußte, selten vor und zwar aus dem Grunde, weil der Großmeister sie ebenso fürchtete, als wie der Papst

die Kirchenversammlungen; sodann weil sie mit goßen Kosten verbunden waren und schließlich, weil die das allgemeine Capitel ausmachenden Personen unmöglich immer beisammen sein konnten. War Letzteres der Fall, so wurde die Regierung von dem Rathe des Tempelherrenordens geführt d. i. der Convent des Orients. Er bestand aus dem Großmeister, nebst allen Großwürdenträgern des Ordens, allen anwesenden Großprioren aus den Provinzen, den beiden Assistenten des Großmeisters und aus Rittern und dienenden Brüdern, welche letzterem eben gut dünkten. Hieraus ist ersichtlich, daß diese Verfassung dem Großmeister eine wahrhaft despotische Gewalt erlaubt, im Falle das allgemeine Ordenscapitel nicht zu Stande kommt, um so mehr, als er das Recht besaß, alle mißliebigen Ritter vom Convente wieder auszuschließen. Dieser Convent, der Mittelpunkt aller Ränke und Uneinigkeiten, hatte die Befugniß, Gesetze und Statuten zu geben, die vom Orden strenge befolgt werden mußten. An ihn liefen die Berichte aus den Provinzen ein, von ihm wurden die mit großer Vollmacht ausgerüsteten Visitatoren ausgesandt, an ihn sowohl, als an den Großmeister, der Sprecher und Leiter darin war, richtete der Papst seine Bullen. In diesem Rathe herrschte der Großmeister unumschränkt. Nicht so in den allgemeinen Ordenscapiteln. Dies bestand aus allen hohen Ordensbeamten, aus den Großprioren und den angesehensten Brüdern jeder Provinz. Die dienenden Brüder, welche zugegen waren, hatten auch hier Dienste zu leisten, die Thüren zu hüten rc.; daß natürlich blos Brüder von größerm Ansehen zugezogen wurden, braucht nicht erwähnt zu werden. Der Ort der Sitzungen dieser Capitel wurde sehr geheim gehalten, doch ist nichts natürlicher, als daß sie an des Großmeisters jedesmaligem Sitze vorgenommen wur-

den. So lange sich der Orden in Palästina befand, hielt man auch die Ordenscapitel daselbst. Geschichtskundige, welche von allgemeinen Ordenscapiteln in Frankreich, England ꝛc. reden, verwechseln diese mit den Provinzialconventen. Im Generalcapitel wurden neue Verordnungen und Gesetze gegeben, Anordnungen, welche der Convent in der Zwischenzeit zu machen für nöthig befunden, bestätigt, Brüder recipirt, Komthure und andere höhere Ordensbeamte ernannt, Visitatoren für einzelne Provinzen bestellt und vorzüglich die geheime Lehre in Ausübung gebracht, da in letzterer Zeit alle Theilnehmer am Generalcapitel dieselbe kannten; deshalb war es bei den Templern den päpstlichen Gesandten nicht wie in anderen Orden erlaubt, den Generalcapiteln beizuwohnen. Diejenigen, welche in die geheime Lehre noch nicht eingeweiht waren, aber doch in ihm, wie die Capelläne und dienenden Brüder, Dienste thaten, mußten es zur bestimmten Zeit verlassen. Dem Großmeister konnte ein solches Gebot nicht schwer fallen, da er doch vom Papste selbst zu seinem Vicar ernannt worden.

Von den Provinzialcapiteln diene noch zur Kenntniß, daß jede Commende, jedes große Ordenshaus sein eignes Capitel besaß, und nur die ganz geringen sich mit den benachbarten größeren oder mit denen ihres Comthurs vereinigten. Alle Brüder hatten darin Sitz und Stimme und mußten daselbst erscheinen; hier wurden Klagen untersucht, Streitigkeiten geschlichtet, Strafen aufgelegt und neue Brüder aufgenommen. Der Comthur hatte den Vorsitz, er mußte sich der Stimmenmehrheit unterwerfen. Kein dienender Comthur durfte Ritter oder Cleriker in den Orden aufnehmen oder über sie ein Urtheil fällen, sondern den Obern den Ausspruch anheimstellen. Diese Capitel waren oft die Schauplätze des

Haders, der Cabalen und Intriguen und nur ein kluger Kopf konnte sie leiten. Sie wurden gewöhnlich Sonntags früh, oft noch vor Tage gehalten und zwar so geheimnißvoll, daß nur Tempelbrüder zugegen sein und kein Anwesender einem Abwesenden das in ihnen Verhandelte offenbaren durfte. Geheimniß und Verschwiegenheit waren die Seele der Capitel.

Kehren wir nun, nachdem wir das Nöthige über die verschiedenartigen Capitel gesagt, zu der Person des Großmeisters zurück. War ein solches Ordensoberhaupt im Königreiche Jerusalem gestorben, so vertrat der Ordensmarschall solange seine Stelle, bis er mit dem Convente und den im Oriente anwesenden Comthuren einen Großcomthur zum Stellvertreter und Wahlordner und zwar durch Stimmeneinheit oder Majorität gewählt hatte. War der Marschall nicht zugegen, so vertrat der Comthur des Königreichs Jerusalem seine Stelle. Starb der Großmeister in dem Gebiete von Tripolis und Antiochien, so begab sich der Comthur des betreffenden Reiches nach Jerusalem und ordnete daselbst die Wahl des Großcomthurs an. Dieser setzte mit den Comthuren von Jerusalem, Tripolis, Antiochien, dem Convente und angesehenen Rittern den Tag der Großmeisterwahl an, die man gern am Sitze des Conventes hielt.

Die Geschichte des Ordens zeigt, daß oft zwischen dem Tode des einen und der Wahl des neuen Großmeisters ein ziemlicher Zeitraum, bisweilen von Jahresfrist und darüber verstrich, sei es nun, daß der Krieg den Verhinderungsgrund abgab, der Convent nicht vollzählig oder nicht einig war, oder aber daß man einen mächtigen Bruder aus dem Abendlande herbeirief. Während solcher Vacanzen führte der Großcomthur die Regierung des Ordens, sowie das Siegel des

Großmeisters. (Zwei Ritter auf einem Pferde reitend mit der Umschrift Sigillum militum Christi.)

In der Bulle Omne datum optimum war die Weisung enthalten, daß nur ein Ritter Großmeister werden dürfe. Die Tempelherren waren jedoch die Leute nicht, welche sich an solche Buchstaben banden; gemeiniglich wählten sie höhere Ordensbeamte, öfters sogar die Großcomthure und Großpriore, welche schon den gehörigen Blick in die Regierung und Politik des Ordens gethan hatten; die Ritter des Orients zog man bei der Wahl denen des Occidents vor. Die Wahl bedurfte keiner päpstlichen Bestätigung.

Die Gewalt des Großmeisters war, wie schon gesagt, durch den Convent sehr eingeschränkt. Ohne dessen Genehmigung durfte er kein hohes Ordensamt vergeben, überhaupt nichts von Wichtigkeit beschließen; nur kleinere Commenden konnte er nach freier Willkühr besetzen. Ohne den Comthur von Jerusalem, den Schatzmeister des Ordens, durfte er nichts aus der Schatzkammer nehmen, ohne die Einwilligung des Convents kein Landgut veräußern und verschenken; ihm war nicht erlaubt, für sich allein Krieg anzukündigen, Waffenstillstand zu schließen und gegebene Gesetze zu ändern. Ohne Berathung mit dem Convente durfte er keinen Bruder über das Meer senden, keinen in den Orden aufnehmen. Er war Repräsentant des Ordens, ihm mußte Jeder gehorchen, er aber war dem Convente allein verantwortlich und unterworfen. Durch die beiden Rechte, kleinere Commenden ohne Zuziehung des Conventes zu vergeben und in das Capitel blos diejenigen Brüder zu rufen, welche er wollte, konnte er Viel durchsetzen; allein er war doch in der Regierung des Ordens immer sehr gebunden, wenn nicht seine Geistesüberlegenheit oder andere persönliche Eigenschaften und sonstige Verhältnisse

den Convent von ihm abhängig machten, welcher Alles durch Stimmenmehrheit entschied. Zwei umsichtige Brüder wurden ihm als Assistenten bestellt, welche er, nebst seinem beständigen Vicarius, dem Seneschall, nie aus dem Capitel herausgehen heißen durfte, wenn eine wichtige oder geheime Sache verhandelt werden sollte, welches Recht er gegen alle Brüder ausüben und so seine Vertrauten allein zu den wichtigsten Berathungen ziehen konnte. Ueberdies hatte er den Vortrag im Capitel und konnte durch das eben erwähnte Recht viele Sachen durchführen. Der größte Theil der executiven Gewalt war in seinen Händen; im Kriege war er oberster Feldherr und die Natur der Sache erforderte es, daß er hier nicht in dem Maße vom Convente abhing, als wie in Friedenszeiten. Ueber die Ordenspriester besaß er bischöfliche Jurisdiction. Der Papst sah ihn in dieser Beziehung als seinen Generalvicar an und wandte sich in allen Fällen, welche die Ordenskleriker angingen, an ihn. Der Großmeister hatte fürstlichen Rang und sein Gefolge war dem angemessen. Er bekam zu seinem Dienste vier Pferde, einen Capellan, zwei Schreiber, welche sich in die occidentalische und orientalische Correspondenz theilten, einen Edelknappen, Hufschmied, Turkopolen und Koch, dazu noch Fußknechte und einen Turkomanen als Wegweiser, welcher sehr scharf bewacht und in Kriegszeiten an einem Stricke geführt wurde; sodann waren ihm mehrere Lastthiere verwilligt. War der Großmeister gestorben, so ordnete der Großcomthur die Begräbnißfeierlichkeiten an, wozu alle anwesenden Ritter eingeladen wurden. Das Leichenbegängniß geschah mit Fackeln und Wachskerzen.

Die Würde eines Großcomthurs, von der wir schon sprachen, war keine dauernde, sondern fand nur in der Vacanz eines Großmeisters statt.

Weitere Ordensämter sind folgende:

Der Seneschall. Dieser vertrat stets die Stelle des Großmeisters, wie schon der Name besagt, denn Seneschall bedeutet: qui alterius vicem gerit. Er durfte, wie schon angegeben, von dem Meister aus keinem Capitel gewiesen werden und wußte sonach um alle wichtigen Verhandlungen. Er besaß dasselbe Gefolge wie der Großmeister, nur daß der Capellan und der Schreiber, welcher die occidentalische Correspondenz besorgte, in einer Person vereinigt waren. Der Seneschall führte, wie der Meister, das Ordenssiegel.

Der Marschall. Der Marschall war Feldherr des Ordens, er führte das Ordensbanner und ordnete die Schlachtordnung, sowie er überhaupt dem ganzen Kriegswesen vorstand, nachdem der Großmeister die Kriegspläne entwickelt. Letzterem lag die Strategie ob, dem Marschall die Taktik. Nach der Vorschrift des Schatzmeisters vertheilte er die Brüder des Convents in die Ordenshäuser. Er ward, wie alle hohen Ordensobern, vom Großmeister und Convente ernannt, hatte vier Pferde, zwei Knappen, einen dienenden Bruder und einen Turkopolen. Rüstungen und Pferde des Ordens standen unter seinem besondern Befehl. Wenn der Großmeister und der Convent einen Comthur im Oriente erwählen wollten, durfte man den Marschall nicht aus dem Capitel weisen, wohl aber, wenn ein Seneschall ernannt werden sollte, weil diese Würde höher war, als die des Marschalls.

Der Schatzmeister. Diese Würde war beständig mit dem Amte eines Comthurs des Königreichs Jerusalem verbunden. Der Schatzmeister mußte von allen Einnahmen und Ausgaben des Ordens dem Meister und den Ordensobern Rechnung ablegen. Weil er die Oberaufsicht über alle dem Orden in Asien gehörigen Schiffe und Ladungen hatte,

so stand auch der Comthur der Küste von Akko unter ihm. Im Convente hatte er gemeinschaftlich mit dem Drapier die Aufsicht über die Kleiderkammer.

Der Drapier. Er sorgte für die Kleidung der Ordensglieder, hatte vier Pferde, zwei Knappen und einen Packknecht.

Der Turkopolier. So hieß der Anführer der leichten Reiterei oder der Knappen und dienenden Brüder, welche leichte Reiter, Turkopolen, hießen. Er war dem Marschalle untergeordnet und ihm zu seinem Beistande zwei Ritter beigesellt. Waren aber zehn Ritter mit einem Rittercomthur nebst einem Ordensbanner zugegen, so war der Turkopolier dem Comthur untergeordnet. Es erhellt hieraus, daß die Würde des Turkopoliers nicht zu den hohen des Ordens gerechnet wurde. Dem Turkopolier waren gleichfalls vier Pferde gestattet.

Der Comthur der Stadt Jerusalem. Sein Hauptgeschäft bestand darin, daß er mit zehn ihm untergeordneten Rittern die nach dem Jordan wallenden Pilgrime führte und beschützte, und das Kreuz Christi, so oft man es mit ins Feld nahm, bewachte. Unter seinem Banner kämpften alle in Jerusalem befindlichen Ritter, welche Freunde des Ordens waren; auch wurden ihm für die Dauer der Abwesenheit des Marschalls alle in Jerusalem wohnenden Tempelbrüder untergeordnet. Auch er hatte vier Pferde, zwei Knappen, einen dienenden Bruder, einen Schreiber, der die orientalische Correspondenz besorgte, und einen Turkopolen.

Die Comthure von Tripolis und Antiochien. Ihnen lag die Aufsicht über die Brüder und Besitzungen in beiden Grafschaften ob; jeder von ihnen führte vier Pferde, einen dienenden Bruder, einen Diaconus, einen Schreiber für

die orientalische Correspondenz und einen Fußknecht. Wenn der Comthur von Antiochien nach Armenien ging, konnte er einen Capellan und eine Capelle mit sich führen, weil die Armenier Monophysiten sind.

Zu den Ordensobern gehörten ferner die vom Convent von Zeit zu Zeit in einzelne Provinzen ausgesandten Visitatoren, welche in dieser Eigenschaft mit großer Gewalt ausgerüstet waren. Sie mußten Mißbräuche abschaffen, neue Einrichtungen einführen und solche Streitigkeiten schlichten, welche sonst blos der Convent schlichten konnte. Ihre Macht hörte auf, sobald ihr Geschäft vollendet war, oder sie zurückgerufen wurden. Da sie im Namen des Conventes kamen und des Meisters Stelle vertraten, so war ihnen selbst der Großprior der betreffenden Provinz untergeordnet. Der Zweck ihres Geschäftes brachte es mit sich, daß sie gewöhnlich nur in abendländische und zwar weit entfernte Provinzen gesandt wurden, obwohl sich auch Beispiele von Visitatoren im Oriente finden. Sämmtliche hohe Ordensämter konnte der Großmeister nebst dem Convente nach Belieben besetzen, nur der Schatzmeister mußte stets der Provinzialmeister von Jerusalem sein. Auch traf es sich bisweilen, daß ein Großprior außer diesem Amte noch eine hohe Ordenswürde inne hatte. Alle diese hohen Ordenswürden waren, außer der der Visitatoren, lebenslänglich und konnten nur bei Beförderung zu höheren oder bei Absetzung abgegeben werden.

Eine jede Provinz des Ordens hatte ihren Großprior, welche Würde und Name mit dem des Heermeisters, Großpräceptors, Landcomthurs oder Provinzialmeisters gleich ist. Diese Großprioren verwalteten im Namen des Großmeisters und des Convents die Provinzen. Sie standen beim Orden im großen Ansehen und man nahm häufig die Großmeister

aus ihrer Zahl. Oefters besaß einer zwei geringere Provinzen, in deren einer er alsdann einen Stellvertreter besaß. Der Großmeister und der Convent erwählten die Großprioren und während der Vacanz eines solchen die Comthure der Provinz einen Stellvertreter aus ihrer Mitte. Jeder Großprior mußte beim Antritte seines Amtes sich eidlich verpflichten, den katholischen Glauben aus allen Kräften zu vertheidigen, dem Großmeister Gehorsam zu leisten, ihm gegen die Ungläubigen beizustehen, vor drei ungläubigen Feinden nicht zu fliehen, die Güter des Ordens wohl zu wahren, keusch und dem Landesherrn treu zu sein, der Geistlichkeit, insbesondere den Cisterziensern, beizustehen. Er hatte, wie alle Ordensobern, einen Ritter zum Waffenbruder, führte die Oberaufsicht über die Schlösser, Besitzungen und Glieder des Ordens in seiner Provinz, hielt Provinzialcapitel, nahm Brüder auf 2c. Die Großprioren mußten stets in ihren Provinzen wohnen und durften nicht ohne Befehl des Großmeisters und des Convents in den Orient reisen. Die von Jerusalem, Tripolis und Antiochien waren ausgezeichnet und ihre Würde gehörte mit zu den hohen Ordensämtern. Zuweilen waren die Großprioren zugleich Visitatoren des Ordens in ihren Provinzen und hatten als solche die volle Gewalt des Großmeisters. Sowie der Großmeister zwei Ritter zu Assistenten hatte, so auch die Großprioren. Ihrer bedienten sie sich in allen Ordensgeschäften.

Noch waren in jeder Provinz ein Marschall und ein Drapier, welche für die betreffenden Provinzen dasselbe waren, was der Marschall und der Drapier des Convents für den ganzen Orden.

Unter den Großprioren standen die Prioren, Comthure oder Baillifs, was Alles dasselbe bedeutet. Einige dieser Com-

thure hatten einen größeren District unter sich, andere dagegen nur ein Haus. Haus- und Rittercomthure sind dadurch unterschieden, daß erstere Würde im Frieden, die zweite im Kriege bestand. Der Hauscomthur konnte einzelne oder mehrere Ordenshäuser unter sich haben, über deren Brüder und Ländereien er die Aufsicht führen und Rechnung ablegen mußte. Große Gewalt hatten sie nicht über die Brüder, obwohl diese ihnen Gehorsam schuldig waren. Entstanden Streitigkeiten zwischen den Brüdern, so kam die Entscheidung vor das Capitel. Solche Ordenshäuser und Commenden waren hauptsächlich den Rittern vorbehalten, doch wurden öfters auch Cleriker, selten jedoch dienende Brüder damit beliehen. Jeder Ritter- und Hauscomthur bekam vier Pferde und zwei Knappen zuerkannt. Die Rittercomthure führten in Kriegszeiten gewöhnlich zehn Ritter an, sie waren vornehmlich zum Schutze des Ordensbanners und zur Bewachung der Pilgrimme bestimmt. Sie standen unter dem Marschall und dem Comthur von Jerusalem, deshalb existirten sie auch nur im Oriente und vielleicht auch in Spanien, wo Krieg gegen die Saracenen geführt wurde. Diejenigen Comthure, welche Burgen inne hatten, standen im Gefechte unter den Rittercomthuren, nicht aber, wenn sie sich in ihrem Schlosse befanden. Trafen sich mehrere Rittercomthure zufällig, ohne daß ein höherer Ordensoberer zugegen war, so führte Derjenige den Befehl, der die meisten Brüder mit sich brachte. Starb ein Comthur, so wählten die Comthure der Provinz einen andern, welchen man dem Großmeister meldete. Die Hinterlassenschaft des Verstorbenen fiel dem Großmeister und dem Convente anheim.

Der fünf Aemter der dienenden Brüder, des Untermarschalls, des Bannerers, des Hufschmieds, des Kochs und des

Comthurs von Akko gedachten wir bereits; es ist daher unnöthig, etwas Weiteres über sie anzuführen.

Nachdem wir so der innern Einrichtung des Ordens gedacht, wird es uns erlaubt sein, zum Faden der Geschichte zurückzukehren.

Aus Europa eilte der wackere Großmeister Hugo von Payens also mit dreihundert Rittern herbei und nahm mit an der Belagerung von Damaskus Theil. Die ungestüme, kein Hinderniß kennende Tapferkeit der Tempelherren, hervorgerufen durch ihren religiösen Fanatismus, brachte den Orden eben durch ihren kriegerischen Sinn schon in der Geburt dem Untergange nahe. Unter Hugo's Leitung, der stets als ein tapferer, tugendhafter und strenger Meister geschildert wird, erlagen die Tempelherren fast einem feindlichen Geschicke. Im Jahre 1134 wurden sie fast bis zum letzten Manne niedergehauen. Ruhig konnte der biedere Hugo von Payens auf dem Wahlplatze das brechende Auge schließen, hatte er doch für die frommen Pläne der Christen ein Werkzeug geschaffen, durch welches die Erreichung derselben zu ermöglichen war.

Nach ihm regierte als Großmeister Robert der Burgunder von 1134—47. Der Orden konnte sich glücklich schätzen, zu einer Zeit, wo sein Untergang von einem Hauche abhing, einen Großmeister wie Robert zu erküren. Der Sohn des Herzogs Renard II. v. Craon, ließ er Braut und Besitzungen im Stiche und wurde Templer, die Kämpfe im heiligen Lande der Regierung seines Fürstenthumes vorziehend. Wenn man berücksichtigt, daß Robert ein gleich großartiger Geist wie sein Vorgänger war und auch in dessen Sinne fortwirkte, so darf es uns nicht befremden, daß der Orden an Rittern und Reichthümern einen sehr großen Zuwachs gewann. Schon hatte man Großprioreien in Frankreich, Spanien und der

Provence. Aber die Templer verfehlten auch nicht, durch äußerste Anstrengung ihrer Kräfte, den blutigen Ruhm ihrer Tapferkeit aufrecht zu erhalten. Zahllose Kämpfe rissen furchtbare Lücken in den Orden, aus Europa strömten aber die begeisterten Edelleute herbei und hoben ihn zu einem immer mächtigeren Körper. Unter der Regierung des gleichweisen und gleichtapferen Robert bekam der Orden in Spanien unter der Verpflichtung des ewigen Streites gegen die Mauern 1143 die Festung Moncon mit reichen Besitzungen und die Ritter 1146 von Eugen III. die Erlaubniß, ein rothes Kreuz auf der linken Brust tragen zu dürfen.

In die Fußtapfen seines Vorgängers trat der Großmeister Eberhard von Bar. Man wählte ihn, da er Großprior von Frankreich war. Er befand sich gerade zu Paris, als Papst Eugen III. und Ludwig VII. einen neuen Kreuzzug beriethen, welchem sich auch Kaiser Konrad III. anschloß. Man kennt die Unglücksfälle, welche das Pilgerheer schon auf der Hinreise traf, sowie den unglücklichen Ausgang dieses Krieges. Die Belagerung von Damaskus wurde durch den Verrath des Fürsten Raimund von Antiochien vereitelt und das geschwächte Heer zur Heimkehr gezwungen. Mit Unrecht suchten einige Geschichtschreiber diesen schnöden Verrath auf die Tempelherren zu wälzen. Er trifft allein die eifersüchtigen, einheimischen Fürsten, welche Damaskus dem Grafen Theodorich von Flandern nicht gönnten, dem es der Kaiser Konrad und König Ludwig VII. schon versprochen. Doch kann man die wachsende Macht des Ordens daraus ersehen, daß er schon im Jahre 1147 das Vorrecht bekam, an mit dem Interdicte belegten Orten Gottesdienst halten zu dürfen, ebenso, daß der Kaiser während seines Aufenthaltes zu Jerusalem bei den Templern wohnte. Die erstere Vergünstigung

wurde die Ursache des nachmaligen unverlöschlichen Hasses des Clerus gegen den Orden, der so nicht nur der Botmäßigkeit der Geistlichkeit entrann, sondern auch ihr Ansehen nicht wenig beeinträchtigte.

Eberhard von Bar verdient das Lob, das Wohl der Templer nach Kräften befördert zu haben. Auf ihn und seine Regierung fällt noch kein Schatten, auch nicht der allergeringste, er war ein Mann, der mit Eifer und Umsicht regierte und die größte Tapferkeit mit der strengsten Redlichkeit vereinigte. Dabei beseelte ihn eine tiefe Frömmigkeit; darum ging er mit Ludwig nach Frankreich zurück, legte den Ordensstab ab, den er mit Mühen und Sorgen getragen, und trat trotz der Abmahnung seiner Waffenbrüder in den Orden der Cisterzienser zu Clairveaux.

Auf ihn folgte Hugo Jofre von 1150—53. Ob er Großmeister oder blos Großcomthur gewesen, muß ausgesetzt bleiben. Doch ist seine Regierung nur eine für den Orden glückliche gewesen, obgleich er selbst wenig dazu beitrug. Nach der Rückkehr des Kaisers und des Königs von Frankreich blieb die Vertheidigung Palästina's gegen den glücklichen Sultan Nurreddin den Tempelherren und Hospitalitern ganz allein überlassen und sie entledigten sich ihrer Pflicht mit der stets an ihnen gerühmten Bravour. Mittlerweile wurde der Orden von allen Seiten mit reichen Besitzungen in Sicilien, Italien und Spanien bedacht. Abt Suger, der Minister Frankreichs, sandte, da er keinen Kreuzzug zu veranstalten vermochte, sehr beträchtliche Summen zur Fortführung des Krieges an die Tempelherren. Auch Jofre trifft kein Vorwurf. Anders dagegen ist es mit dem folgenden, mit Bernhard von Tremelay 1153. Bernhard war, wie alle Templer, ein ungemein tapfrer Ritter, aber sein Geiz war noch größer. Er ist der

erste Großmeister, der Schmach auf den Namen seines Ordens warf. Nachdem er das verfallene Gaza stark befestigt, belagerte das Heer des Königs von Jerusalem die Stadt Askalon. Die Templer wohnten dem Unternehmen bei. Man betrieb es mit Energie und in einer Nacht wurde eine starke Bresche in der Mauer geöffnet, die sich mit donnerähnlichem Getöse verkündete.

Als sich jedoch das durch das gewaltige Geräusch erschreckte Heer der Christen in Schlachtordnung stellte, gewahrte es, daß schon der Großmeister Bernhard von Tremelay mit vierzig Tempelherren vor der Bresche stand und jeglichen Mann, der Sturm laufen wollte, abwies, sich anheischig machend, die Stadt mit seinen Rittern allein erobern zu wollen. Mit dem an ihnen bekannten Muthe drangen die Templer in die Stadt. Als jedoch deren Vertheidiger die geringe Zahl der Eindringlinge bemerkten, verschlossen sie die Bresche mit starken Baumstämmen und großen Steinen und hieben den Großmeister sammt seinen vierzig Rittern nieder. Auf solche Weise wurde die Eroberung der Stadt verzögert, die erst das Jahr darauf nach unsäglichen Opfern genommen werden konnte.

Die Habsucht, welche den Orden der Tempelherren in der Zukunft noch so sehr brandmarkt, tritt bei Tremelay zuerst zu Tage. Nach dem Gebrauche des Mittelalters, daß diejenigen die Stadt plündern, welche sie einnehmen, wollte er in wahnsinniger Verblendung mit vierzig Rittern das mächtige Askalon erobern, welches bis lang einem ganzen Heere siegreich widerstanden, nicht bedenkend, daß die überreiche Stadt Beute genug für das ganze Heer enthielt. Diese Vernichtung der Blüthe des Ordens war die Frucht seines gemeinen Geizes, der das christliche Heer zu verderben drohte.

Bertrand von Blancfort (1154—65) wurde hierauf zum Großmeister erwählt. Unter ihm, der, obgleich selbst ein ehrlicher Mann, sehr vom Convente abhängig war, wurde mannichfache Unzufriedenheit gegen die Tempelherren rege. Der schnöde Verkauf des Sultans Nasirreddin, der sich gegen den Kalifen von Aegypten empört, für 60,000 Goldgulden ist schon erwähnt worden. Von nun an betrachtete man den Orden schon mit scheelem, mißgünstigem Auge. Man sah die ungeheuren Einkünfte und Geldsummen, die der Ordenskasse zuflossen, konnte aber nicht im Geringsten bemerken, daß er Fußknechte oder Reisige besolde, Gefangene auslöse oder überhaupt seinem Gelübde in Betreff der Beschützung und Eroberung des heiligen Landes nachkomme. Ueberhaupt mehrten sich die den Orden schändenden Beschwerden. Im Jahre 1156 am 19. Juni war König Balduin, mit den Templern in seinem Gefolge, nachdem er den Sultan Nurreddin von der Belagerung der Stadt Paneas vertrieben, auf dem Marsche nach Jerusalem begriffen, als ihn Nurreddin plötzlich an der Jacobsfurt mit einem starken Heere überfiel. Balduin entfloh und kam glücklich in das feste Schloß Saphet. Sein Heer aber wurde total geschlagen und Bertrand von Blancfort, nebst dem Marschall des Königs Odo von St. Amand, nachherigem Großmeister, sammt siebenundachtzig Tempelherren und fast dem ganzen Heere gefangen genommen. Kaum waren sie, nach dreijähriger Gefangenschaft, auf Verwendung des griechischen Kaisers Manuel ausgelöst, d. h. die Templer und 6000 Christen, so brachte schon ein anderweitiger schlechter Streich den Orden in Mißcredit. Ludwig VII. von Frankreich vertraute den Tempelherren Gesors und einige feste Schlösser an, damit sie dieselben für seine beiden Töchter in sicherem Gewahrsam halten möchten. Doch die Templer Richard

von Hastings, Robert von Piroñ und Tostes von St. Omer lieferten sie an den König Heinrich II. von England aus, worauf sie selbst in letzteres Reich flohen. Berücksichtigt man, wie sehr Ludwig den Orden begünstigte, so ist diese schwarze That um so unverantwortlicher. Trotzdem gelangte der Orden zu einer seltenen Blüthe; in Spanien wurden reiche Acquisitionen gemacht und Bertrand nannte sich von Gottes Gnaden, stellte sich also souverainen Fürsten an die Seite. Die Quelle seiner Macht und seines Wohlstandes erlangte der Orden jedoch im Jahre 1162. Nachdem Papst Hadrian IV. gestorben, die Templer sich aber für den von der kaiserlichen Parthei aufgestellten Victor III. und gegen den Candidaten der sicilischen Parthei, Alexander III. erklärt, im Jahre 1161 jedoch zur Parthei Alexanders übergegangen waren, so zeigte sich dieser, als er den päpstlichen Stuhl bestieg, nicht undankbar. Er gab dem Orden die Bulle: Omne datum optimum am 7. Januar 1162. Diese Bulle befreite den Orden von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe und der lästigen Aufsicht des Patriarchen von Jerusalem. Den Ordensgliedern wurde verboten, aus dem Verbande zu scheiden, wollten sie nicht in einen strengeren treten, und dazu bedurften sie noch der Erlaubniß des Meisters und Conventes. Den Orden selbst befreite sie von allen Zehnten, wohl aber durfte er deren erheben.

Diese Bulle, welche die Brüder fest vereinigte und sie von jeder äußern Gewalt unabhängig machte, bildet die Grundlage, auf der sich der Orden bald in veränderter Gestalt erhob. Diese Vergünstigungen steigerten das Wachsthum und das Ansehen des Ordens ungeheuer; der Clerus fühlte sich vom Papst, der sich aus den Templern eine furchtbare Waffe bildete, verletzt und hintenan gesetzt. Von nun an hingen die Päpste mit einer unendlichen Liebe an dem Orden,

der ihnen durch das Schwert mehr nützen sollte, als der Clerus mit den Waffen des Glaubens. Dieser aber war von jener Zeit an der unversöhnlichste Feind der Templer.

König Balduin III. starb 1163 an Gift und Nurreddin bedrängte die Christen. Deshalb wandte sich Bertrand 1165 an Ludwig VII. von Frankreich und bat um Unterstützung gegen die sich immer mehr ausbreitenden Heiden. Allein er starb am 9. August des Jahres 1165 und Andreas von Montbar wurde Großmeister (1165—66). Er war einer der neun Stifter des Ordens und mithin schon sehr bejahrt. Strenge Rechtlichkeit ziert seinen Charakter, wie es ja bei ihm, als einem der Gründer der Tempelherren nicht anders sein konnte. Daß er erst im Greisenalter zur Würde eines Großmeisters gelangte, zeugt von Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit.

Saladin, der Sultan von Aegypten, trat zu dieser Zeit als der gefährlichste Feind der Christen auf. Tapfer, listig, grausam und rührig; bisweilen edelmüthig, gleichgroß im Felde wie im Rathe, einnehmend von Aeußerem, scharfsinnig und freigebig, wußte er die Uneinigkeit der Christen im Morgenlande auf's Beste für seine Zwecke zu benutzen, schlug ihrer Herrschaft, sei es durch Bestechung, sei es durch Gewalt der Waffen, schwere Wunden, von denen sie sich nie wieder ganz erholten. Als Andreas zum Großmeister gewählt wurde, stand Nurreddin bei Tripolis. Gegen ihn beschloß er, einen bedeutenden Schlag auszuführen. Der tapfere Gilbert von Lacy, Comthur von Tripolis, überfiel ihn plötzlich mit einer auserlesenen Anzahl Tempelherren. Die ganze Armee Nurreddins ward von ihnen in Stücke gehauen, er selbst entkam wie durch ein Wunder, dem Orden blutige Rache schwörend. Dieser große Sieg, sowie die uneigennützige Regierung des frommen

Andreas von Montbar gab dem Orden neuen Glanz. Seine Besitzungen konnten kaum mehr gezählt werden, denn zu einer Zeit, wo man den Himmel erkaufen zu können wähnte, unterstützte Jedermann die heiligen Streiter Christi nach Kräften und die Wenigsten fragten danach, welchem Zwecke ihr Geld diente.

Mit dem Verschwinden Andreas von Montbar — seinen Tod kennt man nicht, überhaupt ist die Geschichte der Ordensmeister eine mühselige, indem das Tempelarchiv nicht bis auf uns gekommen ist — schließt sich die Linie der frommen und guten Meister; die, wenn auch einige Male getrübte, Herrschaft des Rechts und der Billigkeit, der Frömmigkeit und der Demuth geht unter, wie ein Phönix hebt sich aber die glänzendere der Tapferkeit und der Macht.

Philipp von Naplus, 1166—69, ein Syrier von Geburt und Freund des Königs Almerich, wird Großmeister. Unter ihm finden schon einige Lehren Eingang in den Orden, die von Muhamedanismus zeugen, was sich bei der asiatischen Erziehung Philipps leicht erklären läßt Da der Orden unter seiner Regierung vielfach mit Muhamedanern in Berührung kam und der Luxus und die Sinnlichkeit des Orients ihre erste Wirkung auf ihn äußerte, so nahm er mehrere morgenländische Gebräuche unter die Ceremonien des Christenthumes auf und weder Ritter noch Cleriker fanden etwas Unstatthaftes darin. Ist doch noch heutigen Tages der Katholicismus voll heidnischer Ritualien.

Philipp besaß große Besitzungen. Der Orden ließ sich von ihm unbeschränkt regieren, da er immer hoffte, jedoch vergeblich, die Besitzungen des Großmeisters mit den seinigen zu vereinigen. Trotzdem Philipp in enger Freundschaft mit dem Könige Almerich stand, so hinderte dies letzteren doch

durchaus nicht, nachdem die Templer einige kleine Schlösser den belagernden Türken übergeben, bevor er zu ihrem Entsatze herbeieilen konnte, zwölf Tempelherren an den Galgen hängen zu lassen. Dieser Umstand, in Verbindung mit dem, daß der Orden diese Execution geschehen ließ, ohne auch nur einen Versuch zur Verhinderung oder zur Rache zu machen, beweist, daß die Verrätherei, deren sie Almerich bezüchtigte, wohl nicht unbegründet gewesen sein mag. Von dieser Zeit an beginnt auf eine unglückliche Weise Eifersucht des Ordens der Hospitaliter auf den jüngeren der Tempelherren offenbar zu werden. Seitdem Bertrand von Blancfort den Sultan Nasirreddin an die Aegypter verkauft und diese den Empörer gegen die Oberherrschaft des Kalifen mit grausamen Martern und Tod bestraft hatten, standen die Tempelherren mit dem Kalifen im besten Einvernehmen. Almerich beschloß, sich mit ihnen inniger an Aegypten anzuschließen. Der Kalife wandte durchaus nichts gegen ein Bündniß ein.

Nun gingen Hugo von Cäsarea, als Abgeordneter Almerichs, und Gottfried Fulcher, der Comthur von Jerusalem, als Abgeordneter der Tempelherren, als Gesandte zum Kalifen Elhadechs von Aegypten, bei welchem sie durch Sultan Schafer eingeführt wurden, schlossen auch ein Bündniß mit demselben und zwar unter der Bedingung, daß Almerich und die Templer den abtrünnigen Sultan von Sirakon besiegten, wofür der Oberherr von Aegypten 400,000 Goldgülden, eine wahrhaft unerhörte Summe, an Almerich und den Orden zu leisten versprach. Gern gingen die Templer auf diesen vortheilhaften Vertrag ein, nicht bedenkend, daß sie ihre Dienste einem Ungläubigen verkauften. Allein Gilbert Assalit, der Großmeister der Hospitaliter, ein großmüthiger und freigebiger, aber leichtsinniger und unbeständiger Mann, der unter

seiner Regierung den Orden in 100,000 Goldgülden Schulden gestürzt hatte, suchte die Templer um dieses Geld zu bringen. Da er Almerichs Habsucht und Treulosigkeit kannte, der so gut wie er, Gilbert, nach den Schätzen der Aegypter lüstern war, beredete er ihn bald und beide ließen aussprengen, Sultan Schafer habe sich im Auftrage seines Herrn, Elhadechs, des Kalifen, mit dem Sultan Nurreddin verbunden, um den König Almerich zu bekriegen. Sie forderten daher die Templer auf, mit Elhadechs zu brechen. Diese erkannten jedoch die plumpe List, weigerten sich also beharrlich, eine Treulosigkeit zu begehen, die sie um bedeutende Geldsummen brachte, zumal ihre Rivalen, die Hospitaliter, an der Spitze standen. So unternahmen es denn Almerich und der Orden der Hospitaliter allein, Aegypten mit Krieg zu überziehen.

Wenn auch Almerich seinen Zweck nicht erreichte, so war dies doch bei Gilbert Assalit der Fall, die Templer kamen um die versprochene Summe. Dies ist der Anfang der stets wachsenden Zwistigkeiten zwischen beiden Orden.

1170 legte Philipp von Naplus, ein tapferer, kriegsgeübter Großmeister, aus unbekannten Gründen seine Würde nieder.

Odo von St. Amand 1170—79 war sein Nachfolger. Unter ihm erreicht der Orden seine höchste Höhe, auf der er sich auch lange Zeit hielt. Odo war ein tapferer, aber intriguanter und treuloser Großmeister. Der Historiker Wilhelm Tyrus, sein Zeitgenosse, der ihn persönlich kannte, nennt ihn einen stolzen, anmaßenden, jähzornigen und gottlosen Menschen (Odo de St. Amando homo nequam, superbus et arrogans, nec Deum timens, nec ad homines habens reverentiam). Unter ihm wurde der Orden das, warum er gefürchtet und angefeindet ward. In demselben Jahre, wo

er Großmeister wurde, schlug Odo den Sultan Saladin nachdrücklich an der Grenze zwischen Palästina und Aegypten und zwang ihn zur Rückkehr nach Aegypten.

Wie der Orden aber schon verderbte Mitglieder in sich zählte, erhellt daraus, daß der Templer Malich 1172, ein Bruder des Fürsten Toros von Cilicien, nach dessen Tode den Orden verließ, seines Bruders Reich in Besitz nahm und den Orden selbst heftig befeindete und beeinträchtigte, aller Pietät baar, sich mit den Heiden verbindend, um seine Brüder zu unterdrücken. Dieser Zug eines Mitgliedes, in Verbindung mit folgendem, zeigen die eigennützigen Bestrebungen des Einzelnen, wie des ganzen Ordens zu deutlich. Die Assassinen, eine muhamedanische, den Templern tributpflichtige Meuchlergesellschaft, wollten christlich werden, um dem Tribut zu entgehen und schickten zu diesem Behufe einen Gesandten Bohäddewlet an König Almerich, wo die fragliche Sache auch ins Reine gebracht wurde. Als der Gesandte jedoch heimreisen wollte, ließ ihn Odo durch den Tempelherren Walther von Dumesnil erschlagen und beugte so der Christianisirung mehrerer tausend Heiden vor. Almerich griff jetzt wieder in die Gerechtsame des Ordens ein, indem er Walther von Dumesnil zur Strafe zu ziehen suchte, was sicherlich auch geschehen sein würde, im Falle er, Almerich, nicht noch in diesem Jahre gestorben wäre.

Trotz dieses Ereignisses, welches in den damaligen bigotten Zeiten ungeheure Sensation erregen mußte, vervollständigte der Papst die Bulle: omne datum optimum, die Tempelhäuser wurden Freistellen &c., über welche Maßregel sowohl Laien als Geistliche ihre Stimme laut erhoben. Denn was sie ahneten und voraussahen, traf auch wirklich ein. Nicht zufrieden mit dieser vollständigen Exemtion, überschritt der

Orden noch sehr häufig seine Freiheiten und Rechte. Es ist natürlich, er hatte seine eignen Priester, besaß unendliche Reichthümer, die tapfersten Arme standen zu seiner Verfügung und er war stolz! Es konnte also, wenn er seine Kräfte nicht ausschließlich gegen die Muhamedaner richtete, nichts Gutes erfolgen.

Unterdessen nahmen die Schenkungen ihren unausgesetzten Fortgang. Heinrich II. von England und Heinrich der Löwe bedachten den Orden reichlich. Hierzu kommt, daß der Nachfolger König Almerichs, der kränkliche Balduin IV., die Regierung seines Reichs den Großmeistern der beiden Orden übertrug.

Saladin, der nie ruhende Widersacher der Christen, regte sich wieder und belagerte Askalon. Die Tempelherren unter Odo von St. Amand, die Hospitaliter unter ihrem Meister Joubert und einige wenige königliche Truppen schlugen den numerisch vielfach überlegenen Saladin, am 25. November 1176 am Berge Gisars dermaßen, daß die unerhörte Tapferkeit der geistlichen Ritter sogar die tausend Mann starke ausgezeichnete Leibgarde Saladins in Stücke hieb, dieser selbst aber fast nur allein entkam.

Diese Heldenthaten Odos und seiner Tempelherren schlugen die bitteren Klagen des Clerus nieder. Unausgesetzt schrien die Bischöfe und Geistlichen, die Templer entrissen den Laien Kirchen, ließen Excommunicirte zu den Sacramenten und zu christlichen Begräbnissen zu, forderten Zehnten ohne Erlaubniß des Bischofs an Orten, wo sie nicht dazu berechtigt waren. Vergeblich, die Päpste drückten Augen und Ohren zu, die Templer wußten, wie weit sie gehen durften.

Es ist natürlich, daß die Eifersucht der älteren Hospitaliter auf die jüngeren Tempelherren unter solchen Umständen

nicht nachließ; im Gegentheil, der hochfahrende Odo von St. Amand trug sein Mögliches dazu bei, sie zum vollständigen Ausbruch zu bringen. Der Versuch des Papstes, beide Orden zu versöhnen, blieb eben nur ein Versuch. Im Jahre 1179 kehrte der unermüdliche Saladin zurück und wurde von Odo, dem Grafen von Tripolis und dem Großmeister der Johanniter, Robert des Moulins, bei Merzium besiegt. Als sich die Christen jedoch zerstreuten, um zu plündern, kehrte Saladin um, schlug die Christen und nahm Odo mit achtzig Templern gefangen. Odo weigerte sich, dem Satze zufolge, für Auslösung eines Templers dürfe blos ein Messer und ein Strick gegeben werden, sich gegen den Neffen Saladins auslösen zu lassen. Der kluge, aber intriguante Mann starb noch im selbigen Jahre, von keiner Seele weder bedauert, noch bemitleidet, von seinen Rittern verlassen, in einem schmutzigen Kerker Saladins.

Die meisten Großmeister regierten im Sinne Odos fort, der seine glorreiche Laufbahn so schmählich geschlossen, im stetigen Kampfe gegen den mächtigen Saladin. Arnold von Toroge 1179—84, Gerhard von Ridefort von 1185—88. Dieser letztere war es, der fast unumschränkt in Jerusalem regierte, durch seinen Ehrgeiz, seine Herrschsucht und seine Unverträglichkeit mit den Hospitalitern, ungeachtet seiner unbeschreiblichen Tapferkeit, das heilige Land fast an den Rand des Verderbens brachte. Durch seine Schuld ging die blutige Schlacht bei Hittin gegen Saladin (4. Juli 1187) verloren, der König von Jerusalem, er, Gerhard selbst und viele Templer und andere Ritter wurden gefangen. Unwiderstehlich drang nun Saladin in das innere Reich ein, eine feste Stadt nach der andern ging verloren, ausgenommen Askalon und Gazaris, einer Burg der Templer; am 3. October 1187

fiel endlich auch Jerusalem. Das waren die Folgen von Gerhards Leichtsinn und Ungestüm. Sämmtliche gefangene Tempelherren, mit Ausnahme des Großmeisters Gerhard von Ridefort wurden auf Saladins Befehl getödtet, Gerhard aber und König Veit gegen die Uebergabe von Askalon 1188 freigelassen (während seiner Gefangenschaft regierte der Großkomthur Terricus, der von Vielen, aber mit Unrecht, als Großmeister aufgeführt wird). Gerhard stirbt noch in demselben Jahre, wacker kämpfend bei der Belagerung Akkons. Er war ein kräftiger und höchst selbstständiger Mann, der den Convent durchaus in seiner Hand hatte, aber auch heftig, unversöhnlich, dessen Haß mehr schadete, als seine außerordentliche Tapferkeit nutzte

Ihm folgte in der Würde Walther 1188—90. Auch er bleibt bei der hartnäckig fortgesetzten Belagerung Akkons. Zu jener Zeit beschuldigte man den Orden, die von England zur Fortführung des Krieges erhaltenen Gelder unterschlagen zu haben, was jedenfalls auch gegründet ist, indem die Hospitaliter die an sie gesandten zu gleichem Zwecke bestimmten, herausgaben.

Robert von Sabloil 1191—92 folgte. Er war Admiral von Richard Löwenherz und trat erst während der Belagerung Akkons in den Orden. Unter ihm kaufte derselbe dem Könige Richard von England die von ihm eroberte Insel Cypern um 20,000 Mark Silbers ab, verkaufte sie jedoch bald darauf wieder an Veit, König von Jerusalem. Den Anstrengungen der aus der Heimath mit großer Macht gekommenen Könige Richard von England und Philipp August von Frankreich mußte Akkon endlich erliegen (11 Juli 1191) und Philipp August ging mißmuthig heim. Die Uneinigkeit der beiden mächtigen Könige, die unaufhörlichen Zwiste unter den Ritterorden und die Eifersucht der christlichen Fürsten

Palästina's mußten das gelobte Land als verloren erscheinen lassen, besonders da den Templern und Hospitalitern durchaus nichts daran lag, wenn ein Fürst wie Richard Palästina eroberte. Ein von ihrer Macht abhängiger Monarch sollte regieren. Daher unterstützten sie Richard so wenig als möglich, weswegen dieser auch nichts ausrichtete, troß seiner gerühmten Tapferkeit. Nachdem er mehrere Städte, worunter auch das den Templern gehörige Gaza, erobert und ihnen übergeben hatte, kehrte er mit sehr schlechtem Rufe nach Europa zurück. Wie mächtig und gefürchtet der Orden der Templer zur damaligen Zeit war, geht daraus hervor, daß Richard Löwenherz, der ihm nicht recht trauen mochte, seiner Sicherheit halber im Gewande der Templer und unter dem Schuße zweier Ritter dieses Ordens, den er öffentlich verlangt, auf einer Templergaleere sich plötzlich einschiffte, seine Gemahlin, Schwester und sein ganzes Heer zurücklassend. Seine Gefangennehmung auf österreichischem Grund und Boden soll auch nicht ohne einige Winke der Templer geschehen sein. Robert von Sabloil blieb gleichfalls auf dem Schlachtfelde.

Gilbert Roral 1193—98, früherer Großprior von Frankreich, folgt. Mit ihm schien den Christen das Glück wieder zu lächeln, denn in dem ersten Jahre seiner Würde starb der so überaus tapfere und hartnäckige Gegner Sultan Saladin. Kaum war diese Gefahr verschwunden, so lagen sich die beiden geistlichen Ritterorden schon wieder in den Haaren. Ganz ohne irgend einen Anspruch nahmen die Tempelherren das Schloß eines Herrn von Margat, eines Vasallen der Hospitaliter, eben nur weil es ihnen gefiel, in Besitz. Die Hospitaliter vertraten jedoch ihren Mann, lieferten den Templern sogar mehrere Treffen, bis schließlich der Papst diesen Zwist noch vermittelte.

Im Jahre 1198 finden wir Terricus (1198—1201) als Großmeister; nach ihm Philipp von Plessis (1201—1204.) Unter ihnen dehnt sich der Orden weiter und immer weiter aus. Schon aber beginnt auch der sittliche Verfall desselben! Ein Ausspruch König Richards von England auf seinem Todtenbette 1199 bestätigt dies zur Genüge. Von seinem Beichtvater Sulco ermahnt, dem Stolze, der Schmeichelei und der Schwelgerei zu entsagen, welches seine drei Töchter seien, antwortete er: den Stolz wolle er den Templern anvermählen. Daß die Templer einen großen Stolz, ja Uebermuth besitzen mußten, ist nur natürlich. Waren sie doch aus den ältesten und edelsten Geschlechtern entsprossen und in einen Adelsbund aufgenommen, der überreich, auf der ganzen Welt verbreitet, vom Papste geliebt, geschützt und durch Privilegien begünstigt, von der übrigen Welt, insbesondere den Königen und dem Clerus gehaßt und gefürchtet wurde. Obwohl sich der Meister „Demüthiger", die Brüder „Knechte Christi", der Orden aber „arme Brüder in Christo" nannten, so hieß dies die Heuchelei ins Großartige treiben. Wäre der Orden dabei stehen geblieben, so mochte es ihm seiner wunderbaren Tapferkeit halber nachgesehen werden. Allein von nun an beginnen sich unnatürliche Laster Sodomie, Gottesleugnung ꝛc. heimlich im Orden einzunisten, um in späteren Jahren den Schleier des Geheimnisses von sich zu werfen. Einige Zeit lang wurde die kriegerische Thätigkeit eingestellt, indem Saphadin weder die Klugheit, noch die Energie seines Vaters Saladin besaß und die Ritterorden auf die Ankunft der Kreuzheere warteten. Diese Aussicht zerrann jedoch und die Templer, welche mehr und mehr einsahen, daß sie sich einen andern Schauplatz für ihre Thätigkeit suchen mußten, als Jerusalem, richteten ihr Auge auf Cypern. Ueberhaupt hüllten

sie die Geschichte und das ganze Wesen des inneren Ordens in ein für die damalige Zeit fast undurchdringliches Geheimniß. Immer höher stieg der Haß gegen den Orden; der König von Armenien jagte plötzlich alle Templer aus seinem Reiche und zog ihre Besitzungen ein; erst 1213 konnte der Papst die Streitigkeiten, natürlich aber wieder zu Gunsten seiner Schützlinge, der Templer, beilegen.

Von Theodat von Bersiac wissen wir nur, daß er bis 1210 Großmeister war, nicht aber das Jahr, in dem er seine Würde antrat. Unter ihm versuchte der Orden alles Mögliche, um seine Einkünfte zu mehren und spielte den gläubigen Christen zu diesem Behufe manchen Betrug. Im Jahre 1206 brach der Krieg mit Saphadin aus; die beiden Orden bekamen, sowie der Patriarch von Jerusalem, eine Kopfsteuer durch ganz Europa und zwar auf sechs Jahre zuerkannt, damit der Krieg mit allem Nachdrucke geführt werden könne. Allein daran dachten die beiden Orden nicht, das Vermögen anzugreifen, was sich in ihren Häusern aufgehäuft und diese Bestimmung hatte.

Wenn man berücksichtigt, daß unter Theodat von Bersiac der Orden der Tempelherren schon sieben tausend und fünfzig Besitzungen hatte, die Reichthümer an Gold und Silber gar nicht gerechnet, das heilige Land jedoch nicht mit seinem Gelde, sondern nur mit seiner Tapferkeit, also bei Weitem nicht mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützte, so geht daraus klar hervor, daß er seine Hauptaufgabe durchaus verkannte, wohl aber einen Nebenzweck verfolgte.

Obwohl Bersiac ein redlicher Mann war, so begann doch unter seiner Regierung, die fast blos vom Convente geführt wurde, eine solche Sittenverderbniß bei den Rittern und in den einzelnen Häusern des Ordens einzureißen, daß

Innocenz III., bei dem die mannigfaltigsten Klagen darüber eingelaufen waren, in bittere Vorwürfe uber sie ausbricht. In einem Schreiben an den Orden ruft er aus:

„Ihr übertretet Euer Privilegium, einmal im Jahre an Orten, die mit dem Interdicte belegt sind, Gottesdienst zu halten. Wenn Ihr eigne Kirchen an diesen Orten habt, so feiert Ihr täglich, auch beim großen Interdicte, die Messe nach vollem Glockengeläute. Ihr führt zwar das Kreuz Christi auf der Brust, aber seid ferne davon, seiner Lehre zu folgen. Ihr bringt Verwirrung in die Kirche, denn Ihr gebt jedem schlechten Menschen das Ordenskreuz; für einen geringen jährlichen Beitrag ertheilt Ihr Affiliation und weil Ihr Jedem ein christliches Begräbniß versprecht, auch wenn er im Interdicte stirbt, so wird ein jeder Bösewicht der Kirche entfremdet. Ihr lebt nicht zu Gottes Ehre auf Erden, sondern um Euren Lüsten zu fröhnen, verbergt Ihr Euch unter den Deckmantel der Religion. Wegen solcher Lasterhaftigkeit, die ich nicht weiter ausmalen will, ist der Orden werth, der päpstlichen Privilegien, die er gemißbraucht, beraubt zu werden. Allein ich will des Ordens Bestes und vertraue der Klugheit Eures Großmeisters, daß er die Mißbräuche aus dem Orden entferne. Ich halte ihn an, mit aller Strenge zu verfahren, widrigenfalls ich künftige, von den Brüdern ausgeübte Unbill ihm zurechnen werde."

Demnach muß der Orden gewiß tief verdorben gewesen sein. Die Verführung, das Interdict einzuschränken, war jedoch auch zu groß, wenn man berücksichtigt, daß zu einer Zeit, wo das gläubige Volk Alles für den Himmel opferte, sie sich die Einschränkung gewiß auch ordentlich bezahlen ließen. Geld, Geld und immer Geld! riefen die habgierigen Tempelherren. Darum nahmen sie schließlich in ihren Orden auf,

von wem sie nur Etwas zu erwarten hatten, ohne seine übrigen Eigenschaften zu berücksichtigen, wenn er nur adelig und von kräftiger Constitution war. Daß unter solchen Umständen die Sittlichkeit verfiel und schändliche, widernatürliche Laster einrissen, kann und darf keine Verwunderung erregen.

Wie schon gesagt, Theodat von Bersiac war ein redlicher Mann, der auch dem Verlangen des Papstes nachzukommen strebte. Allein die Uebel saßen zu tief und fanden sich schon in den entlegensten Ordensprovinzen vor und obwohl er als ein strenger Ordens-Visitator den Occident, namentlich aber England, den Hauptsitz des Lasters aufsuchte und auch überall die üppigste Schwelgerei, rohe Wollust, niedriger Geiz, gemeine Habsucht und empörender Stolz herrschte, so fand er doch in allen Tempelsitzen, da seine Visitationsreise lange zuvor bekannt geworden, die größte Einfachheit im Leben, demüthige Haltung der Brüder, strenge Befolgung der Ordensregeln. Auf diese Weise kam es, daß er zufrieden gestellt schien, anstatt mit dem Orden eine Radicalreform vorzunehmen, der langsam, aber sicher seinem inneren Verfalle entgegen ging.

Peter von Montaigu, 1210—17, war sein Nachfolger. Zu gleicher Zeit war Guerin, sein Bruder, Großmeister der Hospitaliter. Unter beiden genossen die Orden eine lange entbehrte Eintracht. Ja, als König Johann von Jerusalem den Krieg von Neuem begann, übergab Peter, der krank zu Akkon lag, dem jetzigen Hauptsitze seines Ordens, den Oberbefehl über den eignen Orden seinem Bruder Guerin. Man unternahm es, ein muselmännisches Castell auf dem Berge Tabor zu nehmen, jedoch mit schlechtem Erfolge. Peter starb noch in demselben Jahre. Er war der Mann nicht,

der der Verdorbenheit des Ordens Einhalt thun konnte oder wollte. Derselbe hatte seine Hände schon über das ganze südliche und westliche Europa ausgestreckt. Mit Ausnahme der spanischen Tempelherren, die einen hartnäckigen, jedoch glücklichen Kampf gegen die Mauren führen, sind sie Alle, d. h. die meisten Ritter in allen Provinzen mit den verschiedenartigsten Lastern behaftet.

Wilhelm von Chartres 1217—18, ein kluger Kopf und tüchtiger Strateg, der die Wichtigkeit Aegyptens für die Eroberung des heiligen Landes gar wohl erkannte und demgemäß verfuhr, folgte. Um sich zuerst gegen einen unvermutheten Unglücksfall sicher zu stellen, baute er zwischen Kaiphas und Cäsarea ein überaus festes Schloß, welches auf der einen Seite vom Meer, auf den drei andern durch ungangbare Felsen gesichert war. Die 1190 entstandenen deutschen Ritter, mit denen die beiden älteren Ritterorden meist in gutem Einvernehmen standen, sowie viele Pilger halfen ihnen dabei. So stark die Befestigungswerke auch waren, so blühte doch auf der Burg ein kleines Ländchen. Hölzer, Weidetriften, Gärten, Salzwerke, Weinberge und Fischteiche sicherten die Templer auch bei den langwierigsten Belagerungen gegen den grausamen Feind Hunger. Nachdem nach der Eroberung von Jerusalem durch die Saracenen der Orden bis zur Wiedererlangung der heiligen Stadt seinen Hauptsitz anfänglich in Antiochien und von da aus in Akkon genommen, verlegte er ihn nach Vollendung der Veste hierher. Hier regierte der Convent, hier hielt man die Generalcapitel, hier ruhte das stolze Gebäude des Templerordens, dessen Grundstein der fromme Hugo von Payens gelegt, dessen Mauern Bertrand von Blancfort geschaffen, Odo von St. Amand aber befestigt und welches die folgenden Großmeister zu einem

majestätischen bis hoch in die Wolken ragenden Palaste aufgeführt; hier ruhte es fest und sicher, stolz und unbezwingbar, wie der der ihn bespülenden Wellchen lachende Granitfels im Meere, bis das harte Geschick rief: Falle!

Im Jahre 1218 schickte man sich, da eine vereinigte deutsche, holländische, friesische und engliche Flotte zu Akkon anlangte, zur Belagerung des festen Damiette an. Mit einer für die damalige Zeit bewundernswerthen Kunst angegriffen, vertheidigte sich die Stadt mit gleicher Geschicklichkeit und nie nachlassender Hartnäckigkeit. Sultan Saphadin befehligte persönlich in der bedrängten Stadt. Beide Heere, nachdem der Ungestüm der ersten Angriffe verraucht und auf keiner Seite Etwas gewonnen, mußten durch die Tücke und den Wechsel der Witterung und die gänzlich von Lebensmitteln entblößte, ungesunde Gegend unendlich viel leiden. Sowohl Wilhelm von Chartres als auch Saphadin erlagen diesen Uebelständen. Diesem folgte sein Sohn Koradin, jenem Thomas von Montaigu 1218—34 und wenn auch ein Theil der Pilger in die Heimath zurück ging, so setzte doch König Johann von Jerusalem und der zähe Großmeister der Templer die Belagerung mit einer durch nichts zu erschütternden Ausdauer fort. Was Mannesmuth und Manneskraft zu leisten vermögen, bewiesen die Tempelherren bei dieser ewig denkwürdigen Belagerung. Jeder einzelne von ihnen war ein unvergleichlicher Held, der sich die Achtung des gesammten Heeres im höchsten Grade erwarb. Es kann hier unsere Aufgabe nicht sein, den Verlauf der Belagerung, sowie die Heldenthaten der Templer zu schildern, nur das sei gesagt, daß selbst ihre Todfeinde ihre hohe Tapferkeit anerkannten, gern lobten und in alle Weltgegenden ausriefen: daß die Tempelherren stets die ersten beim Angriffe, beim Rückzuge aber die

letzten seien. Die Belagerung von Damiette flocht unverwelkbare Lorbeerblätter um ihre Stirnen. Nach mannigfachen Wechselfällen fiel endlich Damiette mit unschätzbarer Beute, nach achtzehnmonatlicher Belagerung; 80,000 Menschen waren in der Stadt durch Hunger und Seuchen umgekommen. Koradin hatte sich jedoch mit einem Theil seiner Armee schon vorher entfernt, aus Rache ob der Hartnäckigkeit der Pilgrime Jerusalem von Grund aus zerstört und mehrere kleine Vesten der Templer erobert. Als er es jedoch wagte, Akkon sowohl, als auch die Meeresfeste der Templer anzugreifen, wurde er mit blutigem Kopfe abgewiesen.

Die Christen suchten sich in Damiette so gut einzurichten, als es eben gehen wollte, doch befanden sie sich in sehr mißlichen Umständen. Plötzlich stand Koradin wieder mit einem Heere von 70,000 Mann vor der Stadt und belagerte sie. Man behauptete damals ziemlich offen, ein Tempelherr Namens Ferrandus, sei aus Rache, weil man ihm ein Lieblingspferd genommen, zu den Saracenen übergegangen und habe ihnen die Schwäche der Christen verrathen. Koradin schloß Damiette so enge ein, daß endlich übermäßige Hungersnoth und schreckliche Seuchen die Christen 1221 zu einem Vergleiche zwangen. Man gab Damiette an Koradin zurück, tauschte die Gefangenen aus und schloß einen Waffenstillstand auf acht Jahre. Dafür erhielten die Christen das wahre Kreuz Christi, sowie die zum Rückmarsche nöthigen Lebensmittel. So endigte sich der von Wilhelm von Chartres ausgedachte großartige Feldzug gegen Aegypten.

In dem Großmeister Thomas von Montaigu finden wir das Wesen und die Politik des Tempelherrenordens verkörpert. Wir erblicken in ihm einen Ritter, tapfer wie der Kriegsgott selbst, einen umsichtigen Feldherrn, einen schlauen und scharf-

sinnigen Politiker, der während seiner langen Regierung unumschränkt im Convente herrschte, die Richtung des Ordens offen erkennen ließ und zur Erlangung dieses Zweckes auch die schändlichste Treulosigkeit nicht verschmähte. Unter ihm gelangte der innere Orden, so lange den Augen der Welt verborgen, zur höchsten Blüthe; mächtig, wie fast kein Fürst seiner Zeit, bildete er die rechte Hand des Papstes in dem Riesenkampfe gegen den deutschen Kaiser und seine Nachfolger traten in seine Fußtapfen. Von nun an schwindet der Rest des frommen Gewandes, welches die Schultern der Tempelherren umwallte. Thomas von Montaigu lebte nur für die Größe seines Ordens.

Papst Honorius III. verabredete mit dem großherzigen deutschen Kaiser einen neuen Kreuzzug, zugleich setzte man fest, daß der energische Fürst Isabella, die Tochter des Königs von Jerusalem, heirathen solle. Obgleich Palästina als christliches Reich nur dem Namen nach bestand, so konnte man doch leicht voraussehen, daß der Kaiser Alles aufbieten würde, um durch seinen Zug ein gedeihliches Resultat zu erzielen. Solch einen Nebenbuhler in einem Reiche, wo er die höchste Gewalt besaß, wünschte Thomas von Montaigu durchaus nicht. Es kam ihm die durch verschiedene Umstände hervorgerufene Zögerung Friedrichs und der in Folge dessen auf sein Haupt geschleuderte, päpstliche Bannstrahl sehr erwünscht. Die aus England und Frankreich zur Unterstützung eingegangenen großen Geldsummen steckte er in die große Kasse des Ordens, ohne die damit bedungenen Reißigen zu halten, überhaupt raubte und riß er unter den nichtigsten Vorwänden Besitzungen an sich, auf welche der Orden auch nicht einmal einen Schein von Recht hatte. Unter dem Schutze des Papstes, dessen schärfste Waffe gegen den Kaiser er aus-

machte, konnte er sich Alles erlauben. Ja, die Inhaber des römischen Stuhles vervollständigten die Bulle Omne datum optimum noch durch weitere, unschätzbare Privilegien. Als endlich der Kaiser Friedrich II. Isabella von Jerusalem geehelicht, sowie 1228 seinen Kreuzzug angetreten, empfing ihn Thomas und sein Orden mit der heuchlerischesten Demuth. Als der Kaiser aber das seiner Gemahlin zukommende Reich Jerusalem beanspruchte, durch die Realisirung welches rechtmäßigen Wunsches die Christenheit gewiß unendlich gewonnen hätte, spann Thomas mit Mitwissenschaft des Papstes lange und dunkle Fäden der Intrigue und des schnöden Verrathes, anstatt seinen Ordensgelübden zufolge den Kaiser mit Rath und That zu unterstützen. Er, der stolze Großmeister, konnte sich nicht als Vasalle des Kaisers betrachten; dies würde auch den weitgehenden, lange gehegten Plänen des Ordens zuwider gelaufen sein. Die Templer unterstützten also Friedrich nicht. Da unternahm es der tapfere Deutsche, den Sultan Malek el Kamel, den Bruder Koradins, auf eigne Faust anzugreifen und ging über den Jordan. Was that nun Thomas von Montaigu? Erbärmlicher Weise verrieth er dem Sultan die Pläne und Bewegungen des Kaisers und gab ihm Mittel und Wege an, diesen gefangen zu nehmen.

Malek al Kamel, ein Fürst an Treue, Geradheit und Edelmuth dem Großmeister Montaigu in jeder Beziehung überlegen, empfing das Schreiben mit dem Ausdrucke der tiefsten Verachtung. Die Treulosigkeit und List der geschworenen Ritter Christi zu brandmarken, rief er aus: „Sehet hier der Christen Treue!“ und überschickte das Document an Friedrich. Dieser sah ein, daß er unter solchen Umständen wenig mit Waffengewalt ausrichten könne; er schloß daher mit dem ihn hochachtenden Malek el Kamel einen Vergleich, wonach ihm

Jerusalem und einige große Provinzen ausgeliefert wurden, ließ sich alsdann zum Könige von Jerusalem krönen und ging nach Italien zurück. Dort angekommen, veröffentlichte er das Schreiben Montaigu's und zog alle Besitzungen der Templer in seinen Reichen ein. Freilich thaten die Templer und der Patriarch Gerold von Jerusalem alles Mögliche, um Friedrich zu verdächtigen. Sie sagten ihm die ungeheuerlichsten Verbrechen, jedoch umsonst nach. Man durchschaute die Politik der Templer schon zu gut.

Hierauf fuhr Thomas fort, die Einkünfte des Ordens nach Möglichkeit zu vergrößern. Sein letztes Werk war ein Versuch, durch ein Schiedsgericht die Streitigkeiten und Zwiste zwischen den Templern und Hospitalitern beizulegen. 1234 starb er.

Vom Jahre 1234 bis 1237 finden wir den Orden durch einen Großprior regiert, die kriegerischen Angelegenheiten aber durch Comthure geleitet. 1237 wählte man den Großprior von Calabrien, Hermann von Perigord, 1237—44. Dieser war ein würdiger Nachfolger Montaigu's und, abgesehen von der nie fehlenden Tapferkeit des Ordens, seine Regierung eine schamlose. Doch erlitten die Templer auch unter ihm harte Schläge, wie nie, sowohl in moralischer, als in materieller Hinsicht.

Tempelherren gaben sich bereitwillig dazu her, auf des Papstes Geheiß in England und anderen Ländern dadurch Geld zu erlangen, daß sich die Pilger durch verschiedene Summen von ihrem Gelübde loskaufen konnten, sich an weiteren Kreuzzügen zu betheiligen. Den Juden nahmen sie das Geld mit Gewalt und unter großen Martern ab. Bei diesem, wie wilde Thiere gehetzten Volksstamme war man dies nicht anders gewohnt. Wenn schon an und für sich in politischer

Beziehung nichts gegen ein solches Loskaufen einzuwenden, sondern dasselbige im Gegentheile nur zu loben ist, weil dadurch viele Pilger in der Heimath zurückgehalten und vor Verschuldung und Liederlichkeit bewahrt wurden, da mit den Kreuzzügen überhaupt wenig erreicht wurde, durch eine sachgemäße Verwendung des Geldes zur Unterstützung Palästina's aber, wozu es auch gefordert wurde, etwas Ersprießliches hätte erreicht werden können: so schrie doch ganz Europa in gerechtem Zorne laut auf, als es sah, wie sein erpreßtes Geld verwandt wurde. Rom und die Kasse der Templer theilten sich hinein und daß diese es nur zu egoistischen, nie aber zu gemeinnützigen Zwecken verwandten, kannte man sattsam. Perigord versuchte alle Mittel, um Geld zusammen zu scharren; er verwandte aber keinen Heller davon, außer im Ordensinteresse. Die wehmüthigsten und rührendsten Briefe, Schilderungen über die traurige Lage des heiligen Landes enthaltend, schickte er einen um den andern nach Europa. Aber man durchschaute die Arglist der Templer schon zu gut und nur Wenige ließen sich bethören, ihr Geld an den habsüchtigen Orden wegzuwerfen. Zu gut kannte man, daß man die erhaltenen Summen nie zur Aufstellung einer Armee verwandte, nein, die mußte allemal von den verschiedenen Fürsten auf die Beine gebracht werden; zum Güterkauf und sonstigen Ordenszwecken verbrauchte man sie. Allein damit begnügte sich ihre unersättliche Habsucht nicht. Sie ließen sich meistens bei den verschiedenen kriegerischen Unternehmungen erst durch reiche Legate von den Pilgrimen gewinnen; wenn es jedoch an das Beutemachen ging, standen sie stets mit unverschämter Habgier in erster Linie.

1237 ging mit dem Tode des Sultans von Aleppo der Waffenstillstand zu Ende. Man begann, obgleich sich die

Christen keineswegs einer günstigen Lage rühmen konnten, den Krieg dennoch von dieser Seite. Man mußte sich jedoch von nun an an trübe Erfahrungen gewöhnen. Zu sehr ihrer Tapferkeit vertrauend, erlitten die Templer gleich beim Beginn der Feindseligkeiten einen herben Schlag. Mehr als hundert ihrer Brüder mit dem sie befehligenden Comthur Wilhelm von Monferrat und dem Bannerträger Reginald von Argenton wurden bei der Belagerung des Schlosses Guasrum überfallen und niedergehauen.

Im folgenden Jahre langte zum großen Mißvergnügen des Ordens König Thibaut von Navarra mit einem mächtigen Heere an. Als er in der Gegend von Jaffa stand, wollten die Templer einen Beweis ihrer Bravour geben und griffen mit einigen hundert Mann ein mehrere Tausend Mann starkes Corps der Türken bei Gaza an, erlitten aber, in einen Hinterhalt gelockt, eine schwere Niederlage.

Von jetzt an erscheint uns die Eifersucht zwischen den Templern und Hospitalitern in einem wahrhaft abscheulichen Lichte. Wahrscheinlich trugen die beiden Großmeister, Hermann von Perigord und der Hospitaliter Bertrand von Taxis, die meiste Schuld daran. Denn nicht zufrieden damit, sich einander nicht zu unterstützen, that jeder sein Mögliches, den andern zu kränken, zu schaden und ins Unglück zu stürzen. Die Templer schlossen mit Sabah, dem Sultan von Damaskus, einen Vergleich, wonach dieser den Christen die Städte Belfort, das mächtige Saphet und das ganze Gebiet von Jerusalem einräumte. Dagegen mußten sich die Christen verpflichten, mit Malek el Kamel, dem Sultan von Babylon, keinen Waffenstillstand zu schließen. Kaum hörten die neidischen Hospitaliter von diesem günstigen Vergleiche, als sie auch sofort mit Malek einen Waffenstillstand eingingen. Thibaut von

Navarra und die meisten Pilger folgten ihrem Beispiele. Von nun an traten wirkliche Aergernisse ein. Die Templer verhöhnten die Hospitaliter und suchten sie zur Aufhebung ihres Vertrages zu zwingen. Als jedoch diese dem Sultan von Babylon die versprochene Treue wahrten und zu keinem Kriege gegen letzteren zu bewegen waren, eröffneten die Templer in Akkon die Feindseligkeiten gegen sie. Sie belagerten sie förmlich in ihren Häusern, ließen ihnen keine Lebensmittel zukommen und duldeten auch nicht einmal, daß sie ihre Todten begraben durften. Zu gleicher Zeit begannen sie (1241) die Feindseligkeiten gegen den Sultan von Babylon und es gelang ihnen, dessen vielmal zahlreicheres Heer durch ihre übermenschliche Tapferkeit total zu schlagen.

Dieses Glück erregte ihren Uebermuth von Neuem und trieb ihn bis zur höchsten Spitze. Da Kaiser Friedrich II. noch immer fortfuhr, die Templer im Abendlande feindlich zu behandeln, so vertrieben sie seine Freunde, die deutschen Ritter, aus ihren syrischen Besitzungen. Zugleich hörten sie nie auf, die Hospitaliter in Akkon zu befehden.

Da traf endlich die Strafe ihrer vielfachen Versündigungen ein. In Folge des letzten Sieges der Tempelherren hatte der Sultan von Babylon die Corasminen, einen wilden Menschenschlag, zu Hülfe gerufen. 1244 erschienen 20,000 ihrer Reiter unter dem Feldherrn Barbakon. Als dieser gefährliche Feind anlangte, war die Einigkeit unter den geistlichen Orden sofort wieder hergestellt. Auch Sabah, der Sultan von Damaskus und Freund der Templer, schickte Hülfe.

Die Heere stießen bald auf einander; im Centrum des christlichen Heeres standen die Templer und die Landesmiliz, auf dem linken Flügel die Hospitaliter, auf dem rechten die Turkomanen (leichte Reiterei). Zwei Tage lang dauerte der

Riesenkampf gegen den übermächtigen Feind; die geistlichen Orden, Hermann von Perigord Allen voran, kämpften mit beispielloser Tapferkeit. Da gingen die treulosen damascenischen Bundesgenossen zum Feinde über und die Schlacht war verloren. Aber Niemand ergab sich. Dreihundert Templer, der Großmeister Perigord an der Spitze, und der ganze Convent starben, besser als sie gelebt, den freiwilligen Heldentod auf blutiger Wahlstatt. Nur vier ihrer Brüder nebst vierzehn Knappen konnten sich durchhauen. Den Hospitalitern ging es nicht besser.

So sehr uns auch das glorreiche Ende des tapfern Perigord mit seinem unheilvollen Leben versöhnen mag, so verdient er doch den bittersten Tadel. So verdorben wie unter ihm fand man den Orden noch nie. Die Streitigkeiten mit den Hospitalitern sind so niedriger Natur, die Habsucht und der unbändige Stolz zeigen sich in so verletzender Weise, ihre eigennützige Politik tritt so klar hervor, daß wir die Worte des Kaisers Friedrich nicht zu widerlegen vermögen, wenn er ausruft: „Aufgewachsen in den Wollüsten der morgenländischen Barone, sind die Templer vom Stolze ganz trunken. Ich weiß aus sicherer Quelle: daß mehrere Sultane nebst den Ihrigen in den Orden gern und mit großem Glanze aufgenommen worden sind, daß selbst die Templer deren abergläubischen Gottesdienst mit Anrufung Muhameds und unter weltlichem Gepränge zugelassen haben."

Die Corasminen überschwemmten darauf das Land und manche Besitzung der Templer nebst manchem Ritter fielen in ihre Hände. Die übrig gebliebenen Ordensmitglieder waren für jetzt zu schwach, einen Großmeister zu ernennen, deswegen erwählten sie Wilhelm von Roquefort zum Großcomthur und

riefen ihre Brüder aus dem Occident, wo sich sieben Achtel des Ordens befanden. Ein Schreiben des Großcomthurs an die verschiedenen Tempelhäuser theilte diesen die vollständige Niederlage des Ordens mit; mittlerweile verfehlte er nicht, sein Mögliches zur Auslösung seiner gefangenen Brüder zu thun.

Sultan Malek al Kamel, der Freund des deutschen Kaisers, empfing die Gesandten jedoch nicht zum Besten; er warf ihnen öffentlich vor, sie hätten den Kaiser verrathen und dieser sei nur durch seine Großmuth und Rechtlichkeit ihren Schlingen entgangen, sie säeten Zwietracht unter die Christen und verübten offne Feindseligkeiten gegen die Hospitaliter, sie befolgten ihre Statuten nicht und wollten jetzt sogar ihre gefangenen Brüder loskaufen, da ihr Gelübde ihnen doch nur erlaube, ein Messer und einen Strick zu ihrer Auslösung anzuwenden.

Schließlich jagte er die Gesandten von seinem Hofe weg.

Die Wahl eines neuen Ordensoberhauptes verzögerte sich bis zum Jahre 1247. Endlich war der Convent aus dem Occidente vervollständigt und man wählte Wilhelm von Sonnac (1247—60), einen aus dem Languedoc gebürtigen Edelmann. Unter ihm breitete sich der Orden auch in Böhmen und Mähren aus. Der böhmisch-mährische Großprior residirte auf Schloß Spielberg. Im Jahre 1248 unternahm König Ludwig der Heilige von Frankreich mit einem mächtigen Heere den letzten Kreuzzug, dessen unglückliches Ende zur Genüge gekannt ist. Die Templer, welche bei des Königs Gläubigkeit und Macht fürchteten, derselbe werde die größte Energie zur Eroberung des heiligen Landes entfalten, sahen diesen Zug mit mißgünstigem Auge. Sie schickten deshalb Gesandte an den König von Frankreich, die ihn mit gleisnerischen Vorstellungen vom Kriege abmahnten. Allein sie wur-

den durchschaut und der Krieg nahm seinen ungestörten Fortgang. Wie gewöhnlich wandte man sich nach Aegypten; schon im Juni 1249 fiel das mächtige Damiette in die Hände der Christen. Nun erschrak der Sultan und bot auf, was nur in seinen Kräften stand, um Frieden zu erlangen. Dauernder Friede sollte geschlossen, das jerusalemitische Königreich wieder hergestellt und sogar sehr vergrößert und den Christen noch ungeheure Summen herausgezahlt werden. Diese aber in ihrer Verblendung übersahen, daß sie den Zweck, dessentwegen sie gekommen, erreicht, sie verwarfen die überaus günstigen Bedingungen und liefen ihrem Untergange in die Arme. Am 20. November brach der König von Damiette auf, die Templer mit ihrem Marschalle Reginald von Vichers an der Spitze. Vor diesem eisernen Keile flogen die Saracenen wie Spreu im Wind auseinander. Zwischen dem Thanis und dem Nile schlug man endlich ein Lager auf; zu gleicher Zeit traf das ägyptische Heer unter seinem Feldherrn Faradin ein. Am 12. Februar 1250 zeigte ein muselmännischer Ueberläufer den Christen eine Furt. Diese passirten den Nil nicht ohne große Anstrengungen, stürzten sich auf Faradins Heer und schlugen es in die Flucht. Der Großmeister Wilhelm von Sonnac und Robert von Artois, Bruder des Königs, befehligten die Vorhut der Christen. Vergebens warnte der kriegskundige Sonnac, der auf dem Zuge schon ein Auge verloren, den jungen Grafen von Artois vor unüberlegter Verfolgung; anstatt auf den Rath des Templers zu hören, wirft der hitzige Prinz dem Orden Feigheit und Einverständniß mit den Ungläubigen laut und öffentlich vor. Im edlen Zorne rief da der Großmeister mit mächtiger Stimme:

„Bannerer, entfalte unser Banner und halte es hoch empor, uns ruft der Streit, heute werden wir des Todes,

wie des Krieges zweifelhaft Geschick ertragen müssen. Wir wären unüberwindlich, müßten wir nicht stets in Gemeinschaft kämpfen. Aber unglücklicher Weise werden wir getheilt und sind gleich dem Sande ohne Kalk, wir werden unsern sichern Untergang finden!"

Wie ein Blitz stürzen sich die Ritter auf die Feinde und verfolgen sie bis Massora, dort kommen die Saracenen zum Stehen, der Graf von Artois mit Wilhelm von Sonnac und den meisten Rittern werden niedergehauen; die Fliehenden bringen die eigne Armee in Unordnung, sie muß sich zurückziehen.

So ging durch Artois Hitze die Schlacht verloren und Jerusalem blieb den Christen auf immer entrissen. Denn nun nahte sich erst der Sultan von Aegypten mit dem Hauptheere, die Christen vollführten, da man gar keine Anstalten für einen dauernden Krieg getroffen, sondern sich wieder wie gewöhnlich ohne allen Proviant in ein fremdes Land gewagt hatte und beim Kriege selbst ganz planlos verfahren war, einen traurigen Rückzug. Auf einem ungesunden Boden, von Seuchen und Hunger auf das Entsetzlichste heimgesucht, von Massen unbarmherziger Feinde umschwärmt, die Niemanden entkommen ließen, mußte sich schließlich der König mit seiner ganzen Armee zu Samorsak gefangen geben.

Um sich und sein Heer loszukaufen, mußte sich Ludwig dazu verstehen, Damiette nebst allen saracenischen Gefangenen auszuliefern, 8000 Byzantiner zu bezahlen und versprechen, binnen zehn Jahren keinen Krieg im Oriente wieder zu führen. Um Geld zu bekommen, ohne welches keine Freiheit möglich war, wandte sich sein Seneschal sowohl an den Großcomthur Stephan von Outricourt, als auch an den Marschall Reginald von Vichers, damit sie, als die stellvertretenden Häup-

ter des Ordens, dem Könige das Geld aus der Tempelkasse liehen.

Diese aber, selbst Franzosen, uneingedenk der großen Besitzungen, die der Orden in Frankreich sein eigen nannte und der vielen und reichen Geschenke, die des Königs Huld vor allen andern Fürsten ihnen verehrt, den Zweck nicht beachtend, zu dem ihnen die Pilgrimme und frommen Gläubiger beigesteuert; sie schlugen dem Könige sein Begehr mit den dürren Worten ab: „ihr Eid verbiete ihnen, Geld aus der Ordenskasse zu nehmen." Wenn man überlegt, welche große Summen die Templer vorräthig hatten und daß sie sich bei dem frommen Ludwig ganz und gar nicht in Gefahr befanden, ihr Geld einzubüßen; daß sie, als Vertreter des Ordens, gesetzt auch die nichtige Behauptung, kein Geld weggeben zu dürfen, sei wahr gewesen, in diesem Falle der äußersten Noth schon einmal eine Ausnahme machen durften; so ist ihre Handlungsweise wirklich abscheulich und der Orden erscheint uns in seiner lasterhaften Nacktheit, trotzdem uns seine bekannte, gemeine Habsucht nicht viel mehr erwarten ließ. Des Königs von Frankreich kräftiger Seneschal machte jedoch kurzen Proceß mit dem Orden. Er nahm eine Galeere der Templer mit Gewalt in Beschlag, fand eine ganz mit Geld gefüllte Kiste darauf, ließ sie erbrechen und nahm 200,000 Livres als Anlehen daraus. Nun machten die Templer gute Miene zum bösen Spiele und ließen es geschehen, daß sich der König mit seiner Armee freikaufte. Zugleich erklärten sie aber, sich in Akkon an das französische Eigenthum halten zu wollen, falls man ihnen ihr Geld nicht zurück erstatte.

Rainald von Vichier 1250—55 beherbergt den heiligen Ludwig nach seiner Freilassung aus der Gefangenschaft im Tempelhause zu Akkon bis zum Jahre 1254, jedenfalls um

ein Pfand der Wiederbezahlung der an ihn geliehenen Gelder zu haben. Was man sich in dieser Beziehung von dem Uebermuthe der Tempelherren zu versehen hatte, mag das Beispiel Adelards, des Großpriors von England, beweisen. Heinrich III., König von England, beschwerte sich bitter über die Reichthümer des Clerus, hauptsächlich jedoch über die der geistlichen Ritterorden, insbesondere aber über die der Tempelherren und äußerte sich ihm gegenüber, es dürfe nicht unpassend sein, die vielen Privilegien, welche der Unverstand dem Orden bewilligt, zu schmälern oder gänzlich aufzuheben.

Dem erwiderte aber der Großprior stolz: „Was sprichst Du, o König, es sei ferne, daß Dein Mund ein ähnliches, unangenehmes und unbesonnenes Wort rede. So lange Du Gerechtigkeit übst, wirst Du herrschen, verletzest Du sie aber, so wirst Du aufhören, König zu sein."

In solch einem Tone wagte ein Tempelherr mit seinem Könige und Lehensherrn zu sprechen. Daß dieser die Sprache duldete, giebt uns einen Beweis, wie mächtig und gefürchtet der Orden allerwärts war. Erst als sich die Templer weigerten, Bürgschaft für den sehr verschuldeten König zu leisten, verfolgte er sie mit seinen Nachstellungen, ohne ihnen jedoch großen Schaden zufügen zu können.

So groß als die Macht des Ordens war, sein Stolz, seine Gewaltthätigkeit und seine Raubsucht, so groß waren auch die Klagen gegen ihn.

Vichier starb 1255. Indem wir noch bemerken, daß die Reihe der hier aufgeführten Großmeister wohl die wahre ist, so dürften etwaige Abweichungen in anderen Werken, falls sie mehr als einen etwas veränderten Namen ausmachen, was sehr leicht erklärlich ist, ihren Ursprung wohl darin haben, daß bei weniger gründlichen Studien Großcomthure

mit Meistern verwechselt werden. Wir wollen jetzt noch ein oberflächliches Verzeichniß der Ordensbesitzungen beifügen und verweisen auf das Werk, worin die weitere Geschichte des Ordens dem geneigten Leser vor die Augen geführt wird.

Die Besitzungen des Ordens theilen sich in morgenländische und abendländische.

I. Morgenländische Provinzen.

Jerusalem (mit dem Tempel daselbst, dem Pilgerschlosse am Meere, der Burg Saphet, dem Tempelhaus zu Akkon, den Festungen Dak, Faba, Gaza und vielen kleineren Schlössern,) Tripolis, Antiochien und Cypern enthalten zahlreiche Commenden, Güter, Schlösser und Tempelhäuser.

II. Abendländische Provinzen.

Es finden sich Großprioreien in Portugal, Castilien, Leon, Arragonien, Frankreich, der Auvergne, Normandie, Aquitanien, Poitou, Provence und England. Reiche Besitzungen hat der Orden in Deutschland, nämlich in Oesterreich, Bayern, Schwaben, Franken, Elsaß, Lothringen und den Rheinlanden unter dem Großprior von Oberdeutschland; in Polen, Mark, Pommern, Mecklenburg, Westphalen, Thüringen, Hessen und Sachsen unter dem Großprior von Brandenburg; in Böhmen und Mähren unter dem Großprior von Böhmen. Die reichsten und blühendsten Städte aller Länder bargen ihre Besitzungen. Ferner waren große Herrschaften in Ober- und Mittelitalien, in Apulien und Sicilien ihnen eigen.

Dieses Verzeichniß stammt aus dem Jahre 1185 und wenn auch die im Ganzen genommen unbedeutenden Besitzungen in Palästina in türkische Hände geriethen, so gewannen die abendländischen doch um so mehr an Bedeutung.

Es ist, wie der aufmerksame Leser aus der Einleitung ersehen haben wird, noch viel von dem eigentlichen Wesen

des Templerordens mitzutheilen. Doch Schreiber dieses verspart dasselbe auf das Hauptwerk und verfehlt nicht, die Erklärung abzugeben, daß er, von keinen Vorurtheilen erfaßt, nicht einen Stein mehr auf den überhaupt schon vielfach angegriffenen, zu oft aber auch ganz mit Unrecht in Schutz genommenen, Orden zu werfen gewillt, sondern im Gegentheile, was historische Thatsachen anbelangt, bestrebt ist, die Grenzen der Wahrheit auch nicht um eine Linie breit zu überschreiten.

Möge daher ein geehrtes Publikum das vorliegende Werk nicht gleich von vorn herein mit mißgünstigem Auge betrachten.

St. André.

Erstes Capitel.

Obgleich schon eine große und blühende Stadt, bot Marseille im Frühjahre 1265 doch nicht denselben Anblick dar, als wie jetzt. Marseille war stets eine bedeutende Stadt. Heut zu Tage zählt sie über zwölftausend Häuser und hundertundfünfzigtausend Einwohner und liegt auf einer kleinen lieblichen, mit Oel- und Mandelbäumen bedeckten Ebene an einem kleinen Meerbusen des mittelländischen Meeres. Die äußerste Spitze dieses Busens bildet den Hafen der reichen Handelsstadt, die denselben im großen Hufeisen umschlingt, mit einer schönen Aussicht auf herrliche Hügelreihen dicht an der Stadt. In Marseille, der ältesten von den Phokäern gegründeten Stadt Frankreichs, ist nicht nur jetzt Wohlstand oder vielmehr Reichthum zu Hause, sondern es war dies auch eine lange Reihe von Jahrhunderten stets der Fall.

Die Stadt besteht aus einer durch eine stundenlange Straße, le Cours genannt, verbundenen Altstadt und Neustadt. Breite, reine, schnurgerade Straßen, künstliche Privat- und öffentliche Bauwerke, zahlreiche Fabriken, mehrfache Institute für Kunst und Wissenschaft, der gegen neunhundert Kauffartheischiffe fassende Hafen, die reizende und überaus gesunde Gegend, kurz Alles vereinigt sich, um Marseille, wenn auch nicht zu

einer durch Naturwunder erhabenen Stadt, wie Neapel, Lissabon oder Stockholm, doch gewiß zu einer äußerst angenehmen und Auge und Herz entzückenden zu machen.

Wenn sie im Jahre 1265 auch nicht dieselbe Ausdehnung, denselben Reichthum, dieselbe Blüthe besaß, so war sie doch die schönste und einträglichste Stadt der Provence, eine der angesehensten Europas, sowie ein von allen Handelsorten der Welt geachteter Stapel- und Handelsplatz.

Zu derselben Zeit, 1265, hatte der Großprior des Ordens der Tempelherren für die Provence seinen Sitz in der Altstadt und zwar in einem von dem Orden gegründeten Schlosse oder Präceptorium; Marseille, jetzt außer dem zum Schutze des Hafens bestimmten Fort St. Catharine, Schutzwerke ohne sonderliche Bedeutung besitzend, war damals stark befestigt, wie dies bei jeder Stadt mehr oder minder der Fall war, darum nimmt es auch kein Wunder, abgesehen davon, daß wir die Politik der Templer kennen, wenn wir ihr Schloß, das Besitzthum in einem fremden Lande, mit allen Regeln der Kunst gebaut und befestigt erblicken.

Starke hohe Mauern, tiefe Wallgräben gewähren ihm hinlängliche Sicherheit gegen etwaige Angriffe, feste Quaderthürmchen, die über Mauern und Warten emporragen, verheißen unberufenen Belagerern wenig Gutes. Tag und Nacht marschiren einige Hellebardiere in ihren braunen Mänteln, das rothe Kreuz auf schwarzem Wammse, an der Zugbrücke auf und ab, als ob sie jeden Augenblick, wenn auch nicht eines Angriffes, doch des blitzenden Auges des Großpriors gewärtig wären.

Es war ein schöner Maiabend. Wenngleich noch im Freien ziemlich hell, so eilten doch geschäftige, dienende Brüder in ihrer schwarzen Wollkleidung durch das von kleinen

Bogenfenstern nur spärlich erleuchtete, große Refectorium des Schlosses und stellten starke brennende Wachskerzen auf eine lange Tafel von Eichenholz, bedeckt durch ein in der Mitte mit einem rothen Kreuze geziertes weißes Tuch.

Bei dem jetzt entstehenden Scheine ist es uns vergönnt, einige Blicke der Betrachtung in den weiten Saal zu werfen. Die Wände desselben waren unter einer Bekleidung von weißem Tuche massiv; kleine, etwas über mannshohe Nischen, je eine ungefähr sechs Fuß von der anderen entfernt, zogen sich um den ganzen Saal und zeigten eine Mauerstärke von mindestens sieben Fuß. Die Decke war gewölbt, der Fußboden von Holz und schön getäfelt. An den vier Wänden hingen sich die Bilder von vier Großmeistern der Templer in stark vergoldeten Rahmen gegenüber. Sie waren in Lebensgröße gemalt und stellten den frommen Payens, den riesigen Bertrand von Blancfort, den hochmüthigen Odo von St. Amand und den herrischen Thomas von Montaigu vor. Alle trugen die vollständige Ordensrüstung, darüber den weißen Leibrock und den gleichfarbigen Ordensmantel mit rothem Kreuze über die Schultern gehängt und schauten, mit Ausnahme des schwärmerischen Payens, mit düsteren Blicken aus ihrem Halbdunkel auf die schwere Eichentafel.

Diese, mit der schmalen Seite auf die schmale des Saales zustehend, grenzte auf der Südseite an eine kleine Estrade, auf welcher sich ein hoher, thronartiger, reich mit rothem Sammt und Stickereien ausgeschmückter Sessel von kostbarer Arbeit befand, so daß man sogleich bemerkte, der präsidirende Ritter habe hier seinen Platz. Um die Tafel reihten sich anstatt der vom Gesetze bestimmten hölzernen Stühle und Bänke, große, gepolsterte, bequeme Sessel, deren Zahl ungefähr vierzig bis fünfzig betragen mochte.

Plötzlich wurde die Thüre von Außen geöffnet und es traten zwei Männer entblößten Hauptes ein, so daß der eine immer eines halben Schrittes Länge vor dem anderen ging.

Gekleidet war der erstere mit einem Leibrocke von weißem Sammt, dessen Säume mit breiter Silberstickerei bedeckt waren. Eine seidene Quastenschnur von gleicher Farbe schlang sich um die Hüfte. Eine feine, weiße Spitzenkrause umschloß den muskulösen Hals; weiße, seidene Beinkleider lagen dicht an einem Paar kräftiger, schön geformter Beine an. An gelben, hirschledernen Halbstiefeln glänzten ein paar goldene Sporen. Ueber dem Leibrocke trug er einen mit einem kleinen Kragen versehenen und stark mit Hermelin verbrämten Mantel von weißem Sammt, auf dessen linker Schulter ein blutrothes Kreuz eingestickt war. Trotz des gesetzwidrigen Stoffes an den Kleidungsstücken, die eigentlich nur aus Wolle dem sogenannten Burreltuch, bestehen sollten, erkennt man in dem Ankömmlinge einen Tempelherren. Seine Figur war untersetzt, unter dem weißen Mantel zeigten sich Schultern von ungeheurer Breite und eine Brust von der Stärke eines Auerochsen. Jeder stolze und feste Schritt, den der Ritter in dem Saale that, verursachte eine Viertelkreisbewegung seines rechten Armes, wodurch der weiße Ordensmantel bei Seite geschoben wurde und ein muskulöser Arm zum Vorschein kam. Der Ritter mochte ohngefähr dreißig Jahre alt sein. Schwarze, ganz kurz geschorene Haare standen fast aufrecht auf seinem Haupte; eine kluge Stirne mit zwei parallel laufenden Falten, graue stechende, keinen Widerspruch duldende Augen, eine kühngebogene, kräftige Nase, etwas aufgeworfene, stolze Oberlippe, kohlschwarzer, in lange Spitzen aufwärts gedrehter Schnurrbart, ein starker, gleichfarbiger, in ein einziges spitzes Ende vorwärts gedrehter Kinnbart,

sowie ein volles, gesundes, vom Wetter gebräuntes Gesicht machen seine übrige Beschreibung aus. Es war Wilhelm von Beaujeu, der Großprior von der Provence. Sein Gefährte schien sein Vertrauter zu sein, wenn er schon aus Ehrfurcht oder aus Politik einen halben Schritt hinter ihm zurückblieb. Es war eine Figur, gut um einen Kopf größer als Beaujeu, mit der entsprechenden Breite und Stärke. Gekleidet ging er wie der Großprior, nur mit dem Unterschiede, daß Rock und Mantel von Wollstoff, jedoch von äußerst feinem, der Rock ohne Stickerei und der Mantel, anstatt mit Hermelin, mit Lämmerfell besetzt war.

Niedrige Stirne, vor der Zeit sich mitunter zeigende graue Haare, treulose, fast keines geraden Blickes fähige Augen, die bisweilen in einem unheimlichen Feuer leuchteten, eine lange, schmale Nase, zusammen gekniffener Mund, ein spitzes vorgeschobenes Kinn, welches jedoch fast gänzlich in einem großen, schwarzen Barte verschwand, ein mit Pockennarben versehenes, Spuren aller Laster an sich tragendes Gesicht mit mattem Teint, eingefallenen Wangen und hervorstehenden Backenknochen geben ihn als einen derjenigen Templer zu erkennen, wie ihn die Stifter des Ordens nimmermehr geahnt hätten, die Mitwelt fürchtete, die Nachwelt aber verabscheute. Eine breite Narbe, welche wie ein dicker rother Faden über die Stirne und linke Wange bis zum Kinne herab sich in den starken Bart verlief, diente auch nicht dazu, sein Antlitz zu verschönern.

Es war der Assistent Beaujeus, der Comthur Odo von Chavannes, ein wilder, in Kampf, Lastern und Verbrechen ergrauter, wegen seiner Bosheit, Tücke und ausgesuchten Tapferkeit gefürchteter Ritter, dessen ganzes Leben und Wirken nur in Befriedigung seiner Wünsche und Begierden, sowie in der

Bereicherung und Vergrößerung des Ordens bestand, dem er angehörte.

Wie schon gesagt, unterhielten sich der Großprior und der Comthur bei ihrem Eintritte in den Saal eifrig. Das grinsende Gesicht des letzteren verrieth eine wichtige Neuigkeit, er rieb sich vor Freude die knochigen Hände und auch Beaujeu schien sichtlich von der Nachricht entzückt. Zufrieden nickte er mehrmals mit seinem stolzen Haupte, plötzlich aber blieb er stehen, wandte sich kurz um, schaute in die Höhe und dem riesigen Chavannes in das abstoßende Gesicht.

„Ihr seid Eurer Sache also gewiß, Odo, Ihr täuscht Euch nicht?“ fragte er mit sonorer Stimme.

„Großprior,“ lautete die Antwort des Gefragten in einem Tone, welcher zur Genüge verrieth, daß der Comthur ein eifriger Verehrer des Weines sei — „Großprior, wann täuschte sich oder wurde der Comthur Odo von Chavannes betrogen, wenn die Interessen des Ordens auf dem Spiele standen? Ich sage Euch, ich kenne die St. Andrés. In der Umgegend von Digne und Grenoble besitzen sie die reichsten Güter; ihre Weinberge bei Sisteron sind vortrefflich und ohne Zahl. In ihren festen Schlössern ist das Gold in Truhen aufgehäuft und des Silbers achten sie kaum. Große Waffensääle, geräumige und wohlgefüllte Marställe sind ihnen eigen. Von diesen St. Andrés leben nur noch zwei Sprößlinge, Bryan von St. André bei Grenoble und sein Vetter Gaston von St. André zu St. André bei Digne. Und ich sage und versichere Euch, ich weiß aus zuverlässigen Quellen, daß Gaston unlängst zum Ritter geschlagen worden und heute in Marseille eingetroffen ist. Gebet Acht, Großprior, ob einer unserer Brüder den jungen Feuerkopf nicht heute Abend zum Eintritte meldet. Provencer-Blut glüht und brennt wie Feuer.

Haben wir aber diesen erst, so gehört nicht nur sein Vermögen, sondern auch das seines Vetters Bryan, das heißt mit einem Worte: das gesammte Besitzthum der reichen und mächtigen St. André dem Orden des heiligen Tempels zu Zion oder nie soll wieder ein Tropfen Wein meine Gurgel hinabgleiten."

Eine ziemlich widrige Lache schloß diese Rede.

„Wir wollen sehen, wir wollen sehen," antwortete Beaujeu sinnend, wobei er seinen Schnurr- und Knebelbart mit den Fingerspitzen eifrigst drehte. „Wir wollen sehen, Comthur, ob das Fischlein von selbst anbeißt. Geschieht dies nicht freiwillig, so wollen wir einmal unseren Köder auswerfen. Geht er aber aus eignem Antriebe zu uns, um so besser."

„Er kommt, sage ich."

„Er ist also reich, sehr reich?"

„Noch selten trat ein Ritter mit dem Vermögen, wie das seinige, in den Orden."

„Und was ist Gaston von St. André für ein Mann, kennt Ihr ihn?

„Jung, schön, muthig, aber — fromm, zu fromm und rechtschaffen, ich fürchte, wir werden den albernen, artigen Jungen nie reif für die Zwecke des inneren Ordens machen können."

„Bah, Chavannes, wenn Ihr verzweifelt, wer soll alsdann noch hoffen. Wenn der junge Mann in unserer Gesellschaft sich nicht unseren Gewohnheiten accommodirt, so ist er entweder ein Gott oder ein Teufel."

Eben wollte Chavannes, der ungläubig mit dem Kopfe schüttelte, weitläufig antworten, als ein Ordenscapellan von schlanker Gestalt, gekleidet in einen weißen, nach Art der Cisterzienser enganliegenden Rock eintrat und die Unterredung unterbrach.

„Es ist ein hartnäckiges Geschlecht das der St. André," sagte der Comthur leise und richtete den Blick auf den Ordenscleriker, einen jungen Mann mit bleichen, edlen Zügen. Dieser nahm seine Mütze ab, bekreuzigte sich fromm und achtungsvoll vor den Rittern. Sein Gruß war ernst, feierlich, aber stumm, wie es der Orden verlangte. Der Großprior und der Comthur dankten, von der Regel abweichend, die sie freilich nur noch in sehr seltenen Fällen beobachteten, mit einem leichten Nicken des Kopfes.

„Bruder Dominicus," fragte Beaujeu nach einer kurzen Pause, „sind keine Nachrichten aus Palästina eingetroffen?"

„Verzeihet, Großprior, doch wie sollte ich Nachrichten aus Palästina haben, die Euch unbekannt sind. Wisset Ihr doch zu gut, daß jedes Schreiben aus dem Morgenlande entweder an Euch oder an das Capitel, nie aber an einen Ordenscapellan gerichtet ist."

„Ihr mißversteht mich gänzlich, Bruder Dominicus. Ich frage Euch nicht um Ordensangelegenheiten, die kenne ich, Gott sei Dank oder vielmehr Gott sei es geklagt, zur Genüge. Nein, etwas Anderes möget Ihr mir berichten. Kommen doch Mönche und dergleichen Geistesverwandte genug zu Euch und beichten. Es thut mir allemal in der Seele wehe, sehe ich solch einen hungrigen Gauchen über die Schwelle einer Commende unseres Ordens schreiten, begierig, das Eigenthum desselben in seinen unersättlichen Magen zu verschlingen. Da wir für unsere Mühe, Sorgfalt und unser Gut auf einen aufrichtigen Dank von diesem halsstarrigen Gesindel, welches schlimmer als der Saracene, aus Eifersucht auf die Macht, welche unser Schwert uns vor ihrer Trägheit erringt, niemals rechnen dürfen und unsere Würde eine solche Huldigung auch

verschmähen müßte, so könnten sie sich wenigstens ein geringes Verdienst daraus machen, uns die Vorgänge und Händel im heiligen Lande, oder wie sie es nennen, mitzutheilen. Ich sollte denken, sie müßten uns oder zum Mindesten Euch doch gerne einige Mähre erzählen, sei es auch nur aus dem Grunde, um einige fette Bissen mehr zu erhalten. Sagt also, Capellan, wie steht es?"

Im hämischen Tone antwortete, bevor Dominicus das Wort ergreifen konnte, der Comthur Odo von Chavannes:

„Ihr irrt Euch sehr, Großprior, wenn Ihr vermeint, unser lieber Capellan habe durch irgend einen frommen Bruder Nachricht aus Palästina erhalten. Heut zu Tage, wo man anstatt der früheren Ehrfurchtsbezeugungen und des Goldes nur Prügel, Qualen und Märtyrerthum holt, hat sich der Eifer der Bettelbrüder rasch abgekühlt. Sie beten und plündern jetzt lieber im Abendlande. Nicht wahr, Bruder Dominicus?"

„So ist es, Comthur," antwortete dieser, „ich verdenke es ihnen auch keineswegs. Wenn sogar wilde Ritter, nachdem sie die Streiche des Muselmanns empfunden, zurückbeben, warum sollte es ein friedlicher Mönch nicht thun, der nur zum Beten bestimmt ist?"

„Zum Beten, zum Fasten und für seinen Gott zu sterben an der Stelle, wo sein Sohn litt! Versteht Ihr, Capellan!" rief Chavannes zornig. Eine dunkle Röthe bedeckte sein Gesicht und die erst rothe Narbe trat schneeweiß daraus hervor, während sein Auge Blitze schoß, vor denen auch ein muthiger Mann ängstlich zurückgebebt wäre. „Capellan, Ihr kennt Euer Wort Gottes schlecht."

„Seit wann seid Ihr denn Theosoph geworden, Chavannes?" begnügte sich der Capellan einfach mit einem ge-

ringschätzigen Achselzucken zu erwidern. „Für Gott und seinen Dienst bis zum Tode zu schwärmen, war, so viel ich weiß und hörte, nie Eure Sache."

„Das ist sie auch nicht, dazu machte ich mich auch nie verbindlich," versetzte der Comthur, welcher seine Ruhe nach dem plötzlichen Aufbrausen sofort wieder erlangt hatte. „Ihr und das Pfaffenvolk, aus dem Ihr hervorgingt, schmücktet Euch mit derartigen Grundsätzen. Als die Umstände sich im heiligen oder vielmehr im verfluchten Lande noch günstig zeigten, mußte man sich bei jedem Schritte umsehen, ob man nicht auf einen vagirenden, betenden und bettelnden Mönch trete. Jetzt aber würde die Sonne und wenn sie selbst noch des Nachts schiene, keinen der Gesellen mit ihren langen Strahlen erfassen können. Ihr behauptet, Ihr lebtet und stürbet für den Herrn, ich würde, wenn ich ein wahrheitsliebender Mensch wäre, wirklich etwas Anderes sagen. Was die Anspielung auf meine Person betrifft, als habe ich mich aus Furcht vor weiteren Verwundungen aus Palästina zurückgezogen, so ist sie hämisch, Capellan. Um mich in meiner Heimath heilen zu lassen, was bei der Größe der Wunden im ungesunden Morgenlande nie hätte vollständig geschehen können, verließ ich jenen kriegerischen Schauplatz, nicht aber aus Furcht. Wisset, Pfaffe, ich habe mein Lebtage mehr Saracenen erschlagen, als Ihr, und solltet Ihr hundert Jahre leben, mit Eurer ganzen Betgesellschaft je aus dem Fegefeuer losbeten könnt."

„Es geht das Gerücht," wandte sich Dominicus, eine Antwort verschmähend, an Beaujeu, welcher dem Streite Beider gleichgültig mit zugehört, „es seien Zwistigkeiten zwischen den Hospitalitern und unsern Brüdern ausgebrochen. Ein dienender Bruder jenes Ordens theilte es mir mit. Es soll

vor einigen Wochen ein dahin lautendes Schreiben ihres Großmeisters von Chateauneuf eingetroffen sein.“

„Die Hospitaliter,“ antwortete Beaujeu kalt, „werden nicht eher Ruhe halten, bis sie wieder einmal unsern Stahl gekostet haben.“

Das Geräusch neu Eintretender unterbrach die Unterhaltung. Eine Reihe kriegerischer, hoher Gestalten schritt auf die Gruppe der Drei zu. Alle gingen sie gekleidet wie Odo von Chavannes; es waren lauter jugendliche, edle Gesichter, deren Blicke Stolz, Kühnheit und Werth der eignen Person verriethen. Dem Prior bezeigten sie eine große Ehrerbietung, ebenso Chavannes, dahingegen sie den Capellan gar nicht zu sehen schienen. Ein gemeinsames Gespräch verband sie in kurzer Zeit Alle. Aber immer und immer öffnete sich die Thüre wieder und kräftige, bärtige Gestalten, mit bald mehr, bald minder vernarbten Gesichtern, mit bald dunklen, bald grauen, auch bisweilen weißen Locken traten ein. Auch einige, wiewohl sehr wenige, dienende Brüder besuchten den Rittersaal und wenn sie sich auch durch ihre bescheidene Haltung von den Rittern auszeichneten, so bekundete das feine Tuch ihrer Kleidung, daß sie sich mit den gewöhnlichen dienenden Brüdern nicht auf eine Stufe stellten.

Wenn sie auch dem Gespräche, das zumeist von Beaujeu, Chavannes und einigen alten Rittern geführt wurde, lauschten, so erlaubten sie sich doch nicht, ihre allenfallsigen Meinungen kund zu geben.

So mochte eine halbe Stunde seit dem Eintritte der ersten verflossen sein, als der Großprior seinen Blick flüchtig über die Versammelten schweifen ließ, gleichsam als suche er sich über deren Anzahl zu vergewissern. Befriedigung sprach sich in seinem blitzenden Auge aus und mit einer leichten

Verbeugung gegen die ihm zunächst Stehenden, wodurch er das Gespräch abbrach, verfügte er sich zu dem Sessel auf der Estrade an dem obern Ende der Tafel, wo er sich mit großem Anstande, den überhaupt jede seiner Bewegungen an sich trug, niederließ. Seinem Beispiele folgten alle Anwesenden. Zur rechten Hand des Großpriors saß Odo von Chavannes, zur linken der Schreiber des Großpriors, ein dienender Bruder; an diese schlossen sich die übrigen Templer an, diesen wieder der Capellan Dominicus, welcher heute seinen Stand allein vertrat. Die dienenden Brüder saßen an dem untern Ende der Tafel. Als dies geschehen, winkte der Großprior einem der letzteren zu, worauf dieser sich sofort erhob, die Thüre besichtigte und dann wiederkehrte.

„Kein Lauscher stört das Capitel, lieber Herr," rapportirte er. „Die beiden dienenden Brüder Stephan und Baldewyn halten sorgsam im ersten Vorsaale Wache."

Befriedigt nickte Beaujeu mit dem Kopfe und erhob sich, um der Ordensregel gemäß mit den eingesetzten Worten das Capitel zu beginnen. Mit einem Tone, der ernsthaft klingen sollte, der aber genügend manifestirte, daß ihm die folgenden Ceremonien ungemein lächerlich und überflüssig schienen, begann er: „Stehet auf, meine lieben Herren Brüder, und bittet Gott, auf daß er heute seine heilige Gnade unter uns senden wolle." Sofort erhoben sich sämmtliche Brüder mit mehr oder minder Eile, falteten die Hände vor der Brust und beteten leise, die Augen gesenkt, ein Paternoster. Nur Odo von Chavannes, der sich langsam gähnend und dehnend aufgerichtet, kreuzte die Hände auf dem Rücken und betrachtete das ihm zunächst hängende Portrait Montaigu's mit einem Blicke, dessen Unverschämtheit deutlich bekundete, daß der Comthur den Mangel jedes religiösen Gefühles und des

Anstandes, den er schon der Versammlung ihrer selber halber schuldete, offen zu Tage zu legen suchte. Wenn schon viele der versammelten Tempelherren den Unglauben Chavannes theilen mochten, so besaß doch Jeder so viel Takt, die Frechheit des Comthurs nicht nachzuahmen. Doch fiel es auch keinem ein, Chavannes, dessen Benehmen Verachtung der Religion, sowie eine tiefe Entsittlichung des Gemüthes zur Schau legte, irgend einen strafenden, oder sei es auch nur einen mißbilligenden Blick zuzuwerfen. Es schien vielmehr, als ob sie zu dem Gebahren des Comthurs noch nicht reif seien oder die nöthige Frechheit und Gottlosigkeit — denn das Wort Muth wäre hier durchaus nicht am Platze, noch eher Uebermuth — bis jetzt noch nicht besäßen und im Gegentheile die Aufführung des Ritters als ein Beispiel bewunderten. Das Bild Montaigu's schien sich ob des Comthurs Ruchlosigkeit zu freuen; es brannte ein Feuer in den Augen des verstorbenen Großmeisters, welches mit großer Vorliebe auf Chavannes haftete. Nur der Capellan Dominicus schlug bei dem Anblicke solcher Gottlosigkeit klagend und vorwurfsvoll die Augen zum Himmel auf.

„Capellan," rief jetzt der Großprior Wilhelm von Beaujeu, sprecht Euer Gebet, unsere Regel verlangt es einmal so."

„Aber macht es kurz," unterbrach ihn Chavannes, „unnöthig ist es so."

Einen Blick des Bedauerns auf den Comthur werfend, richtete Dominicus sodann das Auge gen Himmel, hob und senkte alsdann die noch stets gefalteten Hände einmal und begann mit volltönender, aus tiefstem Herzen dringender Stimme:

„Herr Gott, heiliger Vater, und auch Du Maria, reine Jungfrau, wie auch Du, Jesus Christus, der Du für die sündhafte Welt gelitten, erhöret mein Flehen und blicket her-

ab auf uns mit dem ewigen Auge der Gnade und Liebe. Wahrlich, wahrlich, wäre Eure Allgüte nicht so unendlich, ein feuriger Strahl müßte aus dem innersten Himmel hervorstürzen, mit jäher Gewalt die Wolken, die bunten Schifflein im blauen Aethermeere, bei Seite schleudern und auf diese ruchlose Welt darnieder schmettern, um die Frevler und Lästerer, deren Zahl Legion ist, mit seiner Wuth zu vernichten. Wo jetzo jeglicher Blick unseres Auges hinfällt, was gewahrt er? Mit Entsetzen sieht der Fromme, wie allüberall das Laster seine bunten Schwingen ausgebreitet hat, darunter die Menschheit wohnet, freudiger und befriedigter als wie im kühlenden Schatten der göttlichen Gerechtigkeit und auf dem duftenden Grün ewiger Liebe und freudiger Hingebung. Anstatt dem Himmel und seinen Segnungen zuzustreben, stürzt sich Alles in die flitterglänzenden Arme der Gesandten des höllischen Satans; Niemand sieht das moderige Grab, die ewige Verderbniß, welche hinter dem Purpurgewande des Lasters mit dem giftigen Auge des Basilisken lauert! Meine Brüder, höret meine Stimme, auf daß sie nicht fruchtlos in Euren Ohren verhalle, merket auf meine gutgemeinten Worte und beherziget mein Flehen, auf daß Ihr nicht in Sünde und Schande, in die schon längst geöffneten Klauen des Verderbens der Menschheit fallet. Merket auf, meine Brüder, und gewahret die Höhe, zu welcher Eure Missethaten gestiegen sind. Ihr habt geschworen, Ihr Gottlosen, im heiligen Lande eine Leiter zu sein, auf der empor fromme Pilgrime in den Himmel klimmen, Ihr habt geschworen, die wahren und nie rastenden Vertheidiger des allein seligmachenden Glaubens sein zu wollen und was thut Ihr? Die Irrthümer der Fratricellen begünstigt Ihr und nehmt sie an, Ihr verwerft den Papst und seine Autorität, Ihr verleugnet Jesum Christum, unserer

Aller Herrn und Heiland, die heiligen Sacramente verspottet und verachtet Ihr, das Ansehen der Kirche ist Euch ein Hohn, Beichte und Buße sind Euch, die Ihr fast in Sünden und Verbrechen ertrinkt, unbekannte Worte, und was die Gebote der Kirche verlangen, thut Ihr blos äußerlich und zum Scheine und mancher unter Euch hält sich nicht einmal für gemüßigt, auch nur diesen Schein zu wahren, im Gegentheile, er trägt seine Schande offen zur Schau und ist stolz auf den Makel, der ihn und durch ihn seine Mutter und Erzeugerin, den Orden, ja sogar die ganze Christenheit brandmarkt. Wehe, wehe über Euch! Was soll der Laie, der Unverständige thun, wenn Ihr, die Stützen des Christenthums, auf solch unverantwortliche, auf solch entsetzliche Weise frevelt. Wahrlich, wahrlich, das Ende der Welt ist nahe und wenn der Engel der Vergeltung, der Rache und des Todes mit seinem feurigen Flammenschwerte erscheint, so wird er unter den Auserwählten der Kirche eine Ernte finden, wie die Halme nie reicher in den sieben fruchtbaren Jahren Aegyptens gestanden und wenn man diese selbst vertausendfachte. Anstatt, meine Brüder, daß Ihr lebtet in Armuth, Keuschheit, Entsagung, Frömmigkeit und der Erfüllung Eurer übrigen geschworenen Pflichten, so ergebt Ihr Euch der Wollust, der Schwelgerei, dem Prunke und dem Wohlleben! Pfui, Schmach und Schande über Euch! Eintracht, Tapferkeit und Tugend waren früher die Devisen des stolzen Templerschildes und was sind sie jetzt? Habsucht, Stolz und Rohheit! O, Du glorwürdiger Hugo von Payens, der Du von Deiner hohen Wand mit weinendem Auge täglich das Unwesen in unserem Ordenshause betrachtest, wende Dich nicht um in Deinem Grabe und recke Deine heilige Hand fluchend gegen Deine unwürdigen Nachfolger, welche —"

„Halt Dein Maul, verfluchter Pfaffe, oder ich vergesse mich und —"

„Schweigt, Chavannes, und bändigt Euren Zorn, wie es die Würde der Versammlung erheischt. Ihr aber, Capellan Dominicus, setzt Euch und waget bei Eurem Leben nicht wieder, eine solche Sprache zu verführen!" rief da der kluge Beaujeu, der ohne seine ausgezeichneten, von den Ordensobern erkannten Anlagen wohl schwerlich in so früher Jugend zu der Würde eines Großpriors gelangt sein würde. Durch seine kluge Vermittelung dem Ausbruche der Aufregung der Ritter vorbeugend fuhr er fort:

„Capellan, Ihr wollt ein christlicher Priester sein, der nur Liebe und Hingebung predigt! Euch kommt es sicher nicht zu, uns zu schelten und zu schmähen! Bedenkt doch einmal, wie sehr Ihr Euch selbst vergessen. Ihr brachet so eben die Ordensregel, denn anstatt zu beten, wie selbige es vorschreibt, verursacht Ihr Scandal und Aergerniß. Setzet Euch und erhebt Euch nicht wieder, als bis es verlangt wird und rechnet es unserer Gnade und Sanftmuth zu Gute, wenn wir Euch nicht mit nachdrücklicher Buße belegen."

Achselzuckend, mit einem schmerzlichen Zug um den Mund, aber den Worten des keinen Ungehorsam duldenden Großpriors folgend, setzte sich der Cleriker, tief ergriffen von dem Unrechte, welches man ihm soeben angethan.

Zur Versammlung gewandt, fuhr der Großprior fort:

„Meine lieben Brüder, von der Bestimmung des Ordens, jetzo zu beichten, alsdann die Pönitenz bestimmen zu lassen und sie sogleich in Ausführung zu bringen, können wir füglich absehen. Es ist albern und lächerlich, wenn tapfere Ritter, die in unzähligen Kämpfen gegen die Saracenen ihr edles Blut verspritzten, hier noch für Handlungen sich blutig

peitschen wollen, welche schwärmerische Schwachköpfe für Sünden und unheilig erklärten. Wir sind zu derjenigen Verstandesreife gelangt, die solch ein Beginnen als durchaus unnöthig, wo nicht als schädlich ansieht. Die öffentliche Meinung, diese feile Dirne, mag immerhin annehmen, wir geißelten uns in unseren Refectorien; thut sie es nicht, so hat sie auch Recht. Meiner Meinung nach kann dieser Usus als ein unnöthiger auch in der Zukunft wegfallen. Ist das Capitel damit einverstanden?"

„Ja wohl," schrie Odo von Chavannes, „schon längst wäre es an der Zeit gewesen, solchen Mummenschanz abzuschaffen."

„Ja wohl, ja wohl!" rief es von allen Seiten.

Da erhob sich der Capellan Dominicus und sprach mit ruhiger, aber die größte Festigkeit verrathender Stimme:

„Ich protestire hier öffentlich gegen solch eine schnöde Verletzung der Ordensstatuten. Nur eine päpstliche Bulle ist im Stande, die herkömmlichen Gebräuche, wie sie die Kirche einsetzte und unsere frommen Vorgänger befolgten, abzuschaffen oder auch nur zu moderiren; selbst eine Generalversammlung sämmtlicher Tempelherren unter dem Vorsitze des Großmeisters ist hierzu nicht competent, daher protestire ich nochmals! Schreiber, bemerkt dies in Euren Tagebüchern."

Wie ein gereizter Löwe sprang Chavannes bei diesen Worten auf; es möchte auch dem Cleriker unter den Händen dieses Ritters schlecht ergangen sein. Aber der ruhige Beaujeu zog den gewaltigen Comthur mit einer kurzen Handbewegung auf seinen Sessel zurück, als sei es nur ein kleines Kind. Sodann sprach er mit einer Stimme, die, trotzdem sie kalt erscheinen sollte, doch die mächtige Aufregung verrieth, welche in seinem Innern tobte:

„Capellan Dominicus! Ich sagte Euch schon einmal und ich denke mein Wort sollte Euch genügen, Ihr möchtet ohne Einwilligung des Capitels nicht wieder die Rede ergreifen und dennoch sündigtet Ihr soeben dagegen. Ihr maßt Euch an, in einer Sache zu urtheilen, welche Ihr nicht versteht. Ueberhaupt ist es Eures Amtes gar nicht, Vorschriften oder auch nur Vorschläge zu machen. Ihr seid hier blos geduldet, versteht Ihr, blos geduldet, und nicht mit Fug und Recht. Für die Uebertretung Eurer Befugnisse werdet Ihr sofort den Berathungssaal verlassen und das Capitel nie wieder mit Eurem Besuche belästigen, bis Ihr eine schriftliche, durch den Schreiber ausgefertigte Einladung erhaltet, doch soll diese binnen Jahresfrist nicht ertheilt werden. Ueberdies sollt Ihr die Orte, wo Ritter und dienende Brüder zusammenzukommen pflegen, auf vier Wochen meiden. Euer Aufenthalt diese Zeit über ist Euer Betzimmer, dort habt Ihr Gelegenheit und Zeit, über den Unterschied zwischen einem tapferen Ritter und einem blos schreienden Pfaffen nachzudenken! Consentiren meine lieben Brüder?" schloß er, indem er sich an das Capitel wandte, wobei er die einzelnen Ritter mit seinen Augenblitzen fast durchbohrte. Aus der Physiognomie Beaujeus konnte man zur Genüge erkennen, daß er das Capitel sei und sich keiner erkühnen dürfe, sich gegen ihn aufzulehnen.

„Consentio!" erscholl es aus allen Ritterkehlen und eine gebieterische Handbewegung des Vorsitzenden bedeutete dem Capellan, sich zu entfernen.

Bleicher als zuvor, obgleich dies kaum möglich schien, schied der Cleriker stolzen Schrittes aus dem Saale, nicht ohne daß er dem versammelten Capitel noch einen Blick des innigsten Bedauerns zugeworfen.

„Wer bei den Wölfen ist, muß mit ihnen heulen!“ höhnte Chavannes als Antwort darauf.

Schnell schloß sich die Thüre hinter dem sich Entfernenden, ein dienender Bruder versicherte sich aufs Neue, daß kein Lauscher die Gesellschaft belästigte, und das Capitel nahm seinen Fortgang.

Abermals nahm der Großprior das Wort, der mehr und mehr erschien als das, was er wirklich war: der in einer Person verkörperte Convent. Jetzt, da sich der, wenn auch *nicht* gefürchtete, doch ungern gesehene Priester entfernt, zeigte sich Beaujeu erst in seiner wahren Gestalt; er befand sich unter lauter Vertrauten. Man wird zwar einwenden können, warum hielt der Vorsitzende den Capellan nicht vom Convente ferne, da es doch in seiner Gewalt stand, Personen nach seinem Belieben und Gutdünken dazuzuziehen? Dieser Einwurf ist allerdings nicht ohne Grund. Dominicus war auf Befehl des Großmeisters vor Jahresfrist aus Palästina in das Tempelhaus zu Marseille versetzt worden. Mit redlichem Eifer, abweichend von der Sitte seiner fast ebenso wie die Ritter verdorbenen Collegen, hatte er nach Möglichkeit die Laster und Gebrechen der Ordensmitglieder auszuroden versucht und keine Mühe, keine Anstrengung gescheut. Der scharfsinnige Beaujeu hatte den rechtlichen, frommen Sinn und den festen Charakter des angekommenen Clerikers gleich in den ersten Tagen erkannt und eingesehen, daß er in sein Grospriorat nicht tauge. Nicht mit Gewalt, sondern unter dem Scheine Rechtens wollte er daher seiner los werden, deshalb beschloß er, ihn zum Capitel einzuladen, welche Maßregel er füglich nicht gut umgehen konnte. Daß er aber genug gesehen, um nicht glimpflich mit den Rittern zu sprechen, mußte sich bei der Lebensweise der damaligen Templer jeder

Vernünftige sagen; daß er aber in diesem Falle mit Odo von Chavannes zusammenrennen werde, davon war Beaujeu fest überzeugt. Hierbei glaubte er auch leicht einen Grund zur Entfernung des mißliebigen Capellans zu finden. Wie wir eben sahen, gelang sein Plan vollkommen.

Nachdem ein erneuerter prüfender Blick die Versammelten gemustert, rückte Beaujeu seinen reichen Sessel etwas an die Tafel, stützte die Faust des kräftigen rechten Armes auf das schneeweiße Tuch, legte den linken Arm, nachdem er sich mit dieser Hand einmal schnell über die kurzgeschorenen Haare gefahren, etwas gekrümmt über die breite Brust und sprach dann mit etwas gemäßigter Stimme, als ob ein Lauschender die Rede nicht vernehmen solle, obwohl trotz der Entfernung die am unteren Ende der langen Tafel sitzenden dienenden Brüder jedes einzelne Wort ganz deutlich verstehen konnten:

„Meine lieben Herren Brüder! Den Ordensvorschriften zufolge wird jetzt eine Fortsetzung in der Erklärung der Ordensstatuten durch mich verlangt. Allein ich denke, wir haben dies soviel mal übergangen, daß wir die Erklärung füglich auch heute bei Seite lassen können, zumal wir fast noch gar keinen Anfang getroffen haben, denn noch immer stehen wir bei der sechsten Regel. Ut nullus frater remanens oblationem faciat. Aber jetzt weg mit solchem Unsinne, der war ein Narr, der solchen Zeitvertreib für edle Rittersleute erfand. Andere Sorgen, ernstere Dinge liegen uns ob. Meine lieben Herren Brüder, die Lage des heiligen Ordens vom Tempel zu Zion," fuhr er mit mächtiger Stimme fort, deren volles Echo von den Steinwänden des Refectoriums zurückprallte, „die Lage unseres Ordens, ehrenwerthe Ritter, ist es, der wir unser ganzes Sinnen und Trachten zuzuwenden haben.

„Meine lieben Herren Brüder! Verkennen wir unsere Stellung im heiligen Lande nicht, geben wir uns keinen Illusionen hin. Die dortigen christlichen Gewalten, sei es nun Königthum, geistliche Orden oder Adel und Ritterschaft, einheimische oder fremde, Alles dies befindet sich im stetigen Zurückgehen. Laßt mich ein Gleichniß brauchen, meine Brüder! Im Vereine mit vielen Helfern suchten wir die riesige Last eines Granitfelsens einen steilen, hohen Berg hinaufzuwälzen. Zu Anfang, da jeder Arbeiter Hand und Fuß freudig und kräftiglich regte, wand sich der Stein empor, stolz wie der weitschwingige königliche Aar durch blauen Aether hindurch zum unendlich weiten Himmel steigt. Aber, edle Ritter, mancher dieser Arbeiter erlag solchen ungewohnten Anstrengungen, viele entzogen sich feigerweise den Mühen und Plackereien eines derartigen Ringens, indem ein Jeder glaubte, eine geringen Kräfte würden bei der Masse der vorhandenen Mittel als unmerklich nicht in Betracht kommen. Was war die Folge davon? Ihr werdet es Euch selbst sagen, tapfere Ritter! die Arbeit der feigen Flüchtlinge, sie fiel auf die Mannesschultern jener Rüstigen, die freudigen Herzens dem gesteckten Ziele zustrebten, aber es überstieg das ihre Kräfte! Weit entfernt, den Block weiter zu treiben, mußten sie froh sein, ihn in der Schwebe halten zu können. Die Mitwelt sah dies gewaltige Streben, sie betete für das Unternehmen jener Starken, sandte jedoch keine Unterstützung. Von der unerhörten Anstrengung ermattet, sanken viele dieser Heroen, gänzlich erschöpft, dem kalten Tode in die fleischlosen, Alles erfassenden Arme und der Fels begann zu sinken. Wacker strengten sich die Uebriggebliebenen an, den nun gefährlichen Stein in seinem verderblichen Laufe aufzuhalten, umsonst, ihre Anstrengungen reichten zu der Sisyphusarbeit nicht aus.

Tiefer und tiefer sank der Stein, — schneller und immer schneller wurde des Felsens Lauf, immer gefahrdrohender die Lage der fruchtlos Ringenden, immer gefahrdrohender. Meine lieben Herren Brüder, hört meine Worte: Der Granitfels wälzt sich jetzt mit solcher Macht auf seine Stützen, daß sie erdrückt, zermalmt werden müssen, es giebt keine Rettung, keine für die Armen.

Beaujeu schwieg.

Düsteren Antlitzes und gespannter Erwartung voll, schauten alle die bärtigen, benarbten Rittergesichter auf den Sprecher; es schien, als ob aus dem Munde dessen, der die Lage ihres Ordens im Oriente bildlich so treffend geschildert, auch die Angabe einer möglichen Rettung kommen müsse. Vergebens, der Großprior schwieg. Vielleicht selbst ergriffen von dem Bilde, welches er entwickelt, fuhr er sich mit verkehrter Hand über die hohe, gefaltete Stirne, gleichsam als suche er dunkle Schattenbilder davon zu scheuchen; da Beaujeu beharrlich zu antworten zögerte, erhob sich endlich ein alter Ritter. Gebeugt unter einer Last von achtzig Jahren, war Bryan von Auterne, der ehemalige Ordensmarschall, noch nicht lange aus Palästina zurückgekehrt und heute zum ersten Male im Capitel zu Marseille auf einen Stab gestützt. Da man unmöglich noch Ritterdienste von diesem Greise erwarten noch verlangen durfte, führte er, wie dies im Orden herkömmlich war, ein behagliches Leben in einer Commende, welche jeder sich selbst auswählen konnte und genoß daselbst sämmtliche Rechte, und keine Pflicht der gewöhnlichen Tempelherren lag ihm zu erfüllen ob, ausgenommen die Ordensgelübde. Lange weiße Locken und ein gleichfarbiger, großer, ehrwürdiger, weit bis auf die Brust fließender Bart umwallten ein bronzenes, von Narben durchfurchtes Antlitz, welches troß des hohen

Alters noch ein Feuer der von buschigen Brauen fast verdeckten Augen und eine Energie in den Zügen bewahrte, wie man sie unter gleichen Umständen schwerlich öfters finden dürfte. Einen langen verständigen Blick auf die Versammlung werfend, der schließlich stechend auf Beaujeu haften blieb, sprach er in kurzen, oft unterbrochenen Sätzen.

„Großprior von Beaujeu — was soll denn eigentlich Euer Vortrag? Wollt Ihr uns und dem Orden — einen guten Rath ertheilen, — so sprecht. — Wo nicht, so hättet Ihr gänzlich schweigen können — denn die heillose Lage — des heiligen Landes — ist Allen von uns sattsam bekannt."

Der Großprior, durch die Worte des Alten zum Sprechen aufgefordert, fuhr im gemäßigten, ehrerbietigen Tone fort: „Ihr habt Recht, ehrwürdiger Auterne, der Ihr der glorreiche Nestor unseres Ordens seid. Ferne war es von mir, die Herzen der tapferen Ritter vom heiligen Tempel zu Zion mit unnöthigen Schilderungen eines grenzenlosen Elends zu martern, im Gegentheil, ich beabsichtigte einen Vorschlag, von welchem ich mir Ersprießliches für unseren Orden verspreche, hört!

Die geistlichen Orden und insbesondere der der Tempelherren sind die von dem rollenden Fels des sich von Tag zu Tag mehr ausbreitenden Saracenenthums bedrängten Ringer, die Schritt um Schritt zurück gedrängt werden und um jeden Fußbreit Landes, den sie verlieren, Centnerlasten auf ihren ritterlichen Schultern mehr zu tragen haben. Meine Herren Brüder, es läßt sich der Tag ausrechnen, wo unsere tapferen Streiter hinter sich das tosende, dräuende, unersättliche Meer, welches seine Arme gierig nach ihnen ausstreckt, haben werden, vor sich aber jene zahllose Horden von Muselmännern, welche sie jedoch in ihrer herrlichen Tapferkeit nicht scheuen,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Was ist nun, frage ich, das Loos jener Helden? Entweder werden sie erschlagen, sie sterben unter den krummen Säbeln bei dem gellenden Hohngelächter und triumphirenden Siegesrufen der ungläubigen Hunde, oder aber das bittere Meer wird ihnen mit infernalischen, gräßlichen Lauten den Sterbechoral heulen und sie zu Molchen, Schlangen, zu Drachen, Giftwürmern und Vipern betten. Meine Brüder, retten können wir Palästina nimmer von den uns umfluthenden Heiden, warum ließ uns Europa schnöde im Stiche! Retten wir daher unsere Brüder, das heißt: ziehen wir von Palästina ab."

Die Templer waren alle kühne Gesellen, dennoch zitterte eines Jeden Herz bei dem verwegenen Worte des Großpriors. Wie ein verwundeter Eber sprang jedoch der Marschall von Auterne auf, sein Gesicht glühte vor Entrüstung, seine langen Locken flogen von dem schnellen Sprunge, ohne Stab richtete sich der Greis auf, so daß er um einen halben Fuß länger erschien als vorher und mit bebender Stimme rief er:

„Schäme Dich, Großprior Wilhelm von Beaujeu, schäme Dich, solch einen erniedrigenden Vorschlag zu machen, Du rettest das Leben der Brüder, doch die Ehre, die Ehre, sie ist unwiederbringlich verloren."

Ruhig entgegnete Beaujeu und nicht ohne Würde:

„Ihr vergeßt, alter Mann, daß es auch nicht sehr ehrenvoll für uns und den Orden sein wird, sprengen uns die Heiden in die Meereswogen. Zudem ist ein längeres Verweilen im heiligen, bald hätte ich gesagt verfluchten, Lande dem Selbstmorde gleich zu achten und wir gehören nicht uns, sondern dem Orden an. Wir haben das Wohl des Ordens zu befördern, wo nur immer möglich, und können und dürfen niemals zugeben, daß etwelche und sei es nur eins seiner Glieder leichtsinnig geopfert werde oder sich selbst

opfere. Darum und deshalben ist mein Vorschlag geschehen."

„Wir gehören dem Orden an, Wilhelm von Beaujeu, sagst Du," rief der Greis noch immer entrüstet. „Ja das ist wahr, aber trotzdem sind Deine Argumente falsch. Schwur nicht der Orden bei Allem, was ihm heilig ist, zu leben und zu sterben für den Schutz der Pilger und die Erhaltung des heiligen Landes? Jawohl, leben wollt Ihr, nur leben, das Sterben behagt Euch nicht so sehr. Wahrlich, Wilhelm von Beaujeu, ich war ein muthiger Ritter, fast sechszig Jahre lang führte ich Kreuz und Schwert gegen die ungläubigen Hunde und focht auch mehrere Jahre an Deiner Seite. Wahrlich, hätte ich nicht mit meinen eignen Augen wahrgenommen, welch tapferer und erprobter Ritter Du bist, dem sich nur Wenige, sehr Wenige an die Seite stellen können, hätte ich nicht erblickt, wie Dein kräftiger Arm die Saracenen darniedermähte, wie das Todesröcheln und Sterbegeheul der heidnischen Schurken Dein Herz erquickten, hätte ich nicht gesehen, wie Du nach der Ordensregel auch Niemandem Pardon gabst, sondern Kämpfende, Fliehende und um Gnade Bittende, kurz Alles, Alles im freudigen Glaubensmuthe darniederhiebst, hätte ich nicht gesehen, wie sich dein Auge labte an dem Opferdufte des Heidenblutes, welches zu Gottes Ehre und Lust gen Himmel stieg: Großprior Wilhelm von Beaujeu, ich würde gesagt haben: Du willst den glorreichen Orden der Tempelherren aus Feigheit vom gelobten Lande zurückgezogen wissen und Du wärest nicht würdig, Großprior der Provence zu sein. Wilhelm von Beaujeu, sowie Ihr hier versammelten Ritter vom heiligen Tempel zu Zion und Ihr wenigen auserwählten dienenden Brüder, merket auf meine Worte: Wenn wir Tempelherren aus allen Provinzen, allen

Ordenshäusern und Commenden vereinigt zum Kampfe gen Palästina ziehen, lauter tapfere Ritter, wie sie die Welt noch niemals sah, das wird ein Tag der himmlischsten Freude, wo die Sonne auf einem Felde das Heer der Templer und der Ungläubigen bescheint. Wahrlich, wahrlich, lieben Brüder, dann kann ich mich nicht mehr zurückhalten, mein Blut wird wieder warm, der Körper geschmeidig, die Arme kräftig und markig, ich ziehe wieder mein Schwert und reite Allen voran, wie früher, wo ich als der Kriegsmarschall der erste in der Schlacht war; in freudiger Lust singe ich im Jubel des Kampfes und aus tausend und abertausend Kehlen tönt es mir nach:

Nieder mit den heidnischen Hunden, Beauséant, Beauséant! Es siegt der heilige Tempel zu Zion!"

Während Alle, von der Rede des greisen Marschalls ergriffen, dem Sprecher ungemessenen Beifall spendeten, begnügte sich Beaujeu damit, halb verächtlich, halb bedauernd die Schultern mehrere Male in die Höhe zu ziehen.

„Odo von Chavannes, was ist Eure Meinung?" fragte er seinen Freund, den Comthur.

„Meine Meinung ist folgende," antwortete dieser. „Ich habe nun lange in Europa gelegen und Alles, Alles, was mein Herz begehrte und meine Sinne wünschten, ich habe es erreicht, ich bin übersättigt, ich sehne mich wieder nach Kampf und Getümmel, ich muß wieder einmal in Saracenenblut waden, waden bis an die Knöchel und bei jedem Schritt muß mir die kühlende Flüssigkeit hoch bis über den Helm spritzen. Das Kreuz auf meinem Mantel ist gebleicht unter der Sonne der Provence, es muß aufgefrischt werden und dazu bedarf es des Blutes, heißes Herzblut der Saracenen, darum: Beauséant, Beauséant! Es lebe der Krieg, es lebe Palästina!"

„Beauséant, Beauséant! Es lebe der Krieg, es lebe Palästina!“ brüllten die vereinigten Templer, so daß ihr Ruf einem Donner gleich an den massiven Wänden zerschellte. Triumphirend schaute der Marschall, der bis jetzt aufrecht den Gang der Verhandlung mit angesehen, auf den Großprior und setzte sich.

Ein leises Lächeln, gepaart zwischen Hohn und Verachtung, umzuckte die Lippen Beaujeus. Mit beiden Enden die Spitzen seines langen Schnurrbartes bis in ihre äußersten Enden drehend, begnügte er sich zu sagen:

„Nun wie Ihr wollt, ich bin überstimmt. Mein Plan, den ich dem Generalconvente überreichen wollte, ist gleich in der Geburt erstickt worden. Aber merket auf, ihr kurzsichtigen Brüder, die ihr tapfer seid ohne Maaß, aber im Rathe unverständig und kurzsichtig wie die kleinen Jungen! Merket auf, besonders aber Ihr, die Ihr an Jahren gering seid! Habt Ihr das Glück oder vielmehr das Unglück, den ersten Strahl des künftigen Jahrhunderts leuchten zu sehen, so wird er den schmählichen Untergang unseres Ordens im Morgenlande bescheinen, Ihr aber werdet weinend auf den blutigen Trümmern des einst so herrlichen Gebäudes stehen und schluchzend bekennen: der Großprior Wilhelm von Beaujeu hatte voreinst Recht. Ich sage voreinst, meine Gefährten, denn ich werde die Schmach, aus Palästina gegeißelt worden zu sein, nicht überleben. Aber meine Brüder, o meine Brüder, Ihr lasset noch eins unberücksichtigt. Bedenkt, wie sehr gehaßt und angefeindet unser glorreicher Orden ist. Jetzt, da wir reich, mächtig und gefürchtet sind, lachen wir jedes feindlichen Beginnens! Merket aber und beherziget es: müssen wir Europa als Flüchtlinge, als aus dem heiligen Lande Vertriebene beschreiten, müssen wir uns da als Geduldete sehen,

wo wir jetzt noch herrschen, mit einem Worte, müssen wir Palästina gezwungen verlassen und ein Obdach gezwungen suchen, wo wir es jetzt freiwillig und ohne jegliche Ehreinbuße thun können: so wird sich Alles, Alles gegen uns erheben, die wir Alles, Alles verachteten und unterschätzten und ich fürchte nur, ich fürchte nur, die letzte Stunde des glorreichen Ordens des heiligen Tempels zu Zion hat alsdann geschlagen. Wollte Gott, ich täuschte mich!"

Von seinen eigenen Worten ergriffen, setzte sich Beaujeu seufzend; eine düstere Stimmung bemächtigte sich aller Gemüther und legte sich auch nicht, als der Ordensmarschall glaubensmuthig ausrief:

„Ihr seht heute Alles schwarz, wackerer Großprior, nur nicht verzagt. Gott verläßt seine Streiter nie!"

„Schweigen wir über diese Sache, es steht nicht mehr in unserer Macht, unser Loos zu ändern, wenn wir Palästina nicht den Rücken kehren. Lassen wir daher dem Geschicke seinen Lauf. So wollen wir denn das Capitel schließen, falls keiner der Herren Brüder in irgend einer Angelegenheit das Wort verlangt."

„Halt," rief Gilbert Areticus, ein junger Tempelherr, „ein Edelmann von tadellosem Rufe, meldete sich heute bei mir zum Eintritt in den Orden. Die Lebhaftigkeit der bisherigen Verhandlungen ließ mich meinen Auftrag bis jetzt vergessen."

Die Blicke Beaujeus und Chavannes begegneten sich.

„Sein Name?" fragte der Großprior.

„Gaston von St. André, gebürtig aus Digne, also ein Provencale, von Haus aus ist er reich, überhaupt ein edler Ritter ohne jeglichen Tadel, so daß ich mich gern und unbedingt für ihn verbürge."

Anstatt Areticus etwas zu erwidern, sprach der Großprior zur Versammlung:

„Die Familie der St. André ist begütert wie keine im Lande, dazu eine der ältesten und edelsten. Es versteht sich daher von selbst, daß man dem Eintritte des jungen Mannes kein Hinderniß in den Weg legt. Ich denke, tapfer und gehorsam wird er ja auch sein.“

„Wenn nicht, so wird er es schon noch werden!“ rief eine Stimme aus dem Haufen.

„Der Convent hat also gegen die Aufnahme Gastons von St. André nichts einzuwenden?“

„Nein“ schrie der Haufen und eine Stimme fügte höhnisch hinzu: „Er hat ja Geld.“

Der Marschall Bryan von Auterne war der einzige, der, sein weißes Haupt schüttelnd, sagte:

„Es ist dies eine einfache, aber sehr, sehr seltsame Manier, über den Eintritt eines Candidaten abzustimmen und es thäte wirklich Noth, wenn ein Visitator einmal die Provence bereiste. Kennte ich das Geschlecht der St. André und insbesondere Gastons Vater und Großvater nicht ganz genau, so würde ich gegen das eben stattgefundene Verfahren auf das Bestimmteste protestiren. So aber schweige ich und wünsche dem Orden zur Acquisition dieses jungen Mannes aus tiefstem Herzen Glück; er wird kein schlechtes Geschäft mit ihm machen.“

Die jungen Ritter warfen sich gegenseitig heimliche Blicke zu, welche ihren Spott über des Alten Kurzsichtigkeit in Bezug auf die jetzige Betreibung der Ordenshandlungen zur Genüge bekundeten.

Der Marschall fand in der Verweisung des Clerikers aus dem Capitel, sowie in der Verletzung des Geschäftsganges

durchaus nichts Anstößiges, das schnelle Hinweggehen über die Receptionsbedingungen bezeichnete er aber als Unrecht. Dieser Widerspruch in seinem Charakter mochte wohl daher rühren, daß er sowohl die Cleriker, als auch die zu dem Ritterwesen so wenig passenden klösterlichen Gebräuche als Beichte, Buße, meistens in öffentlicher Selbstgeißelung bestehend, durchaus nicht leiden konnte und der Capellan Dominicus in seinen Augen durch sein schroffes Auftreten die, wenn auch unschuldige, Ursache des Zwistes im Capitel gewesen. Dies war der Grund, warum er die Willkühr Beaujeus dem Cleriker gegenüber am Platze fand, die anderen gesetzwidrigen, regelwidrigen Bestimmungen des Conventes aber hart tadelte. In den letzten Jahrzehnten war er jedenfalls in wenig Capitel gekommen, sonst würden ihm dergleichen Abweichungen wohl kaum aufgefallen sein. Jedenfalls auch mehr in Berücksichtigung auf die Gegenwart des den alten, sogar den kleinlichsten Ordensregeln mit fanatischer Genauigkeit nachlebenden Greises, als aus eignem inneren Antriebe schloß der Großprior als Vorsitzender, nachdem er die Reception St. André's auf zwei Stunden vor Mitternacht angesetzt, das Capitel mit der altherkömmlichen Schlußrede, die er bislang stets verschmäht hatte, obgleich Chavannes und einige andere Tempelherren ihm heftig mit den Augen abwinkten.

Der Großprior erhob sich, faltete seine Hände, welchem Beispiele mit mehr oder minder Widerstreben Alle folgten und sprach mit sicherer, lauter Stimme folgende, sich in jedem Capitel wiederholende Schlußworte, die öfters reiner Hohn, meistens aber unter obwaltenden Umständen ganz ohne Bedeutung waren.

„Liebe Herren Brüder, wir können nun wohl unser Capitel schließen, denn es steht, Gottlob, Alles gut und gebe

Gott und unsere liebe Frau, daß es so bleiben und das Gute Alles zu Tage gefördert werden möge. Liebe Brüder, Ihr müßt wissen, wie es mit der Verzeihung in unserem Capitel bewandt ist, und wer Theil oder keinen daran hat, denn wisset, daß diejenigen weder an der Verzeihung unseres Capitels, noch an den übrigen guten Werken des Ordens Theil haben, welche leben, wie sie nicht sollen, der Gerechtigkeit des Ordens ausweichen, ihre Fehler nicht bekennen und nicht nach der im Orden vorgeschriebenen Art Buße thun, die Almosen des Ordens als ihr Eigenthum oder sonst gesetzwidrig verwalten und sie auf eine unrechtmäßige, schändliche und unvernünftige Art verschwenden. Diejenigen aber, welche ihre Fehler redlich bekennen und nichts aus Schamhaftigkeit und aus Furcht vor der Strafe des Ordens verschweigen und sehr reuig über ihre Vergehen sind, haben großen Antheil an der Verzeihung unseres Ordens und an allen guten Werken, so im Orden geschehen. Und solchen ertheile ich, kraft meiner Gewalt, Verzeihung im Namen Gottes und unserer lieben Frauen, im Namen der Apostel Petrus und Paulus, unseres Vaters des Papstes und des Großmeisters vom Orden und in Eurer aller Namen, die mir die Gewalt gegeben haben. Möge Gott der ewige und allgütige Vater, unsere liebe Frauen und Jesus Christus, der Weltenheiland und Erlöser, der sündigen Menschheit gnädig und segensreich wirken für einen nie endenden Frieden auf Erden, mögen sie die Fülle ihrer Liebe und Gnade herabsenken auf die christliche Kirche, unserer Aller Mutter, auf das Königreich Jerusalem, auf unsern Orden und auf die andern, auf alle Wohlthäter unseres Ordens, sind sie noch lebend, die ewige Seligkeit aber den verstorbenen und ihrer Seele das Paradies angedeihen lassen, was sie sich schon auf Erden erworben."

Hierauf betete er laut ein Paternoster, worauf er das Capitel schloß zur großen Freude aller Anwesenden, die in dieser Schlußrede ein reines Possenspiel erblickten, was es in diesem Fall freilich auch war, aber aus anderen Gründen, als bei den Templern vorlagen. Nur der Marschall von Auterne fühlte sich durch das Ableiern desselben höchlichst befriedigt. Nicht im Entferntesten empfand er das Unstatthafte, ja man kann sagen die Ironie dieser Schlußworte. Im Gegentheil, er fand sie ganz in der Ordnung und würde ihren Wegfall zum Mindesten schmerzhaft vermißt haben, weil er den Verlauf der Capitel eben immer so erlebt hatte. Ritter vom Kopf bis zur Fußzehe, edel, rechtlich, tapfer, treu und ohne jeglich Falsch, hatte sich sein ohnedies von früher Jugend an wenig religiöser Sinn unter den frivolen Sitten seiner Genossen in eine Sucht zur genauen Befolgung des Formenwesens verwandelt. Er war ein gutmüthiger Greis, der für das Wohl, besonders aber für die Ehre seines Ordens lebte und starb. In die Geheimnisse des inneren Ordens und in die Art und Weise, wie sich der Orden bereicherte, war er nicht eingeweiht. Er selbst bekümmerte sich nicht darum; der Orden aber, der kein hervorragendes Talent in ihm erblickte, ließ ihn seiner Wege gehen und schickte ihn stets zum Kampf, bald nach Spanien, bald nach Palästina, weiter wünschte und verlangte Bryan nichts von ihm. Seine außerordentliche Tapferkeit und seine strenge, durch nichts zu beugende Rechtlichkeit verschafften ihm viele Wunden und Narben, von denen er besät war, jedoch auch die höchst ehrenvolle Stelle des Ordensmarschalls und die allgemeine Achtung.

Der Convent löste sich auf, die Ritter entfernten sich.

Drei Ritter waren es, die im Refectorium zurückblieben: Wilhelm von Beaujeu, Odo von Chavannes und zu bei-

der höchlichster Verwunderung der Marschall Bryan von Auterne.

„Großprior," redete der am Stabe wankende Greis Beaujeu an, „es ist eines, welches ich mir ausbitte, laßt mich den jungen St. André recipiren. Eure Würde als Großprior nimmt diese Pflicht allerdings für Euch in Anspruch, allein gewährt dem silberhaarigen Greise seine Bitte, und ich werde es Euch ewig gedenken."

Beaujeu schwieg verlegen, er wußte nicht, was er dem Marschall zur Antwort geben solle. Seine Absicht lief darauf hinaus, Gaston von St. André mit seinen Reichthümern so schnell als möglich für den inneren Orden zu gewinnen, wozu er schon bei der allgemeinen Reception in den Orden Vorkehrungen treffen wollte und nun kam der alte Marschall, der den jungen Ritter gewiß nach dem alten Ritus verpflichtete. Geschah dies, so war die spätere Gewinnung des frommen, jungen Mannes gewiß mit großen Schwierigkeiten verknüpft, insofern er gewiß fester an die Gelübde hielt, als wenn er sie nicht zu leisten brauchte. Der Großprior verwünschte die Dazwischenkunft des alten Marschalls von ganzem Herzen. Chavannes riß ihn aus seiner Ungewißheit.

„Laßt dem alten Narren seinen Willen," flüsterte er dem Großprior ins Ohr, „sonst ist er im Stande und legt mitten in der Receptionsceremonie Protest gegen unser gewöhnliches Verfahren ein. Aus dem Convente dürft Ihr ihn nicht weisen, da er eine der höchsten Würden des Ordens bekleidet, vermeidet deshalb alles unnöthige Aufsehen, sonst verscheucht Ihr im ungünstigsten Falle auch noch den jungen Provenzalen. Ist er einmal im Orden, so wird ihm bei seinem südlichen Blute unser Leben besser gefallen, als Bußen und Kasteiungen; unser wird er bestimmt, nur dürfen wir uns

nicht merken lassen, daß uns viel an seiner Person, besonders aber an seinem Gelde gelegen ist.“

„Marschall,“ versetzte der Großprior mit dem gewinnendsten Lächeln, indem er sich artig vor ihm verbeugte, „es gereicht uns zu großem Vergnügen und dem jungen Manne zu besonderer Ehre, sofern Ihr Euch dem Geschäfte seiner Reception unterzieht. Ich bin glücklich, Euch diesen geringen Gefallen erzeigen zu können, nur thut es mir leid, daß ich die hohe Achtung, die ich vor Euch habe, nicht besser bethätigen kann.“

Gerührt drückte der Ordensmarschall dem Großprior die Hand und verließ das Refectorium.

„Es ist ein alter Narr und wird auch einer bleiben!“ sprach Chavannes und schaute dem Weggehenden nach.

„Und doch ist sein Anblick achtungerregend,“ murmelte Beaujeu vor sich hin, „ich weiß nicht, so oft ich so einen alten Bruder sehe, der, fern von unsern neueren Bestrebungen, nur nach den alten Gesetzen und Regeln lebt, so muß ich den Ritter verlachen, aber der Mann flößt mir immer eine heilige Scheu ein.“

„Werdet doch auch ein Pfaffe,“ hohnlachte Chavannes, „ich glaube, der Großprior Wilhelm von Beaujeu, der Saracenenfresser, müßte sich herrlich als Novize der Cisterzienser oder Dominicaner ausnehmen.“

„Macht keine solche unfertige Scherze, Comthur,“ entgegnete Beaujeu, sich selbst bei dem von Chavannes gemachten Vorschlage des Lachens kaum erwehren könnend.

„Warum unfertige Scherze?“ fuhr der Comthur fort. „Eure Reue kommt zwar Etwas sehr spät, aber doch immer noch recht.“

„Ja wohl, dem Pfaffenvolke würde es schon gefallen, mich, der ich sie mein Leben lang genug verfolgte, einmal als Novize in den Räumen eines Klosters zu haben. Ich glaube,

mein breiter Rücken müßte ihnen als lebendige Dreschtenne dienen. Comthur, ich danke Euch für Euren wohlgemeinten Vorschlag. Auch die Kost und besonders die Fasten würden mir nicht besonders zusagen."

Lachend verließen auch die beiden letzten den Saal.

Es war einige Stunden später. In prachtvoller Mondennacht zeigten am dunklen Firmamente die silberglänzenden Sterne zehn Uhr, als ein in einen weiten Mantel gehüllter dienender Bruder des Ordens der Tempelherren einem gleichfalls verhüllten Mann, welcher soeben die keineswegs schon menschenleeren Straßen Marseille's durchschritten und dessen Ankunft schon angemeldet schien, die Zugbrücke des Ordenshauses der Tempelherren öffnete. Fast geräuschlos wandten sich die schweren eisernen Ketten von den Wellen, um die sie in gleichförmigen Windungen gelegen; der späte Wanderer überschritt den sich durch das Oeffnen darbietenden Weg, trat in das Innere der Burg, dumpf klirrend schlug die emporgewundene Brücke wieder in die ursprüngliche Stellung zurück, wo der Pförtner sie durch eine künstliche Vorrichtung derartig befestigte, daß sie zu jedem Augenblicke schnell und sicher herabgelassen werden konnte. Der Vorhof des Hauses wurde durchschritten, man kam an eine feste, dreißig Fuß hohe Mauer.

„Aufgemacht im Namen des heiligen Tempels zu Zion!" rief der dienende Bruder. Ein kleines, schmales, aber durchaus festes, bei Nacht kaum sichtbares, eisernes Pförtchen öffnete sich im Momente und beide traten ein. Einige Stufen führten auf eine Plattform. Auch diese durchschritt man und gelangte an ein großes, weites Thor. Auf einen Anruf öffnete sich auch dieses und man passirte einen großen massiven Hausplatz. Hier öffnete der dienende Bruder eine Seiten-

thüre und beide gingen einen schmalen, niedrigen Gang entlang. Bei der Haupt-Thüre, welche den Gang abschloß, machte er Halt. Dicht neben ihr konnte man in dem nur matt erleuchteten Gange ein kleines Seitenthürchen erblicken. Dieses schloß oder riegelte der Bruder auf und führte den Fremdling durch einen noch engeren Gang in ein kleines, von den Wänden aus hell erleuchtetes, aber jeglicher Möbel baares Zimmerchen. Mit einer Handbewegung hieß er ihn hier harren, ging zurück und klopfte in ersterem Gange an der Hauptthüre an.

Ein dienender Bruder, eine Hellebarde in der Hand, trat heraus.

„Meldet dem Großprior, der Erwartete sei da!“ sprach der erstere und entfernte sich. Der andere trat aber in die Thüre ein, woher er gekommen.

Es war die Ordenskapelle.

So sehr auch jegliches Gemach von Luxus zeugte, welcher gewiß nicht in der Absicht der Ordensstifter lag, so war im Gegentheile die Capelle, zu deren Verschönerung doch zu allen Zeiten nirgends Reichthümer geschont wurden, so einfach, als nur immer möglich, ausgestattet.

Sie bildete ein Kreuzgewölbe mit gemalten Wänden; auf der einen Seite befanden sich drei bunte Bogenfenster neben einander; dicht an den Fenstern, ungefähr drei Schritte von der Wand abstehend, stand ein großer mit einem weißen, bis zum getäfelten Erdboden herabfallenden Tuche bedeckter Altar, auf dem eine alte, geschriebene Bibel lag. Ein hölzernes, vergoldetes Crucifix von zwei Fuß Größe machte seine einzige Zierde aus. Einige wenige, mit hohen Lehnen versehene Bänke standen in geringer Entfernung davon, erreichten aber in ihrer Ausdehnung bei Weitem die drei übrigen

Wände nicht. An diesen brannten zahlreiche, frisch aufgesteckte Kerzen und warfen ein helles Licht auf die geringe Ausschmückung des Gotteshauses.

An den Wänden dahin lagen auf langen Steintafeln in Marmor kunstvoll ausgehauene, in voller Waffentracht dargestellte Ritterbilder. Es waren dies die Bildnisse derjenigen Templer, welche, zu Marseille gestorben, in der Ordensgruft des Hauses begraben liegen.

Einige dienende Brüder gingen umher und wischten mit eifriger Hand den dicht aufliegenden Staub von Altar, Bänken und Grabsteinen, ein Beweis, daß die Capelle bestimmt der wenigst besüchte Raum im ganzen Ordenshause war.

Hinter dem Altar schwang ein anderer dienender Bruder eine Kohlenpfanne mit dem feinsten, aromatischen Räucherwerke.

Vor dem Altare ausgebreitet lag eine Decke von weißer Seide, darauf ein rothes Kissen von gleichem Stoffe.

Auf der Decke, links vom Kissen stand ein Tabouret, worauf der Mantel eines Tempelherren aus Burreltuch mit dem rothen Kreuze, eine leinene Gürtelschnur sich befanden.

Im Halbkreise um die vordere Seite des Altars standen dieselben Tempelherren, welche vor wenig Stunden Capitel hielten. Wie unterscheiden sie sich aber von denen des Capitels?

Sie sind gerüstet vom Kopf bis zu Füßen. Helme, mit Gold, Silber, Federn und anderen Zierrathen, die das Gesetz alle auf das Strengste verbot, sitzen auf ihren kriegerischen Häuptern, aus den geöffneten Visiren blicken die Augen voll Muth und Trotz. Der eherne, breitschienige Brustharnisch, reich mit edlen Metallen und kunstvollen Figuren ausgelegt, bedeckt die breite Brust. Die muskulösen Arme, die sehnigen Beine stecken in mächtigen Arm- und Beinschienen. Lange

Sporen, von Gold und Eisen starren an den ehernen Schuhen. Unter dem langen kostbaren Mantel mit dem rothen Kreuze sieht deutlich ein breites Schwert hervor, ein Beweis für dessen Größe; vertrauensvoll stützt sich die Linke des Ritters darauf.

Dicht vor dem Altare, aber hinter der weißen Decke befindet sich der greise Marschall Bryan von Auterne; die schwere, aber einfache, ordensgemäße Rüstung, in die er gezwängt ist, anstatt seine wenigen Kräfte darnieder zu drücken, hat sie gekräftigt und gehoben. Aufrecht und ohne Stab steht er da, ein heiliges Feuer durchrinnt seine Glieder; er gedenkt der Zeiten, wo auch er mit unendlicher Wonne in die Gemeinschaft des Ordens trat. An seiner Linken hängt sein getreues Schwert, seine Rechte hält den Abacus, den Amtsstab, der gewöhnlich nur dem Großmeister zukam. Er bestand aus einem mannshohen, polirten Stabe, auf dessen oberstem Ende ein Täfelchen sich befand. Auf diesem Täfelchen konnte man das Ordenskreuz, umschlossen von einem Wappensaum, eingelegt sehen.

Zu seiner Rechten stand, eingehüllt in die herrlichste Rüstung, die seine untersetzte Figur in ihrer vollen Wucht zeigte, umflossen von einem kostbaren, parfümirten Ordensmantel, Wilhelm von Beaujeu, das Prototyp der Kraft.

Auf der Linken des Greises stützte sich der riesige Odo von Chavannes auf sein langes Schwert. Im Kriegskleide machte sein Antlitz nicht den unangenehmen, furchtbaren Eindruck, als wenn er sein Hauskleid trug. Unruhig und erwartungsvoll haftete sein Auge auf der Thüre. Trotzdem er ein äußerst gewandter Rittersmann war, lag doch etwas Wuchtiges, Plumpes in seinem äußeren Ansehen. An sie reihten sich die übrigen Ritter an.

Beaujeu und Chavannes gegenüber standen je drei und drei Capelläne in der schon an Dominicus beschriebenen Ordenstracht, jedoch mit entblößtem Haupte hinter einander. Mit besagtem Dominicus waren es die einzigen Ordensclerifer zu Marseille.

Zwischen beiden war ein Raum von der Größe leer, daß ein Mann hindurch gehen konnte.

Hinter den Rittern standen auf beiden Seiten des Altars einige dienende Brüder vom Range: der Ordenswaffenschmied, der Ordenskoch, der Untermarschall und der Bannerer. Es sind dieselben, die dem vorherbeschriebenen Capitel beigewohnt.

An der Thüre standen, gleich wie ihre bevorzugten Cameraden, in ihre braunen Ordenswämser gekleidet, zwei dienende Brüder, Hellebarden in der Hand. Wenn der Receptionsconvent eröffnet wurde, traten sie vor die Thüre und hielten alle Lauscher und Uneingeweihten ferne.

„Meine lieben Herren Brüder!" begann die tiefe Stimme des Marschalls Bryan von Auterne, als der dienende Bruder seine Meldung vorgebracht, „seid Ihr noch immer der Meinung, daß der Ritter Gaston von St. André aufzunehmen ist in unsere Gemeinschaft?"

„Ja wohl, ehrwürdiger Marschall!" tönte es allseitig.

„Mehr als je," sprach Chavannes entschieden.

„Kein Makel haftet an dem jungen Manne" bemerkte Beaujeu.

„Liebe Herren Brüder," fuhr der Marschall fort, „Ihr sehet, daß die Meisten einig sind, Gaston von St. André zum Bruder aufzunehmen. Wäre aber Jemand unter Euch, der von ihm Etwas wüßte, weshalb er nicht mit Recht Bruder werden könnte, der sage es, denn es ist besser, daß solches

vorher angezeigt werde, als nachher, wenn er vor uns geführt ist."

Alles schwieg.

„So gehet denn," fuhr Auterne fort, „Ihr, Wilhelm von Beaujeu, Großprior der Provence, Ihr, Comthur Odo von Chavannes und Ihr Bruder Gilbert Areticus zum Ritter Gaston von St. André und legt ihm die allgemeinen Fragen vor. Beantwortet er sie, wie es der Orden verlangt, so bringt ihn vor mich. Ihr aber, Thürwächter, habet fein Acht, daß Niemand uns belausche. Begebet Euch zu diesem Behufe, wie es Eure Pflicht erheischt, vor die Eingangsthür und tödtet jeden Unberufenen auf der Stelle, will er heimlich lauschen oder mit Gewalt eindringen. Sind aber Verwandte des jungen Mannes zugegen, so weiset sie ab und bringet sie, falls sie nicht gehorchen, mit Gewalt von hinnen, einerlei ob Vater oder Mutter, gleichgültig ob Bruder oder Schwester, der Receptionsconvent soll und muß ungestört bleiben."

Die Hellebardiere verließen die Capelle durch die Hauptthüre. Der Großprior aber, nebst Chavannes und Areticus, öffneten ein Thürchen hinter dem ersten Grabsteine an der Wand zur Linken des Marschalls und traten in ein kleines hell erleuchtetes Gemach.

Den Mantel abgeworfen stand der Fremdling da, ganz und gar weiß gekleidet. Es war eine hohe Figur, schlank und kräftig zugleich. Ein Wamms von schneeweißem Atlas um die Säume mit grünem Weinlaub gestickt, mit kurzen, weiten und ausgeschweiften Aermeln, worunter unter langen Spitzenmanschetten enge anliegende hervorschauten, zeigte eine schlanke, fast mädchenhafte Taille, breite Mannesschultern und eine gerundete volle Brust. Enge anliegende, weiße Hosen ließen ein kräftiges und zugleich schön geformtes Bein

sehen. Kleine goldene Sporen saßen an Halbstiefelchen. Der Fuß war klein und nett. Beinkleider und Halbstiefelchen waren gleichfalls von weißem Atlas; Halskrause und Spitzen, welche letztere aus den Aermeln hervorfielen, von weißer Seide. An den kleinen Händen trug er sehr feine Handschuhe von weißem Dammhirschleder.

Als die drei Templer das Zimmer betraten, ging er ihnen einige Schritte entgegen und beugte sich mit großem Anstande vor ihnen. Das helle Licht, welches ihn jetzt vollständig bestrahlte, ließ nun auch seine Gesichtszüge genau erkennen, auf einem weißen, regelmäßigen, aber Kraft verrathenden Halse saß, im Augenblicke etwas zurück geworfen, ein stolzes Haupt. Lange, bis auf den Hals zurückfallende Locken, deren glänzende Schwärze seltsam mit dem Atlaswammse contrastirte, ließen eine freie, offene Stirne sehen, deren leise Wölbung auf Schärfe des Verstandes deutete. Eine sanft geschwungene regelmäßige Nase schien gleichsam die Stirne fortzusetzen. Ein kleiner, leicht aufgeworfener, Stolz verrathender, rubinrother Mund, der bei der leisesten Bewegung zwei Reihen der herrlichsten Elfenbeinzähne sehen ließ, ein rundes Kinn, ein rosiger Teint gaben dem Gesichte des ungefähr zwanzig Jahre alten Jünglings etwas Weiches, Zartes, ja man kann sogar sagen Mädchenhaftes. Dahingegen die hohe Stirn, die stolze Nase, das schwarze Schnurr- und Knebelbärtchen, die Ebenholzbrauen, vor Allem aber das lebhafte Feuer der schwarzen Augen in ihrem Vereine eine große Energie und seltene Willenskraft bekundeten.

St. André richtete seinen Blick fest und furchtlos auf den Großprior, der inmitten von Chavannes und Gilbert Areticus sich durch die Würde seiner Haltung und seines Benehmens verrieth.

Mit dem gewöhnlichen Templergruße: „Gelobt sei Jesus Christus!“ redete Beaujeu den Jüngling an.

„In Ewigkeit,“ antwortete dieser.

„Ihr seid Gaston von St. André?“ fragte er den Jüngling freundlich weiter.

„Ja wohl, mein Herr!“ lautete die Antwort.

„So vernehmet denn, ich bin Wilhelm von Beaujeu, Ritter vom heiligen Tempel zu Zion und Großprior von der Provence, diese meine Brüder“ — er deutete auf Chavannes, dessen sonst so wildes Auge jetzt mit einer gewissen Sanftmuth, ja man kann sagen, mit Liebe auf Gaston ruhte und Gilbert — „diese meine Brüder sind der tapfere Odo von Chavannes, Comthur unseres Ordens, der Schreck der Türken und Heiden und der muthige Tempelherr Gilbert Areticus. Der Receptor, der greise Marschall Bryan von Auterne, schickt uns, um Euch die Initialfragen vorzulegen. Seid Ihr gewillt und darauf vorbereitet, sie zu beantworten?“

„Ja wohl, tapferer Großprior. Mögen sie Euch so gut befriedigen, als ich eifrigst wünsche, Ritter des heiligen Tempels zu Zion zu werden. Wahrlich, genügen sie Euch nicht, so trägt mein guter Wille nicht die Schuld daran.“

Hierbei verbeugte er sich verbindlich vor den drei Templern, die bei ihrer unbeweglichen geraden Haltung in ihren weißen, weiten Mänteln ein majestätisches Ansehen hatten.

„Recht so, mein Freund!“ rief Chavannes, ergriffen von dem Anstand und der Würde des Jünglings. „Zeiget immer dieselbe Liebe, denselben Eifer für den Orden und er wird gewiß nicht unbelohnt bleiben.“

Abermals dankte Gaston mit einer graziösen Verbeugung.

„So merket auf,“ hub Beaujeu wieder an „und antwortet der Wahrheit gemäß, wie es die Gesetze unseres hohen

Ordens verlangen. Ihr verlangt aufgenommen zu werden unter die Brüder des heiligen Tempels zu Zion?"

„Es ist dies mein sehnlichster Wunsch."

„Wie heißet Ihr?"

„Gaston Charlot Graf von St. André."

„Wie alt seid Ihr, mein Freund?"

„Zwanzig Jahre weniger drei Monden."

„Seid Ihr aus ritterbürtigem Stande entsprossen?"

„Mein Vater war der Graf Andreas von St. André, meine Mutter ein Edelfräulein aus dem Hause der Villeplains."

„Habt Ihr den Ritterschlag schon erhalten?"

„Der Messire Anselme von Giac, Seneschall am burgundischen Hofe, schlug mich vor zwei Monden zum Ritter."

„Seid Ihr vermählt oder verlobt?"

„Weder eines, noch das andere. Ich bin der letzte meiner Familie und stehe ganz allein in der Welt."

„Habt Ihr keinem Orden ein Gelübde oder Versprechen geleistet?"

„Nein, keinem."

„Seid Ihr vielleicht Jemandem mehr schuldig, als Ihr zu bezahlen vermöget?"

„Keinem Menschen schuldige ich einen Deut."

„Seid Ihr gesund und von kräftigem Bau, Gaston von St. André?"

„So ist es."

„Seid Ihr auch mit keiner heimlichen Krankheit, mit Aussatz oder anderen ansteckenden Seuchen behaftet?"

„Ich bin gesund, jeglich Uebel ist mir fremd."

„Besitzt Ihr Vermögen genug, um Eure Aussteuer in den Orden zu bezahlen?"

„Mein Vermögen ist von großem Umfange und mein

Gut und Blut stehet dem Orden zur Verfügung, zu dem mich mein Herz zieht."

„Schwöret Ihr auch die Wahrheit Alles dessen, was Ihr soeben sagtet?" rief der Großprior, entzückt bei den letzten Worten des Jünglings.

„Ich schwöre bei meiner Ehre," rief der Jüngling.

„So kommet denn, mein Freund," sprach Beaujeu wieder, während Chavannes und Areticus die Hand kräftig schüttelten, „so kommet denn in das Capitel und vor den Receptor."

Festen Schrittes folgte er den drei voranschreitenden Templern, deren weiße Mäntel rauschten.

An der Thüre angekommen mußte er warten. Die drei Ritter betraten die Capelle und Beaujeu rief:

„Ehrwürdiger Receptor, zur Genüge beantwortete Gaston von St. André die ihm gestellten Fragen."

„Willigt Ihr ein, meine lieben Herren Brüder, daß wir ihn in Gottes Namen kommen lassen?" fragte Auterne.

„Lasset ihn kommen in Gottes Namen!" rief der Chor der Ritter, worauf Areticus ging, den Jüngling zu holen.

„Tretet ein, Gaston Graf von St. André!" sprach er zu ihm, „ein hochweises Capitel erlaubte Euch, Euch melden zu dürfen unter die Brüder des Ordens zum heiligen Tempel zu Zion. Wisset, daß man dabei vor dem Receptor auf die Kniee fällt und ihn mit den gebräuchlichen Worten um Aufnahme bittet."

Das Knieen schien dem Jünglinge gerade nicht zu gefallen, was man sattsam aus der sein schönes Antlitz plötzlich überziehenden hohen Röthe erkennen konnte, dennoch folgte er dem voranschreitenden Templer.

Als er in die Capelle trat, stellten sich Beaujeu und

Chavannes wieder zur Rechten und Linken des Marschalls auf, Areticus aber führte ihn durch die zwei Reihen der Capelläne durch und wies ihm seinen Standpunkt vor der weißen Decke mit dem rothen Kissen an, also innerhalb des Halbcirkels der Ritter.

Als Gaston von St. André in diesen Kreis lautloser, statuengleicher, mit weißen Mänteln umwallter Ritter trat, die einer andern Welt angehörig schienen, so stellten sich ihre imposanten Figuren und malerische Bekleidung in den unzähligen Kerzenflammen dar, auf ihn gleichwie auf einen Pygmäen herabschauend; so erbleichte er im Anblicke dieser Heldengestalten, deren Namen wie ein dröhnender Donner das ganze Weltall durchrollte. Sofort aber trieb der Gedanke, diesen Riesen im Gefechte, diesen Tapfersten der Tapferen anzugehören, hohe Röthe des Stolzes und der Freude in sein edles Antlitz.

Als er sich von seiner anfänglichen Beklemmung erholt, ließ er seinen Blick forschend über die Reihe der majestätischen Templergestalten schweifen. Plötzlich nahm ein anderer Umstand seine sofortige Aufmerksamkeit in Anspruch.

Der greise Marschall Bryan von Auterne trat einige Schritte vor bis an die weiße Decke mit dem rothen Kissen und dem Tabouret, Wilhelm von Beaujeu und Odo von Chavannes blieben schrittweit hinter ihm stehen, die übrigen Templer schlossen sich alsdann an einander an, und die Capelläne traten mit in den Kreis, jedoch so, daß alle sechs neben einander hinter Gaston standen.

Auf der entgegengesetzten Seite von den Capellänen vereinigten sich die dienenden Brüder zu einer Reihe, welche eine zweite Linie hinter der der Ritter bildete.

Mit einem Blicke der tiefsten Verehrung, wobei sich seine

Erregung wegen des Knieens legte, schaute Gaston auf den Heldengreis, der wie verklärt aus seinem Helme hervor auf den neuen Ordenscandidaten schaute, welcher ihm ausnehmend zu gefallen schien.

Endlich sprach er mit ruhiger, kräftiger Stimme, deren Klang keineswegs verrieth, wie viele Sommer die Locken des Alten gebleicht:

„Untermarschall Veit Walter gehe hinaus und siehe nach, ob die Wächter auf ihrem Posten sind. Schicke auch sie weg und verschließe alle Thüren hinter dir, auf daß Niemand den heiligen Actus störe, den vorzunehmen wir jetzt mit Gott im Begriffe sind. So Jemand lauschet, haue ihn nieder."

Schnell entfernte sich der Untermarschall. Nach einigen Minuten erschien er wieder und meldete:

„Ehrwürdiger Marschall, es ist Alles in Ordnung, kein Unbefugter ist dem Capitel nahe."

Da senkte der Marschall den Abacus in der Richtung auf Gaston, unwillkürlich trat dieser einen Schritt vorwärts, die Ritter aber zogen wie auf Commando ihre langen Schwerter und senkten sie mit den Spitzen auf den Boden.

Tief ergriffen von der Majestät des greisen Receptors, der wie ein aus dem Jenseits auf die Erde hernieder Gestiegener vor ihm her zu schweben schien, und von der imposanten Ritterreihe, welche im Augenblicke der Reception die verschiedenen auf den gebräunten Zügen ausgeprägten Leidenschaften verbannt hatten, beugte Gaston unwillkürlich, weil ihn sein Herz dazu trieb, nicht aber auf das Geheiß Areticus, freiwillig das Knie auf das rothe Kissen vor dem alten Marschalle und rief mit bittender Stimme die gebräuchlichen Worte:

„Herr, ich bin gekommen vor Gott, vor Euch und die

Brüder und bitte und ersuche Euch um Gottes und unserer lieben Frauen willen, mich in Eure Gesellschaft und in die Wohlthaten des Ordens aufzunehmen, als einen, der sein Lebenlang Knecht und Sclave des Ordens sein will."

„Mein jugendlicher Freund," versetzte der Marschall Bryan von Auterne, großen Ernst im Antlitz und Tone, „überlegtet Ihr auch recht, was Ihr Euch wünschtet? Verblendet Euch des Ordens Aussenseite nicht? Glaubet mir, mein lieber St. André, es ist nicht Alles Gold, was strahlt und funkelnd blitzet. Ihr wollet in den Orden treten, weil Ihr in einer Brüderschaft zahlreicher edler und tapferer Ritter eine glänzende und geachtete Stellung einzunehmen glaubt. Geachtet, sehr und überall geachtet ist sie, mein Freund, aber, bei Gott, *nichts* weniger als glänzend. Der Ruhm und das Ansehen des Ordens, die glorreichen Thaten unserer seligen Vorgänger und starken Brüder, das Wachsthum unseres Ordens, der einer Ceder gleich empor zum blauen unendlichen Himmelsdome strebt, sind es, die Euch jungen und heißblütigen Leuten Kopf und Sinn verrücken! Es schmeichelt Euch, den wallenden Mantel der Tempelherren zu tragen, der zum Schrecken aller Ungläubigen geworden ist; das rothe Kreuz darauf ist das Idol, dem die ehrgeizigen Träume Eurer Jugend gelten; das Banner Beauséant ist es, welches herabsehen soll auf die kühnen Thaten Eurer Heldenarme, die Troubadoure in der Heimath sollen sie besingen. Es lockt Euch die Gesellschaft der berühmten Tempelherren, der Muselmänner Schreck, des Christenthums eherne Stützen, die großen unübersehbaren Besitzungen des Ordens, seine herrlichen Waffen, feurigen Rosse und reichen Geschirre, vor Allem aber der Ruhm, der schnöde Ruhm, das verderbliche Kind des Stolzes, einzutreten in den Orden des heiligen Tempels zu Zion!"

„Wisset Ihr aber auch, mein Sohn, welches der Kern dieser bunten Flitterschaale ist? Bisjetzt waret Ihr ein freier Mann, ein edler Ritter, reich gesegnet mit allen Segnungen und Schätzen des Himmels, Euer freier Wille war Euer einziger Gebieter, Eure Lust, Euer Vergnügen die einzige Richtschnur Eures hoffnungsreichen Lebens. Mein Sohn, wißt Ihr, was Eurer harret? Durch den Eintritt in den Orden streift Ihr die kostbare Hülle eines freien Mannes ab, Ihr seid nicht nur der Knecht, ja der Sclave des Ordens und seines Gesetzes, nein der Knecht, der Sclave wieder vieler anderer Knechte und Sclaven, Ihr habt keinen Verstand, keinen freien Willen mehr, ein Anderer ist es, der Euch seinen Willen aufzwingt. Ihr seid nichts als ein Arm, ein rüstiger Arm, der vollbringen muß, was das Gebot eines Anderen ihm auferlegt.“

„Mein Sohn, kennet Ihr im ganzen Umfange, was Ihr jetzt zu geloben im Begriffe steht? Der unbedingte Gehorsam ist noch eine der leichtesten Pflichten, die Euch obliegen! Mein Sohn, der Ihr entsprossen seid aus den liebeathmenden Thälern der Provence, dessen ganzes Leben Liebe und Gesang und Saitenspiel ist: reißet die süße Liebe aus Eurem warmen Herzen, kein liebliches Mädchen darf jemals an Eurer Brust ruhen, das Herz des Tempelherren kennt nur Haß, blutigen, tödtlichen Haß gegen Juden und Heiden; Euer Lebenlang müßt Ihr mit den Waffen des Gotteswortes in der Rüstung des Glaubens gegen den Satanas, unserer Aller Erbfeind, streiten. Kobolde, Zauberer und Hexen werden Schlingen und Netze um Euch werfen, Euch mit Anfechtungen und Trugbildern überhäufen und Euch zu verlocken suchen, nur ein starker Geist, ein frommes Gemüth kann ihren habgierigen Krallen entgehen.“

„Mein junger Freund, unterdrücket den Gesang, der aus dem Herzen entspringt und die Brust hebt; die Kehle des Templers darf nur Eines schreien und das ist „Beauséant, Beauséant, Tod den Juden und Heiden“; Euer Saitenspiel aber zertrümmert an dem ersten, besten Felsen oder werft es in die Fluthen des Meeres, die, minder strenge als der Orden des heiligen Tempels zu Zion, ihm vielleicht noch einige Töne entlocken, es dann aber sanft in ihrem dunklen Schooße betten.“

„Mein Sohn, der Ihr bis jetzt in Reichthum, Glück und Ueberfluß gelebt, tödtet die Erinnerung daran, ersticket sie. Mit Eurem Eintritte in den Orden seid Ihr ein Bettler, der ärmste Bettler, den es giebt. Die Kleidungsstücke, die Rüstungen, welche Euch bedecken, sie sind des Ordens und wenn er will, so kann er Euch nackt und bloß von dannen jagen, falls es ihm nicht beliebt, Euch auch noch des Lebens zu berauben; das Roß, worauf Ihr reitet, das Schwert, was Ihr schwinget, es ist des Ordens; das Brod, welches Ihr esset, der Wein, den Ihr trinket, er ist des Ordens; die Wohnung, welche Euch beherbergt, die Decke, welche Euch bedeckt, sie sind des Ordens, Alles, Alles ist des Ordens!“

„Und was ist Euer Loos, mein Sohn, für alle Entbehrungen und Entsagungen? Wenn Ihr schlafen wollt, müßt Ihr kämpfen, falls es der Meister verlangt, wenn Ihr streiten wollt, müßt Ihr beten und Euch kasteien. Wenn Ihr reisen wollt, müßt Ihr harren. Beabsichtigt Ihr, zum heiligen Land zu wallen, so schickt man Euch in das rauhe Böhmen, oder in das feuchte England, in das kämpfende Spanien oder auf das entlegne Cypern. Habt Ihr Hunger und verlangt Ihr zu essen, so schickt man Euch zur Messe und wenn das Herz weint, so muß das Antlitz lachen. Das

ist, mein Sohn, das Schicksal eines Templers, bedenke Deine jetzige Stellung, betrachte sie nach allen Seiten und würdige ihr ganzes Glück. Noch einmal überlege Dir Deinen Entschluß und folge meinem Rathe, es spricht ein alter, im Orden ergrauter Bruder zu Dir: Steh lieber ab, falls Dich Dein Herz nicht drängt, sonst wird Dein Leben eitel Unglück und Jammer sein, vielleicht wirst Du dereinst den Himmel erreichen, sicherlich aber die Hölle auf Erden haben."

Bewegt schloß der Greis, bewegt schauten fast sämmtliche Ritter auf den bleichen Jüngling. Nur Wilhelm von Beaujeu machte eine leichte Bewegung mit dem Kopfe, als wolle er den durch Auterne's Worte hervorgerufenen Eindruck verscheuchen und Chavannes knirschte mit den Zähnen, als er die Erregung seiner Genossen bemerkte, er fürchtete, Gaston könne dem Orden entgehen. Mit einer Festigkeit, die gewaltig mit seinem durch die Rede des Greises veränderten Aeußeren contrastirte, sprach aber Gaston von St. André:

„Ehrwürdiger Marschall, was Ihr mir da zu Gedächtniß riefet, sagte und überlegte ich mir früher Alles schon selbst und wurde mit mir einig. So felsenfest als ehemals lebt noch der Entschluß in mir: ich werde Templer, falls die Brüder des heiligen Tempels zu Zion mich ihrer Cameradschaft nicht unwürdig halten."

Vor Achtung und Freude hätte Chavannes dem jungen Manne seinen Beifall über dessen Festigkeit fast sofort laut zu erkennen gegeben, auch den übrigen Tempelherren schwoll bei der edlen Standhaftigkeit des jungen Provenzalen das Herz hoch.

Zur eigentlichen Reception übergehend, fuhr Bryan von Auterne, zu Gaston von St. André gewendet, fort, nachdem re ihm die Ordensstatuten und sonstigen Verpflichtungen durch

einen Capellan aus einem alten Buche hatte vorlesen lassen, die der junge Mann aber schon längst kannte.

„Sehet hier die heiligen Evangelien, das heilige Wort Gottes — ein anderer Capellan trat vor und nahm die geschriebene und in Leder gebundene Bibel, ein äußerst seltenes und werthvolles Exemplar vom Altar und hielt sie vor den Jüngling — und antwortet Wahrheit auf die Fragen, die wir an Euch thun werden; denn wenn Ihr lüget, werdet Ihr meineidig und könntet aus dem Orden gestoßen werden, wovor Euch Gott behüte."

„Ich schwöre auf das heilige Wort Gottes, nur die Wahrheit zu reden!" sprach Gaston fest und mit Würde, worauf der Capellan einen Schritt zurücktrat. Der Receptor hub sodann zu fragen an:

„Wie heißet Ihr und wer sind Eure Eltern, sind sie ritterlichen Stammes?"

Mein Name ist Gaston Charlot Graf von St. André, mein Vater ist der verstorbene Graf Andreas von St. André, meine Mutter war ein Edelfräulein von Villeplain."

„Seid Ihr Ritter?"

„Ich erhielt den Ritterschlag."

„Ihr gehöret keinem Orden oder sonstiger Verbindung an?"

„Nein."

„Seid Ihr beweibt oder verlobt?"

„Keines von beiden."

„Habt Ihr Schulden, die Ihr nicht bezahlen könnt?"

„Nein."

„Seid Ihr kräftigen Körperbaus?"

„Ich glaube wohl."

„Seid Ihr frei von Krankheiten und ansteckenden Seuchen?"

„Ja wohl."

„Bringt Euch Simonie nicht in den Orden?“

„Mein freier Wille führte mich hierher.“

„Mein Sohn, so merket auf,“ fuhr der Marschall in feierlicher Weise fort, „gelobt Ihr Gott und Maria unserer lieben Frauen, Euer Lebenlang keusch mit Eurem Leibe zu leben; die löblichen Sitten und Gebräuche unseres Ordens, die, welche schon da sind, und welche Meister und Ritter hinzufügen werden, halten zu wollen, daß Ihr mit der von Gott Euch verliehenen Kraft das heilige Land von Jerusalem wollet erobern, dasjenige aber, so die Christen besitzen, nach besten Kräften bewachen und beschützen helfen; daß Ihr diesen Orden nie für stärker oder schwächer, für schlechter oder besser halten wollet, als mit Erlaubniß des Meisters und des Conventes, nie zugegen sein, wo ein Christ unrechtmäßiger Weise enterbt wird, und nie durch Rath und That hieran Theil nehmen wollet! Gaston Charlot, Graf von St. André, schwört Ihr dies?“

Als ob sich dieser Schwur von selbst verstände, trat der Capellan wieder vor und bot seine Bibel dar. St. André neigte sein Haupt ehrfurchtsvoll, bis seine Stirne das heilige Buch berührte, reckte die rechte Hand empor und rief mit schwärmerischem Blicke, noch immer vor dem Marschalle knieend: „Ich beschwöre dies Alles, beschwöre es hier bei dem heiligen Worte Gottes!“

Jetzt senkte der Receptor wie zum Segen seine Hände auf das Haupt des Jünglings, sie zitterten, ein Zeichen, daß der Greis nicht gänzlich Herr seiner inneren Bewegung war, die sich bis auf die Glieder erstreckte. Mit erhobener, feierlicher, fast dem Gesange gleichender Stimme, so daß selbst die frivolsten Ritter unwillkürlich eine ernste Stimmung überkam, fuhr er alsdann fort:

„Im Namen also Gottes und Marien, unserer lieben Frauen und im Namen St. Peters von Rom, und unseres Vaters, des Papstes, und im Namen aller Brüder des heiligen Tempels zu Zion, nehmen wir Euch auf zu allen guten Werken des Ordens, die vom Anfange an verrichtet sind und bis ans Ende verrichtet werden: Euch, Euren Vater, Eure Mutter und alle von Eurem Geschlechte, welche Ihr Theil daran nehmen lassen wollt. Desgleichen nehmet Ihr uns auf in alle guten Werke, welche Ihr verrichtet habt und verrichten werdet. Wir versichern Euch Brod und Wasser, die arme Kleidung des Ordens und Mühe und Arbeit die Fülle! Stehet auf Bruder vom heiligen Tempel zu Zion!"

Der Ritter erhob sich, während die sechs Capelläne den 133 Psalm Ecce quam bonum zweistimmig sangen. Als dies geendet, sangen sie das Gebet des heiligen Geistes Deus qui corda fidelium, sodann betete ein jeder Bruder ein Paternoster.

Während des Gesanges schlang der Greis dem neugeschaffenen Templer die leinene Schnur um den Leibrock und band ihm den weißen Mantel mit dem rothen Kreuze um, zog den jungen Mann stürmisch an seine Brust und drückte ihm einen Kuß auf den Mund. Ein Gleiches that der Capellan, welcher die Bibel gehalten. Mit Ausnahme des Küssens, was bei ersteren ordensgemäß war, folgten ihrem Beispiele der Großprior Wilhelm von Beaujeu, der Gaston im Orden willkommen hieß, der Comthur Odo von Chavannes, welcher seine heroische Entschlossenheit lobte, sowie sämmtliche übrige Ritter.

Die Capelläne und dienenden Brüder schüttelten ihm die Hand. Stolz schaute sich Gaston von St. André im Kreise der Kriegergestalten um, auch er war jetzt Tempelherr.

„Mein lieber Bruder,“ fuhr jetzt der Receptor in seiner Rede fort, nachdem er Gaston mit einer Handbewegung bedeutet, sich auf das Tabouret zu setzen; und seine Gestalt richtete sich in die Höhe, sie erschien fast einen halben Kopf größer als in seiner stetigen, gebeugten Stellung, beinahe erhaben. „Mein lieber Bruder, merke auf die hauptsächlichsten Ordensbestimmungen: Du sollst keinen Christen verwunden, noch schlagen. Du sollst nicht schwören und mit keinem Menschen hadern oder schimpfen, ohne Erlaubniß deiner Obern sollst Du von keinem Weibe Dienste annehmen, Du sollst unter keiner Bedingung ein Weib küssen, selbst Deine Mutter und Deine Schwester nicht; Du darfst kein Kind aus der Taufe heben und kein Taufzeuge sein. Du mußt in einem leinenen Hemde, in leinenen Strümpfen, leinenen Beinkleidern und mit einem kleinen Gürtel umgürtet schlafen. Die Horen mußt Du, soweit es die Umstände erlauben, pünktlich halten, bei Tische mußt Du schweigen und darfst nicht eher Speise genießen, als bis der Capellan oder ein Ritter gebetet hat. Du hast täglich einige Paternoster zu beten, die Zahl wird Dir der Capellan angeben, mein Gedächtniß läßt nach, ich kenne sie nicht mehr genau, und stirbt der Meister, so sprichst Du täglich zehn für sein Seelenheil.“

„Pünktlich werde ich meinen Verpflichtungen nachkommen, ehrwürdiger Marschall.“

„So gehe denn, mein lieber Bruder, und lebe zu Gottes und des Ordens Ehre.“

Zweites Capitel.

Kurze Zeit nach den Receptionsceremonien Gastons von St. André saßen sämmtliche Tempelherren, mit Ausnahme des Marschalls Bryan von Auterne, sowie noch die bei der *Reception* anwesend gewesenen dienenden Brüder, als der Untermarschall, der Waffenschmied, der Koch und der Bannerer, im Refectorium an derselben Tafel, wie vorher bei dem der Reception vorangegangenen Capitel. Eine große für die damalige Zeit kostbare Linnendecke, künstliche Figuren eingewebt und aus einem Stücke bestehend, deckte die Tafel. Riesige Becher, einige Quart haltend und aus massivem Silber, standen darauf. Helles Kerzenlicht bestrahlte von den Wänden und vom Tische aus die um die Tafel auf weichen, üppigen Sesseln ruhenden Templer. Beaujeu hielt seinen Platz noch wie im Capitel inne, doch hatte er die Estrade wegnehmen lassen, um besser zu dem Kreise der Ritter zu gehören.

Der fromme Hugo von Payens an der Wand schien sein Gesicht vor Schmerz abwenden zu wollen. Bertrand von Blancfort, Odo von St. Amand und Thomas von Montaigu bezeigten einen großen Aerger, an dem Feste nicht Theil nehmen zu können. Zwischen Wilhelm von Beaujeu

und Odo von Chavannes lehnte Gaston von St. André glückestrunken in seinem Sessel. Er trug, wie überhaupt alle Tempelherren, statt der kurz vorher angebrachten Rüstung den wollenen Rock und den rothgekreuzten Templermantel. Der Comthur Odo von Chavannes schlang seinen kräftigen Arm um den Nacken des Jünglings und unterhielt sich lebhaft mit ihm; überhaupt schien er ungeheuchelten Antheil an dem hübschen Ritter zu nehmen. Junge dienende Brüder gingen mit ungeheuren, mit Silber ausgelegten Auerochsenhörnern umher und schenkten die Becher sofort wieder voll, sobald einer der Zecher den seinigen geleert hatte. Schon sprach die Gluth des feurigen Weines aus manchem kriegerischen Gesichte; die Wangen färbten sich höher, der Kopf hob sich stolzer, das Auge funkelte kühner, nur der Großprior blieb in einer stetigen Ruhe, die seiner Erscheinung etwas Königliches verlieh. Auch sogar beim Zechgelage schauten seine oft bedeutend älteren Collegen mit Achtung, wo nicht mit Ehrfurcht auf sein imponirendes Wesen.

Einen Blick befriedigten Stolzes auf die kühnen, narbendurchfurchten Gesichter seiner kriegerischen Kameraden werfend, an deren Heldenthaten er in Zukunft thätigen Antheil nehmen sollte, neigte sich St. André zu seinem Nachbar Chavannes und sagte:

„Mein lieber Comthur, ich bin selig, selig in einem Vereine solch tapferer Ritter zu sein, als wie sie die Tafel hier ausweist, saget mir aber auch, ziehen wir nicht bald zum gelobten Lande, mein Herz brennt vor Begierde, ich möchte, ich muß mit den Ungläubigen streiten. Der ewigen Turniere und Ringelstechen bin ich müde, mein Schwert lechzt nach Blut und zwar nach dem Blute der Saracenen, worin sich unsere Vorfahren so oft gebadet.“

Chavannes hörte lächelnd auf die kriegerischen Worte des jungen Mannes.

„Gaston," sagte er, „wenn ich Euch erblicke, kann ich gar nicht glauben, daß Ihr Blut ersehen könnt. Ich wollte, Ihr wäret ein Mädchen, schön genug seid Ihr dazu, dann müßtet Ihr meine Geliebte werden, nicht wahr?"

Gaston wurde so roth, daß er nicht hätte röther werden können, gesetzt er wäre auch ein Mädchen gewesen.

Schnell faßte er sich aber wieder und antwortete gleichfalls unter hellem Lachen:

„Da ich aber unglücklicher Weise und wider mein Verschulden kein Mädchen, sondern ein Mann und zwar keiner der schwächsten bin, was Ihr bei Gelegenheit noch erfahren werdet, so bitte ich Euch, da Ihr einmal mein Geliebter nicht sein könnt, mein getreuer Waffenbruder zu werden. Die Liebe, jene innige, freie Zuneigung verwandter Personen verschiedenen Geschlechtes, jene wundersame, überirdisch duftende Blume, die das Herz unserer schmachtenden Troubadours bezaubert, kann sich bei uns nicht entwickeln, weil ihr ein Grundelement mangelt. Wir beide, und Ihr insbesondere, sind kräftige, feste Naturen, es fehlt uns das Zarte, das Sanfte, das Liebliche, welches, im Vereine mit der Stärke, der Kraft die Liebe, jenes süßeste aller Bande bildet, wie die Minnesänger sagen, die magischeste, aber auch die beseligendste aller Gewalten. Ein ander Band, nicht weniger fest, als das der Liebe, möge uns verbinden, Chavannes, es ist dasjenige, welches uns unser Lebenlang stets in gleicher Richtung führt und sonder jeglicher Entfernung zu einer moralischen Person, da wir kein Paar sein können, macht. Seid mein Freund und Waffenbruder, Ajax des Tempels!"

„Junger Mann," entgegnete Chavannes ernst und fast

abstoßend, „um der Freund und Waffenbruder des Comthurs der Tempelherren, Odo von Chavannes, zu sein, muß man erst gezeigt haben, daß man dessen auch würdig ist. Waffenbrüder sind mir die Templer alle, was man aber so recht unter Waffenbruder versteht, der uns stets zur Seite ficht, der den Arm zum Angriff und zur eignen Vertheidigung sinken läßt und selbst den Tod erleidend, den Todesstreich vom Genossen abwendet, der seine Waffen, sein Roß, den letzten Bissen Brod und den letzten Trunk schlechten Wassers mit mir theilt; St. André, da muß man erst unter meinen Augen blutige Furchen in die Aecker gezogen haben, worauf die gottverfluchten Ungläubigen in so reicher Fülle wuchern; da muß man erst die Saat des Todes und Verderbens mit eiserner Hand unter die Verächter des Ordens geworfen und mit der Sichel des Todes die Häupter unserer Widersacher zu Boden gerissen haben. Wisset zu dem, Gaston von St. André, ich habe schon einen Waffenbruder. Während ich mich von schweren Wunden erholen mußte, kämpft er fort im heiligen Lande, er heißt Bernhard von Chateau-Rouge.“

Bei diesen Worten ergriff er den Becher und trank ihn, trotzdem er bis zum Rande gefüllt war, bis zur Nagelprobe und zwar in einem Zuge, der ihm nicht einmal Beschwerde zu verursachen schien, leer.

Gekränkt wandte sich Gaston von dem Comthur ab. Schon aber sah der kluge Beaujeu die Wolke auf der jugendheitern Stirne des neuen Genossen, darum nahm er seinen Becher und rief:

„Mein lieber Bruder St. André, laßt Euch die Worte des wackeren Comthurs nicht zu Herzen gehen, er ist der bravste Kerl von der Welt, nur kann er das Wort Kampf nicht vertragen, denn alsdann wallet sein Blut auf und

nimmt sein Gehirn ein, er verwünscht die Ruhe, zu der ihn seine Wunden hierher verbannten und sehnt sich nach Kampf und Krieg. Stoßet mit mir an, mein lieber Buder, es lebe Alles, was wir lieben!"

„Es lebe der Orden vom heiligen Tempel zu Zion und meine tapferen Genossen!" versetzte Gaston begeistert und suchte, als er bemerkte, daß Beaujeu seinen gewaltigen Becher mit derselben Leichtigkeit geleert hatte, wie Chavannes vorher, ein Gleiches zu thun, was ihm unter unsäglicher Anstrengung auch endlich gelang.

„Immer lustig, immer heiter," rief da Beaujeu, der sein stilles Wesen endlich aufgab, wodurch er den allgemeinsten Beifall erlangte. „Es lebe der Wein, es lebe der Kampf, vor Allem aber die Liebe! Veit Walter, Untermarschall des Tempels, nimm Deine Laute und singe uns ein Lied, Du wackerer Sänger. Nimm Dir den frommen Capellan Dominicus und seine Psalter nicht zum Vorbild, sondern singe uns ein Lied aus Deiner deutschen Heimath, wo die Bären einander guten Morgen wünschen, wo die Auerochsen aus ihren eignen Hörnern saufen und die Wölfe ihre Nester in den Backöfen aufschlagen, rüstig, Veit Walter, ein Lied!"

„Ein Lied, ein Lied, Veit Walter, ein Lied!" tönte es aus fünfzig Kehlen.

Veit Walter erhob sich; es war eine große markige Figur im schwarzen Wammse und braunen Mantel der dienenden Brüder, mit einem offenen, treuherzigen Gesichte, welches trotz eines langen schwarzen, um das ganze Gesicht gehenden Bartes eine ungemeine Gutmüthigkeit zur Schau trug. Seine Figur war die eines Auerochsen, welche mit dem sanften Blick seines Auges gewaltig contrastirte. Sein Benehmen war ein ungenirtes, freies, auch schien er bei den

Rittern offenbar in großer Achtung zu stehen. Er griff hinter seinen Sessel und brachte eine große, jedenfalls schon bereit gehaltene, Harfe hervor und sprach langsam, als ob er jedes Wort auf der Goldwage wiegen und reiflich überlegen müsse:

„Wenn es der Herr Großprior und die Herren Ritter wünschen, so thue ich es gern, das Singen ist mein Leben. Uebrigens ist es in Deutschland doch schöner, als wie in Frankreich und ich trinke unser Bier daheim ebenso gerne, als Eure feurigen Weine.“

„Das mag sein,“ erwiderte ein Templer in der Nähe des Großpriors; „es muß auch Leute geben, die gerne Bier trinken. Was mich übrigens anbelangt, so werde ich eher Muselmann, ehe ich noch einmal Bier koste. Als mir vor zwei Jahren eine Sendung zu dem Heermeister (Großprior) Sylvan Prozumisl auf dem Spielberg in Mähren oblag und ich mich gelüsten ließ, von dem köstlichen Tranke zu genießen, habe ich acht Tage lang eine solche Lache in meinem Magen gehabt, daß ich ebenso lange wegen meines aufgeschwollenen Leibes keine Rüstung tragen konnte.“

„Auch nicht in der Hand?“ fragte der Untermarschall und wollte sich vor Lachen ausschütten; „mährisches Bier ist noch lange nicht so gut als wie wir es in Thüringen und Franken haben. Uebrigens was nützt auch der Kuh Muskate. Passet auf, ich will Euch ein Liedlein vom Bier singen, ich habe es selbst gedichtet und in Musik gesetzt. Wer alsdann mir mit einem Loblied auf den Wein entgegentreten will, der mag es nur thun.“

Mit einigen raschen Griffen hatte Veit Walter, der Sänger, wie man ihn nur hieß, die Harfe gestimmt und sang mit einer vollen, kräftigen Baßstimme, die in den Hallen

des Refectoriums ihre ganze Stärke entwickelte, folgendes Liedchen, das er kunstgerecht mit der Harfe begleitete:

Ueber des Bechers geschweiftem Rande
Brauset des Bieres schäumender Gischt;
Und des Herzens heißestes Sehnen
In dem gebräunten Getränke erlischt;
Durch die volle Brust
Mit wonniger Lust
Enteilt es in Adern und Fibern.

Ein gar edler König regieret
In dem Getränke mit eiserner Faust,
Füllet das Herz mit Kampfesbegierde,
Hitzet das Hirn bis es siedet und braust.
Man springt auf das Pferd,
Gezückt ist das Schwert,
Bald tobet der Ritter im wilden Kampfe.

Mit dem Könige innig verbunden,
Herrscht die Gemahlin mit Milde und Lust;
Auf einen Wink mit dem rosigen Finger,
Regen sich Lieb und Gesang in der Brust,
Treiben das Herz
Stets himmelwärts,
Ueber den Wolken wohnt Seligkeit.

Kennt Ihr den Namen des stolzen Königs?
Hopfen der Starke ist er genannt,
Seine süße Gemahlin Gerste
Thronet mit ihm im deutschen Land
Zu Aller Freud
Bis in Ewigkeit.
Hei, schäumendes Bier, du seist gepriesen!

„Brav gesungen, Veit Walter, Du trägst Deinen Beinamen Sänger nicht mit Unrecht,“ rief ein langer, blasser Ritter, dem man es auf der Stelle ansah, daß Trunk und andere Laster ihm mehr als Kampf und Kriegsstrapatzen Spuren auf seinem blassen, gefurchten Gesicht hinterlassen, obgleich er im Geruch eines unermüdlichen tapfern Kämpen stand. Es war Artus von Warwick, ein englischer Graf.

„Engländer können einen Gesang gar nicht beurtheilen,“ erwiderte Walter, wenig durch des Warwicks Beifall geschmeichelt, „da lobe ich mir doch die Provençalen, die singen selbst, daß unser einem, der doch auch versteht, was Singen heißt, das Herz im Leibe lacht. He, Gaston von St. André, theilt Ihr einmal Euere Meinung mit, Ihr seid eher competent, ein Urtheil über meinen Gesang abzugeben, seid Ihr doch dem Lande des Sanges entsprossen.“

„Veit Walter,“ versetzte St. André lächelnd, „seht Ihr denn den Wald vor lauter Bäumen nicht? Mich ruft Ihr speciell als Provençalen zum Kampfrichter auf und vergeßt, daß Ihr in der Provence lebt und fast unter lauter Provençalen sitzet. Mit Eurer Geographie muß es nicht weit her sein, sonst würdet Ihr Euch sicherlich einen solchen Mißgriff nicht erlaubt haben.“

„Wie redet Ihr doch närrisch, junger Mann,“ antwortete Veit halb in ärgerlicher, halb in väterlicher Weise. Glaubt Ihr denn, ich könnte ähnlich wie Eure stets müßigen Troubadours tagtäglich von einem Schlosse, einem Edelsitze zum andern eilen und immer auf der Straße liegen? Wenn ich meine Stimme einmal erhebe, so ist dies nach vollbrachter Arbeit im Saale bei den tapferen Rittern und daß der Untermarschall eines Großpriors oder Heermeisters, wie wir es in Deutschland nennen und was unstreitig auch viel pas-

fender lautet, als der mönchische Name Großprior, daß also der Untermarschall Etwas sehr viel zu thun hat, werdet Ihr mit der Zeit schon noch bemerken, falls ein Türke sich nicht die Freiheit nimmt, mit einem kräftigen Zuge seines krummen Säbels Euch Urtheilskraft und Kopf zugleich vor die Füße zu legen."

„Erzürnet Euch doch nicht, mein lieber Veit Walter," begütigte der junge Provençale; „war ich doch weit entfernt, Eure Gesangeskunst durch irgend einen Tadel zu beeinträchtigen. Im Gegentheil, ich muß gestehen, daß er sich und zwar *nicht* zu seinem Nachtheile von dem Minnesang unserer Troubadours unterscheidet. Die Tiefe und die Kraft Eures Basses, verbunden mit der Gewalt, mit welcher Ihr Eure Stimme zu beherrschen und ihre Töne und Weisen Euren Gefühlen unterthänig zu machen versteht, unterscheidet Euren Gesang wesentlich von den Klage-, Sehnsuchts- und Liebesliedern unserer Troubadours, die stets die Herzen ihrer Schönen in süßen, weichen und schmachtenden Ergießungen zu gewinnen suchen. Ich muß gestehen, Eure Art und Weise hat einen ganz besonderen Reiz für mich, mag nun die Neuheit oder der wirkliche Werth derselben daran schuld sein. Um ein gültiges Urtheil über Letzteres zu fällen, müßte ich mehr Kunstverständiger sein. Wenn Euch aber mein Dank genügt, mein braver Deutscher, so trifft Euch der herzlichst, noch selten vernahm mein Ohr solch heitere und scherzhafte Weisen." Bei diesen Worten erhob er sich und reichte dem ihm schräge gegenübersitzenden Untermarschall seine Hand, die dieser kräftig drückte.

„Mein junger Freund," hub der Deutsche ob dieser Aufmerksamkeit erfreut an, „unsere Stimme eignet sich aber noch viel mehr für Lieder ernsten Inhalts. Großprior und ehren-

werthe Herren Brüder, erlaubt Ihr, daß ich unserem jungen Bruder noch ein Lied vorsinge?“

„Ja wohl,“ lautete Beaujeus kräftig gesprochene Antwort.

„Erst einmal getrunken, wackere Kumpane!“ rief Chavannes, und hob seinen Becher. Es stießen Alle an, und tranken ihre großen Becher in einer fast fabelhaften Geschwindigkeit leer. Nur St. André machte eine Ausnahme, weshalb sich manches Hohnlächeln ob seiner Ungeschicklichkeit erhob.

„Mein junger Bruder,“ sprach der Untermarschall Walter, indem er einige präludirende Accorde auf der Harfe griff, „mit der Zunge kommt Ihr besser fort, als wie mit der Gurgel. Es scheint Ihr wißt noch nicht, daß templariter bibere und papaliter bibere ganz einerlei ist. Nun merket auf, ich will Euch das Lied vom Pilgrim singen.“

„So ist es recht, das ist mein Lieblingslied!“ rief Juan von Gomez, ein Spanier von hoher Figur und edlen Zügen und klatschte in die Hände. Veit Walter abe begann in weichen Molltönen:

Der Pilgrim.

Der Ritter legt ab sein Eisengewand,
Den festen Schild aus der starken Hand,
Der Helm verrostet im Ahnensaal,
Es träumt in der Scheide der breite Stahl,
Die Schärpe verwittert, die Lanze wird stumpf,
Nicht klirret der Sporen im Erker dumpf,
Es graset auf sonniger Weide der Rappe,
Es weinet im Schlosseshofe der Knappe.

O Ritter, geliebtester Herre mein,
Soll Lust und Freude zu Ende sein?
O Stolz der Thüringer Ritterschaft,
O Herz voll Muth, o Arm voll Kraft!

Nun sprengt nicht der Rapp' mehr voll wilder Begier,
Wenn die Lanzen splittern im edlen Turnier.
Es ruhet das Schwert auf dem Felsenschlosse,
Der Ritter steiget nie mehr zu Rosse.

Der Ritter schlägt um sich ein hären Gewand,
Sein Sinn geht in das heilige Land,
Der Ritter bedeckt sich mit breitem Hut,
Der nackte Fuß auf dem Steine ruht,
Der Ritter ergreifet den Pilgerstab
Und wallet den steilen Schloßberg hinab,
Auf immer verläßt er Liebe und Pflege,
Er schaut sich nicht um auf seinem Wege.

Nicht hab ich Rast noch Ruhe im Land,
Seit der Bruder fiel durch die Bruderhand,
Geschändet habe ich Schärpe und Schwert,
Ich bin nicht der edlen Ritter werth,
Stets winkt mir der Bruder mit blutigem Haupt,
Den ich im Zorne des Lebens beraubt,
Vielleicht daß ich endlich Frieden habe,
Wenn ich büßend bereue am heiligen Grabe.

Durch Syriens Steppen ein Pilgrim irrt,
Sein Bart ist lang, sein Haar verwirrt,
Er zieht sich am Stab über Berg und Thal,
Die Kniee wanken, das Auge ist fahl,
Bestaubt ist sein grauer Muschelhut,
Von den nackten Füßen rieselt das Blut.
Verschmachtend suchet im glühenden Sande
Der Pilgrim den Weg zum gelobten Lande.

Er denkt, wie er lechzt in des Durstes Qual,
An die kühle Saale im Heimaththal;
Ihm schimmert im weiten Sandesglühn
Der Heimath dunkeles Waldesgrün,

Er denkt an den schwellenden Ruhepfühl,
Er erlieget fast der Gedanken Gewühl,
Es winkt ihm der Bruder mit blutigem Haupte,
Den er in der Heimath des Lebens beraubte.

Doch weiter, stets weiter wallet sein Fuß,
Kein Vogel erfreut ihn mit herzlichem Gruß,
Kein Blümchen blickt ihn mit Lächeln an,
Es härmt sich der arme Pilgersmann,
Es krümmt sich der Rücken, das Haupt wird ihm schwer.
Kaum schleppt er den Leib durch das sandige Meer,
Und stets winkt der Bruder mit blutigem Haupte,
Den er in der Heimath des Lebens beraubte.

Der Hut verwittert, der Mantel zerstückt,
Der Pilgersmann ist bis zum Boden gebückt,
Der Gürtel zerreißet, es splittert der Stab,
Es fließt ihm der Schweiß auf den Boden herab,
Das Hirn erglüht ihm, das Auge wird roth,
Die Beine sie brechen in Todesnoth,
Und noch winkt der Bruder mit blutigem Haupte,
Den er in der Heimath des Lebens beraubte.

So langet endlich der Pilgrimsmann
Auf Händen und Füßen am Grabe an,
Die Jugend verschwunden, ein armer Greis,
Voll Blut und Wunden, voll kaltem Schweiß,
Der Arm, der Lanze und Schwert einst schwang,
Er schwanket an seiner Seite bang,
Der Blick flieht den Bruder mit blutigem Haupte,
Den er in der Heimath des Lebens beraubte.

Nun liegt er flehend am heiligen Grab,
Zur Seite liegt sein Pilgerstab,
Ein jeglich Glied ist ihm zerschellt,
Das Haupt ihm auf die Schulter fällt,

Die Beine sind ihm eingeknickt,
Die Füße blutig und zerstückt.
Winkt noch der Bruder mit blutigem Haupte,
Den ich in der Heimath des Lebens beraubte?

O Heiland, Heiland, blick auf mich,
O Bruder, Bruder, bitt für mich,
Herr Gott, lösch meines Herzens Brand,
Gieb Frieden mir im heiligen Land! —
Da segnet der Heiland vom Kreuze ihn,
Dem Pilgrim ist seine Sünde verziehn,
Jetzt küßt ihn der Bruder mit strahlendem Haupte,
Den er in der Heimath des Lebens beraubte.

Und Frieden erfasset den Pilgersmann,
Als ihn der Bruder zu küssen begann,
Der drückte ihn an sein stilles Herz,
Der Pilgrim vergisset Qual und Schmerz,
Sie heben sich, fliegen durch kühle Luft,
Die Seele erstarket in Aether und Duft.
Sie ruhen; — da ist beim Bruder in Frieden
Der Pilgrim am Ufer der Saale verschieden.

Als er geendigt und sich umschaute, gewahrte er in den Blicken der meisten die unverkennbarste Theilnahme, nur der Comthur Odo von Chavannes rief ärgerlich aus:

„Veit Walter, wie mögt Ihr denn das abgeschmackte Ding nur immer singen. Gottes Blut, Ihr hättet etwas Klügeres thun können, als solche Albernheiten zu dichten und zu singen. Wenn Ihr es in der Kirche mit den Glatzköpfen sänget, so ließe ich mirs meinetwegen noch gefallen, es aber in Nächten zu hören, die dem Zechen und der Fröhlichkeit gewidmet sind, beleidigt mich. Ihr wißt ja genug andere und schönere Lieder, so bleibet doch mit Eurem Gewinsel zu Hause.

Singet lieber Etwas von fröhlichen Mädchen und lustigen Frauen, welche die Tempelherren lieber sehen als Jemand anders; was nützt mir denn Euer Gegreine! Gebt die Harfe her, ich will einmal Etwas vortragen, daran nehmt ein Beispiel!“

Rasch that er einige kühne Griffe in die goldnen Saiten und sang mit einer tiefen, hohlklingenden Stimme unter dem lauten Gelächter der Ritter zu einer sehr ansprechenden Melodie, wie das Saitenspiel auswies, ein höchst unanständiges Lied.

„Seht Ihr, Brüder, so muß man singen, wenn der Templer trinkt!“ rief er und reichte dem Untermarschall die Harfe zurück.

„Es lebe der wackere Chavannes,“ rief der Großprior Wilhelm von Beaujeu; „in der Schlacht führt er Lanze und Schwert wie Keiner, beim Gelage aber ist er die Krone der Ritterschaft!“

„Es lebe der wackere Chavannes!“ rief der Kreis der Ritter.

Nur Gaston schwieg erröthend; er konnte es nicht über sein keusches Herz bringen, nachdem er über das schlüpfrige Lied entrüstet, dem Sänger desselben seinen Beifall und zwar in solch enthusiastischer Weise zu erkennen zu geben. Dem scharfsichtigen Beaujeu entging dies keineswegs, doch war er viel zu fein und zu politisch, um gleich am ersten Tage oder vielmehr in der ersten Nacht dem, wie er sah, ganz unschuldigen Provençalen, über seine schiefe Stellung im Orden die Augen zu öffnen. Auch glaubte er zuverlässig, eine längere Bekanntschaft mit seinen neuen Genossen werde ihm seine Scrupel schon heben. Darum wandte er sich zu Gaston:

„Mein junger Freund,“ flüsterte er diesem in das Ohr,

„es scheint, die Stimmung der Brüder gefällt Euch durchaus nicht, das leuchtet mir schon ein. Sehet, wie ich als Jüngling von Eurem Alter, oder vielleicht noch ein bis zwei Jahre jünger in den Orden trat, erging es mir grade so. Solch ein Wesen und solch einen Ton vermeinte ich am Allerwenigsten im Orden des heiligen Tempels zu Zion zu finden. Meine Seele betrübte sich bis zum Tod, eine unendliche Traurigkeit bedrückte mein jugendliches Herz und ich hätte Viel, ja Alles darum gegeben, so schleunig als nur möglich wieder aus dem mir so wenig zusagenden Ordensverbande zu kommen, nun und nimmermehr glaubte ich den Widerwillen überwinden zu können, den mir das den Ordensverboten so scheinbar schnurstracks entgegenlaufende Treiben der Templer einflößte. Mein Freund, so wird es nicht nur Euch und mir, sondern wohl jedem unserer Brüder gegangen sein. Merket aber auf, St. André, ich gelangte noch zu der Ansicht, daß ein solches Benehmen der Brüder, wo nicht zu empfehlen, doch sehr zu entschuldigen, ja sogar wirklich, wenn auch nicht geradezu, zu erlauben sein dürfte. Ihr werdet fragen: warum? ich lese dies an Euren erstaunten, ungläubigen Blicken, ich werde Euch antworten. Erlaubt mir zuerst die Frage: was ist der Zweck des Ordens des heiligen Tempels zu Zion? Nicht wahr, die Pilgrime sicher zu geleiten, sowie das heilige Land mit gewaffneter Hand zu schirmen und zu bewahren! Der Kampf gegen die Ungläubigen mit einem Worte ist unsere Pflicht. Beten und kasteien ist allerdings eine ganz gute Sache, uns nützt sie jedoch durchaus nichts zur Erlangung unseres Zweckes. Kasteien schwächt den Körper, unsere Kräfte aber erfordern eine gute Speise, einen Becher feurigen Weines; daß dies nöthig ist, werdet Ihr empfinden, wenn Ihr in den Sandwüsten

Aegyptens und unter der versengenden Sonne Syriens einen Kampf auf Leben und Tod führt. St. André, sehet, die Brüder, wie sie hier sind, stritten fast alle schon im heiligen Lande und befinden sich zu ihrer Erholung hier. Haben sie sich ausgeruht und geheilt, so wartet ihrer aufs Neue ein unversöhnlicher Feind. Darum drücket, wenn sie in heitrer Weinlaune bisweilen das Maaß überschreiten, welches der Orden, sowie auch der Ritteranstand erheischt, ein Auge zu und denket: dem Manne, welcher zu jeder Stunde sein Leben für eine fromme Sache zu opfern bereit ist und dessen Blut schon oft im fremden Lande empor zum Himmel rauchte; dem Manne kann man schon einmal eine Kleinigkeit nachsehen, wenn er im Kreise bewährter Freunde und Kampfgenossen dem Vergnügen einmal zu viel Raum giebt. Mein jugendlicher Freund, was hat denn der Tempelherr für Freude und Wonne auf der Welt, außer dem Gedanken, für die Religion zu streiten? Ich denke, die Worte des alten Marschalls vor wenig Stunden müssen Euch noch in den Ohren gellen. Den Werth der goldnen Freiheit, der Templer kennt ihn nicht, er ist der Sclave vieler anderer Sclaven, er kennt kein eignes Besitzthum, er ist arm; er darf niemals daran denken, ein geliebtes Weib sein eigen zu nennen und an seine volle Mannesbrust zu drücken, o, Gott bewahre, er ist sogar der eignen Familie entfremdet und ihren Banden entrissen. Hunger, Durst, Entsagung, Mühsale, gräßliche Gefangenschaft, Blut, Wunden und erbarmungsloser Tod: das ist das Leben, das ist das Schicksal des Tempelherren. Darum, mein junger Freund, gönnet ihnen die paar Tropfen Weines, gönnet sie ihnen, redet ihnen zu, mehr zu trinken, thut ihnen Bescheid, vor allen Dingen reizet aber die Tapferen nicht durch unüberlegte Worte. Bedenket, im Weine vergessen sie ihr

schreckliches Loos, der Wein, der Wein, nur der Wein allein läßt sie die Zukunft einigermaßen rosig erblicken, außerdem giebt ihr blos das Blut diese Farbe!"

St. André drückte dem Großprior bewegt die Hand. Dieser sah ein, daß seine Worte Feuer gefangen. Triumphirend suchte sein Auge Chavannes. „Er hat angebissen!" flüsterte sein Blick dem Comthur zu.

Gaston von St. André ließ sich aber von einem dienenden Bruder seinen Becher bis zum Rande füllen, stand dann auf und rief mit lauter Stimme:

„Meine lieben Brüder, es lebe der Stolz aller Ritterschaft, die Brüder des heiligen Tempels zu Zion!" und er trank seinen Becher mit einem Stolze und einer Raschheit leer, daß Odo von Chavannes mit Bewunderung ausrief:

„Wenn mein Freund Gaston von St. André nicht die Blüthe der Tempelherren wird, will ich ein blinder Maulwurf sein und meine Hand soll nie mehr etwas Anderes als eine Narrenpritsche schwingen. Darum also, wackere Templer, lasset Eure Humpen füllen:

„Es lebe unser junger Genosse St. André!"

„St. André hoch!" riefen die Templer und schlugen mit den geleerten Bechern auf die vielfach mit Wein befleckte Tischdecke, daß die eichene Platte darunter dröhnte.

Fort ging das Gelag; Mitternacht war schon vorüber, alle Gesichter glühten vor Freude, Lust und Wein, da griff endlich wieder Odo von Chavannes zur Harfe und sang unter dem rasenden Beifall der Gesellschaft ein obscönes Lied. Kaum hatte er jedoch die dritte Strophe begonnen, so öffnete sich, ohne daß es bei dem herrschenden großen Tumult Jemand bemerkte, die Thüre zum Refectorium und ein Ritter

im Templermantel trat ein. Es war dies eine imposante Erscheinung. Es war ein Greis von sechszig bis fünfundsechszig Jahren; ein eiserner Helm saß auf schneeweißen Locken, ein gleichfarbiger Bart fiel fast bis auf den Gürtel herab und verlieh ihm, einem Manne von fast sechs Fuß Höhe und entsprechender Stärke, ganz und gar in eine einfache, schwere Rüstung gekleidet, etwas ungemein Ehrwürdiges. Buschige, weiße Brauen verdeckten die Augen fast; aber trotz der Last der Jahre, welche die Schultern des Ritters bedrückte, brach ein intensives Feuer daraus hervor, von dem man unmöglich glauben konnte, es sei aus den blauen Greisen-Augen, von welcher Farbe sich dieselben bei näherer Betrachtung auswiesen, entsprungen. Auch die Züge des Gesichtes, verbunden mit der geraden, aufrechten und festen Haltung, contrastirten sehr mit dem gebleichten Haare. Die Züge, hager, verwittert, aber doch noch trotzig und auf frühere Schönheit deutend, waren unbeweglich wie bei einer Statue; die Gestalt des Ritters verrieth noch volle Manneskraft, die ganze Erscheinung manifestirte einen gewaltigen, zu fürchtenden Krieger. Aber auch Etwas lag wiederum in den Zügen des Greises, Etwas leuchtete wiederum aus den fast unsichtbaren Augen, welches mit seiner übrigen Erscheinung im Widerspruch stand. Auf den ersten Blick sah man und sagte man sich: dies ist ein Fanatiker, ein mit sich selbst zufriedener Frömmler; ein stolzer Mann, der mit Verachtung auf alle herabsieht, die ihm nicht gleichen. Eine fingerbreite, über Wange und Stirne laufende und unter dem Helme bis auf den Schädel sich ausdehnende Narbe, deren Weiße seltsam gegen die Bronzefarbe seines Gesichtes abstach, sowie die kriegerische Würde, die ihn umschwebte, gaben deutlich kund, daß der Templer im Kriege ergraut. Als er eingetreten, kreuzte

er die Hände vor der Brust und sah dem Treiben seiner Ordensmitglieder mit unverwandtem Auge zu. Eine tiefe Entrüstung lagerte sich auf seinem Gesichte; die Bronzefarbe machte einer Zornesröthe Platz, die Finger zitterten ihm in den starken Handschuhen, eine fieberhafte Erregung durchzuckte den ganzen Körper.

Endlich war Chavannes Lied zum Schlusse gediehen. Alles applaudirte, lachte und trank. Frivole Scherze durchbrachen die Luft, wenig christliche Toaste wurden ausgebracht, im Gegentheil ließ einer ein hübsches Mädchen aus der Stadt, ein anderer eine junge Wittfrau, ein dritter wieder ein anderes weibliches Wesen leben, fast ein jeder, mit Ausnahme des Großpriors, brachte seine Huldigung einer Person des anderen Geschlechtes dar und Gaston schien jetzt gar nichts Ungeeignetes mehr darin zu erblicken.

Mit einem bittern Lächeln schüttelte der Templergreis das Haupt, wehmuthsvoll schlug er sein blaues Auge zum Himmel auf, gleichsam um seine Unschuld an solch sündhaftem Treiben zu betheuern. Er verhielt sich aber nicht lange in seiner Passivität. Mit starken Schritten eilte er aus dem Hintergrunde, stellte sich dem Großprior von Beaujeu gegenüber, kreuzte seine Arme von Neuem und warf durchbohrende Blicke auf diesen und die ganze Versammlung.

„Der Comthur Hans von der Steinach!" murmelten Viele erschrocken.

„Der deutsche Hund wird doch kein Visitator sein!" stöhnte Odo von Chavannes, „das gäbe eine schöne Bescheerung!"

Ehe noch der Großprior und die übrigen Templer sich von ihrem Erstaunen erholen und den Gast, denn ein Gast war er, willkommen heißen konnten, erhob dieser seine Stimme

und rief mit dem Tone des Propheten, während Alles im Gefühle der Schuld schwieg und nur Gaston von St. André das Gebahren des Fremden sich nicht erklären konnte:

„Wehe, wehe, wie tief bist Du gesunken, Orden des heiligen Tempels zu Zion! Anstatt die leuchtende Perle, der kostbare Edelstein der Welt zu sein, bist Du nichts als ein übertünchtes Grab. Von Außen glänzest Du wie ein buntbemaltes, kostbares Wappenschild, eine Zierde zur Zeit des Friedens, im Kriege eine feste Wehr, dahinter das Herz ruhig und ohne Sorgen schlägt. Aber, o mein Gott! wie sieht Dein Inneres aus. Ein leichter Schlag mit dem gekrümmten Finger und das Schild zerspringt und das Wappen wird ein Häuflein bunter Farben, Niemand kennt es, Niemand versteht es, Niemand braucht es. Man wird es dahin kehren, wo Schutt, Kehricht und anderer Unrath liegt.“

„Nun ist es mir kein Hehl, wie Schuppen fällt es mir von den Augen und meine arme Seele sieht klar, warum Gott und unsere liebe Frau den Orden verlassen und mit so schwerer Strafe heimsuchen. O Du heiliger Hugo von Payens, Gottfried von St. Omer und Andreas von Montbar mit Euren vier gottseligen Genossen, wendet Eure ob des Unglücks des Ordens thränenschweren Augen ab, und Ihr tapfre und fromme Tempelherren, die Ihr nach langem, blutigem Kampfe, nach beschwerlichem, aber frommem Leben ruhet in dem kühlen Kämmerlein, wendet Euch nicht entsetzt um ob der unerhörten Frevel, deren sich Eure Brüder jetzo schuldig machen! Gott, mein Gott, ist solch ein sündenhaftes Leben je gesehen worden, je gesehen worden an einem ehrenhaften Ritter. Wahrlich, der Name eines christlichen Ordensritters ist eine Beleidigung und das Wort Templer eine Schmach! Wehe, wehe Euch, wenn der Ordensvisitator

kommt, sündhafte Brüder; in den tiefsten Thurm werdet Ihr sämmtlich geworfen, Euer unheiliges Auge wird den goldnen Strahl der Sonne nimmer sehen, Heulen und Zähneklappern ist Euer Loos. Wie sollte es aber auch anders sein, darum trifft uns unser trauriges, thränenwerthes Schicksal so verdienter Maßen, wehe, wehe Euch verdorbene Brüder eines sonst heiligen Ordens!

Wie heißt das letzte Capitel unserer vom heiligen Vater, dem Nachfolger Christi, eingesetzten Regeln? Ut omnium mulierum fugiantur oscula, Ihr sollt die Küsse von Frauenzimmern meiden! Nichtswürdige, was begegnet mir, da ich kaum in Euer verruchtes Haus getreten! Ich gehe durch einen Corridor, ich öffne eine Thüre, die Stube scheint mir bewohnt zu sein, denn an einen Knappen, der mich alten Ritter führen sollte, ist nicht zu denken, wer weiß, wo diese Kerle in den Straßen der Stadt herum ludern! Wer befindet sich in dem Zimmer? O Du heiliger Gott, warum ließest Du mich armen Mann, der in Ehren alt und grau wurde, nicht auf der Stelle sterben! Gott, mein Gott, sind meine Sünden denn so groß und zahlreich, um mich eine solche Schmach erleben zu lassen! Ich öffne also die Thüre und — mein Mund erstarrt ob solchen Frevels — eine Schaar schön gekleideter, frecher Buhldirnen stürmt mir lachend und schäkernd entgegen, sie umarmen mich, sie küssen mich, der ich vor Schreck fast zur Bildsäule wurde, sie nennen mich ihr Väterchen. Endlich erhole ich mich von meinem Entsetzen, ich werfe die eine rechts, die andere links zu Boden, ich schlage die eine mit geballter Faust vor das Gesicht und reiße die andere mit den Haaren von mir. Ich stürme zur Thüre hinaus, wie ein Verfluchter und schüttele den Staub von meinen Füßen. Vor Schaam wäre ich gerne in die

Erde gesunken. Noch beruhigte mich ein Gedanke: ich habe mich geirrt, ich bin nicht in einem Templerhause, sagte ich zu mir. Da führt mich mein Weg hierein."

„Und wen finde ich hier?" fuhr der erzürnte Alte mit ironischem Tone fort, „die armen Ritter vom heiligen Tempel zu Zion! Da sitzen sie, gekleidet in Sammt und Seide und doch sagt die Regel im zwanzigsten Abschnitt de qualitate et modo vestimenti: Eure Gewänder sollen nur von Linnen sein und Wolle. Und wie sagt der dreiundzwanzigste: Decrevimus communi Concilio ut nullus frater remanens per hyemem pelles, aut pelliceam vel aliquid tale, quod ad usum corporis pertineat, etiamque coopertorium, nisi agnorum vel arietum habeat. Wißt Ihr, Frevler, was das bedeutet? Es ist Euch erlaubt, Euch im Winter der strengen Kälte halber mit dem Felle vom Lamme und Widder zu schützen. Was thut Ihr aber, Ihr Gottlosen? Aus lauter Eitelkeit und Prunksucht schmückt Ihr Eure kostbaren Gewänder mit dem Felle des Hermelins und Panthers. Volumus, sagt das siebenunddreißigste Capitel, ut omnino aurum vel argentum, quae sunt divitiae peculiares in fraenis aut pectoralibus, nec calcaribus, vel in strenis unquam appareat, nec alicui Fratri remanenti emere liceat. Der Tempelherr soll weder Gold noch Silber, welches sind schnöde Reichthümer, an seinem Zaume, noch an seinem Brustharnische, noch an den Sporen haben, Ihr aber traget Sporen ganz und gar von Gold und Eure Rüstungen, Euer Reitzeug und sogar Eure Waffen funkeln von edlen Metallen, wie nicht bei einem ungläubigen Emir. Heiliger Gott im Himmel, welche Regel soll ich nicht hernennen, gegen welche Ihr nicht gesündigt! Nach dem Abendgottesdienste ist das Sprechen verboten, sagt eine andere. Dies ist, glaube

ich, die einzige, der Ihr nachkommt, denn Ihr denkt wahrscheinlich gar nicht daran, einen Abendgottesdienst zu halten, an dem man die Sünden des Tages abbittet. Dreiundzwanzig Stunden Gottesdienst reichen des Tages über bei Euch nicht hin, um die Sünden einer einzigen Stunde zu tilgen. Capitel vierzehn sagt: Post prandium vero et coenam semper in Ecclesia, si prope est, vel si ita non est, in eodem loco, Summo Procuratori nostro, qui est Christus, gratias, ut decet, cum humiliato corde stricte praecipimus. Ihr, frevelhafte Brüder, bringt Eurem Herrn auf eine eigenthümliche Weise den Dank für die Gaben dar, die er an Euch wegwirft. Anstatt frommer Lieder vernimmt man freche Gesänge und Lästerreden. Wie Ihr die Gesetze in Bezug auf die Einfachheit der Speisen übertretet, das will ich gar nicht wissen, blutet doch mein Herz schon, wenn ich sehe, wie die enthaltsamen Ritter des heiligen Tempels den liederlichen Buben im Saufen ein Muster abgeben. Herr Gott, Deine Langmuth ist groß, warum fährt nicht Dein zündender Blitz aus heiterem Himmel und schmettert diese Nichtswürdigen in die glühendsten Essen des ewigen Fegefeuers! Doch ich schweige, die Zungen von tausend und aber tausend Männern sind nicht im Stande, Eure Sünde und Missethat alle zu nennen, Gott aber, der Alles straft, er, der Unerbittliche, Gerechte, er wird Eurer nicht vergessen!"

Erschöpft schwieg der Greis.

Als die Ritter, insbesondere aber Beaujeu und Chavannes, durch des deutschen Comthurs eigne Worte erfahren, er sei nicht als Ordensvisitator erschienen, athmeten sie wieder auf, denn nur ungern machten die einzelnen Tempelhäuser Bekanntschaft mit den Visitatoren, weil diese gemeiniglich sehr strenge, glaubensstarke Ritter waren und auch nie-

mals zum Scherze geschickt wurden. Beaujeu kam als dem höchsten Würdenträger zuerst die Verpflichtung zu, den Greis zu bewillkommnen; denn eine ausdrückliche Ordens-Regel (LXIII. Ut senes semper venerentur) bedingte dies. In halb unterwürfigem, halb stolzem Tone begann er daher, während die Templer begierig waren, wie ihr kluges Oberhaupt sie vertheidigen würde, Gaston von St. André vor lauter Erstaunen und Schreck gar keinen Gedanken fassen konnte:

„Ehrwürdiger Bruder von der Steinach, thut uns nicht allzu sehr Unrecht. Wir wissen zwar, daß wir allzumal Sünder sind, allein die meisten Eurer Vorwürfe sind unverdient und nicht eher will ich Euch einladen, Eure müden Glieder auf einem Sessel auszustrecken oder einen Trunk Wein nebst einem Bissen Brod zu nehmen, bis ich Euch, strenger Comthur, überzeugt habe. Dieses Haus, welches uns birgt, ist kein Haus des Lasters, sondern eines, das sich jedem anderen frommen mit Recht an die Seite stellen kann. Vor allen Dingen muß ich bitter beklagen, daß Ihr die fleißigen und ordentlichen, zum Waschen und zur Wartung kranker Brüder bestimmten Mädchen für Buhldirnen anseht. Wahrhaftig, dieser Vorwurf schmerzte mich am Meisten und trieb mir das Blut schamhaft in die Wangen. Gingen die Mädchen in ihren Ehrfurchtsbezeugungen zu weit und küßten sie Euch, frommer Vater, so ist dies allerdings nicht recht und den Ordensgesetzen zuwider; sie sind straffällig, aber bei Weitem nicht in dem Maaße, als Ihr anzunehmen beliebt. Denn wenn Ihr auch schwuret, kein Weib zu küssen, möchte ich bezweifeln, ob sie einen Eid in der Beziehung abgelegt haben, keinen Mann zu küssen. Daß dies bei Euch geschehen, ist lediglich Eurem ehrfurchtgebietenden Wesen zuzuschreiben, denn

daß dies nicht bei anderen Brüdern geschieht, dafür bürgt meine Stellung als Großprior der Provence. Darum tröstet Euch, ehrwürdiger Vater, und nehmt Platz in unserer Mitte, noch sind wir nicht so tief gesunken, um Eurer unwerth zu sein."

„Großprior, wisset Ihr nicht," entgegnete der Greis, „oder habet Ihr vergessen, daß der Orden untersagt, von Weibern sich Dienste erzeigen zu lassen?"

„Wohl kenne ich das Verbot, wenn aber die Zahl der dienenden Brüder nicht ausreicht, in der Stadt selbst aber nur Frauenzimmer an derartige Geschäfte gewöhnt sind, wie ich sie vorhin bezeichnete, so sah ich mich nothwendiger Weise gezwungen, weibliche Dienstleute auf kurze Zeit in Dienst zu nehmen. Eine gute Anzahl Paternoster wird uns von dieser unvermeidbaren Sünde reinigen. Sie aber, die Frauen, welche Euch die nöthige Ehrfurcht nicht bezeigten, werde ich unnachsichtlich mit Strafe belegen."

Als Beaujeu bemerkte, daß sich das finstere Gesicht des ascetischen Ritters allmählig etwas verzog, fuhr er in seiner gleisnerischen Rede fort:

„Ihr schaltet, ehrwürdiger Bruder, daß wir goldne Sporen, Rüstungen und Waffen von edlem Metalle trügen. Ich will das nicht gänzlich leugnen, führe ich doch selbst augenblicklich goldne Sporen. Allein ich gebe Euch zu bedenken, daß uns ein frommer Ritter in der Nähe von Marseille damit beschenkte. Sollen wir diese Sachen unbenutzt liegen lassen, mein lieber Comthur, oder nicht? Mein gesunder Sinn sagte mir letzteres, doch tragen wir diese Gegenstände meist nur im Hause und in der Dunkelheit. That ich Unrecht, so will ich es gerne bereuen und alle diese Geschenke sofort bei Seite legen lassen."

„Wenn Ihr aber annehmt, mein werther Ritter, und sprecht diesen Verdacht sogar aus, wir hielten keinen Abendgottesdienst und versäumten, uns nach der Abendmahlzeit zu bedanken, so muß uns dies bitter kränken, ein vergifteter Pfeil trifft er unser gläubig frommes Herz. Comthur Hans von der Steinach, gegen diesen Vorwurf vertheidige ich mich weder, noch lasse ich es bei einem andern meiner Ritter zu, ich bitte Euch aber, im Generalcapitel im gelobten Lande die Sache zur Sprache zu bringen, dort —“ rief er und sprang auf, und seine entrüsteten Augen, die Würde seiner Haltung, flößten dem Greise unwillkürlich Achtung ein — „dort ist der Ort, wo ich mich und mein Ordenshaus rechtfertigen werde. Was Euren Vorwurf anbelangt, daß wir im Hermelin- und Pantherpelz hier sitzen und einige Becher Wein trinken, so würde ich dies an Eurer Stelle nicht so hoch anschlagen, ehrwürdiger Freund und Bruder. Vernehmt, wir recipirten heute einen jungen, ehrenhaften, tüchtigen Bruder“ — hierbei wies er auf Gaston, der sich erhob und ehrfurchtsvoll und erröthend vor dem Greise verbeugte, welcher einen strengen, prüfenden Blick auf ihn warf, der aber sich zuletzt in theilnehmende Freundlichkeit verwandelte — „die Freude über eine solch werthvolle Acquisition für den Orden und der feurige Wein mögen unsere vielleicht Etwas zu fröhliche Stimmung entschuldigen, daß aber einer unserer Brüder und zwar jedenfalls im Rausche ein profanes Lied sang, dulde ich am Allerwenigsten, Euer uns so sehr willkommener Besuch, von der Steinach, hinderte mich, dem Vergehen die Strafe angedeihen zu lassen. Comthur von Chavannes, Ihr werdet Morgens bei Sonnenaufgang, Mittags und nach der Vesper je zehn Aves zur Sühne für Euren Leichtsinn beten!“

Chavannes schnitt bei diesen Worten solch ein zer-

knirschtes Gesicht, daß selbst seine Genossen nicht recht wußten, ob sein Benehmen Verstellung oder Ernst sei.

„Und nun noch einmal, ehrwürdige Bruder," wandte sich der Diplomat an den fast ganz versöhnten und zufrieden gestellten deutschen Comthur, seid noch einmal herzlich in unseren Hallen willkommen! Nehmt Euch das Vorgefallene nicht so sehr zu Herzen und bedenkt, daß die Hospitaliter sich noch ganz andere Freiheiten erlauben. Saget, warum verließet Ihr das heilige Land, führt Euch eine Mission hierher?"

„Wehe, wehe!" rief der Greis und ein unendlicher Schmerz prägte sich plötzlich in seinen eisernen Zügen aus. „Wehe, wehe, woran erinnert mich der Name Hospitaliter, was soll ich Euch sagen! Meine Brüder, o meine lieben Brüder, die Hand des Herrn ruht schwer auf uns." Sofort machte aber dieser Affect einem anderen Platz, eine grenzenlose Wuth folgte dem tiefen Schmerze, die blauen Augen funkelten im unnatürlichen Feuer, die Nasenflügel schwollen an, die hohe Gestalt des Alten richtete sich noch höher auf, eine rasche Bewegung des Hauptes ließ den schneeweißen Bart fliegen, hoch schwang er den Arm, ballte die Faust und rief mit einer Donnerstimme, die alle Gemüther bis ins Innerste erschütterte:

„Gott möge diese Hunde von Hospitalitern ewig verfluchen und verdammen, keine Sonne soll ihnen strahlen, kein Sternlein ihnen leuchten, kein Baum möge ihnen Schatten werfen, kein kühlender Wind ihre erhitzten Schläfe bestreichen, das Brod soll ihnen zu Stein, das Wasser, der Wein zu Gift werden, kein buntes Blümchen möge sie auf grünender Au mehr anlächeln, kein Vöglein seine Lieder ihrem Ohre anvertrauen, wo sie Liebe suchen, sollen sie Haß finden, und wo sie auf Dankbarkeit rechnen, angespieen wer-

den, ewiger Fluch sei ihr Loos! Ihr aber, meine geliebten Brüder, wo Ihr einen jener verruchten Rotte findet, tödtet ihn, stecht ihn nieder, haut ihn zusammen, durchbohrt, erwürgt, schlachtet ihn und wäre es selbst im Hause Gottes, vor seinem Altare! Wisset, ihre Rotten haben sich im gelobten Lande zusammengethan und alle unsere Brüder erschlagen, alle Tempelherren mit Ausnahme des Großmeisters, meiner Person und noch dreier Brüder fielen unter den Schwertern der Hospitaliter!"

Diese Schreckenskunde aus dem Munde des aufgeregten Greises versetzte Alle in eine wahrhafte Agonie, keine Bewegung, kein Laut machte sich bemerkbar. Plötzlich stürzte Odo von Chavannes vor, faßte den Greis bei der Brust und rief, das Antlitz todtenblaß, mit bebender Stimme:

„Steinach, saget, wurde Bernhard von Chateau-Rouge auch erschlagen?"

„Bernhard von Chateau-Rouge," murmelte der Greis wie in sich selbst hinein, „fiel an meiner Seite. Diese meine Rechte spaltete seinem Mörder das falsche Haupt."

Zerschmettert taumelte Chavannes wider die Wand, krampfhaft scharrten seine Nägel den Kalk auf, große Thränen rannen über sein schmerzensvolles Gesicht.

Weiß wie ein Gespenst erhob sich der Großprior Wilhelm von Beaujeu und fragte mit tonloser Stimme:

„So sind denn alle, alle sechshundert Templer gefallen, alle ohne Schwertstreich?"

„Was, ohne Schwertstreich" brüllte der alte Deutsche mit blitzenden Augen und schnob mit den Nüstern wie ein Hengst in der Schlacht. „Sechshundert Templer, die Blüthe aller Ritterschaft, liegen auf blutiger Wahlstatt, aber neunhundert Hospitaliter decken ihre Leichen. Ich erschlug mit

eigener Hand eilfe von den Hunden, Bertrand von St. Lô, der Ordensmarschall, dreiundzwanzig.

„Lebt St. Lô noch?“ fragte Beaujeu, begierig lauernd wie ein Löwe auf die Antilope.

„Freilich, Beaujeu! Welcher Ritter vermöchte unsern Marschall zu fällen! Wie ein Schnitter hieb er die Hospitaliter zu Boden und rettete den Großmeister mit eigner Hand vom Tode.“

Ein Freudenblitz entfuhr dem Auge des Großpriors bei diesen mit Stolz von dem Alten gesprochenen Worten. Höher schlugen dabei die Herzen der tapferen Ritter, Gaston von St. André lechzte nach Kampf.

Bleich wie ein Todter reckte da Chavannes die Hand zu einem feierlichen Schwur empor. Mit ruhiger, fast leiser, aber gräßlich entschiedener Stimme sprach er:

„Fluch und Verderben den Hospitalitern, wo mir einer über den Weg läuft, stirbt er durch meine Hand, Chateau-Rouge's und seiner Brüder Blut schreit nach Rache. Fluch und Verderben den Hospitalitern!“

„Fluch und Verderben den Hospitalitern!“ riefen, Gaston voran, sämmtliche Templer.

„Haltet ein,“ rief der Greis, „was sagt Ihr? Ein ausdrücklicher Befehl des Großmeisters Thomas Berard verbietet jeden Racheversuch auf eigene Faust und ich selbst that höchlichst Unrecht, Euch durch meinen Zorn aufzuregen. Wartet also die weiteren Weisungen des Ordensoberhauptes ab.“

Erschöpft sank er auf einen Sessel, den ein dienender Bruder neben den des Großpriors gerückt hatte. Man besorgte ihm bis auf Weiteres, da er verschmähte, seine schwere Rüstung abzulegen, einen kleinen Imbiß. Als derselbe aufgetragen wurde, enthelmte sich der Alte, und genoß den kal-

ten Wildpretsbraten nebst einem Becher Wein mit bekümmerter Miene. Als er geendigt, sprach er mit gen Himmel gewandten Blicken ein Paternoster und ein Ave, worauf sein Blick sämmtliche Anwesende musterte. Jegliche durch den Wein hervorgerufene Aufregung war entflohen, tiefer Ernst ob des Gehörten und lebhafte Spannung ob der weiteren Nachrichten des Greises lagerten sich in den kriegerischen Gesichtern der Tempelherren.

„Alle dienenden Brüder mit Ausnahme des Bannerers, des Koches, des Waffenschmiedes und des Untermarschalls mögen sich entfernen," sprach Beaujeu und die Bezeichneten gingen.

Inmitten der eben zum Zechgelage gedienten Gegenstände beabsichtigte Wilhelm von Beaujeu, sogleich Capitel zu halten. Mit erstauntem Blicke bemerkte dies der Gast und sprach:

„Großprior, wollt Ihr nicht erst die Becher und die anderen, zu sehr an irdische Vergnügen erinnernden Gefäße hinweg nehmen, dagegen aber die Capelläne zum Sprechen des Gebetes holen lassen?"

„Was da!" versetzte der Großprior rauh. „Es ist jetzt bei Gott! keine Zeit, uns mit eitlen Ceremonien aufzuhalten. Lasset Becher, Trinkhörner und was es auch sei, nur immer ruhig stehen, die Pfaffen sind beim politischen Capitel gänzlich überflüssig, ich habe es auch stets so gehalten, sie so oft ich einen in Bezug auf Ordensangelegenheiten wichtigen Convent hielt, wegzulassen. Comthur Hans von der Steinach, Ihr seid vom Großmeister Berard jedenfalls mit einem Auftrage an unsern Convent behelligt worden. Thuet also, was Euer Amt und Eure Pflicht erheischen!"

„Wenn ich mich nun aber weigere, in solch einem un-

gesetzmäßigen Convente mich des gewordenen Auftrages zu entledigen?" lautete die Antwort des halsstarrigen Alten.

„Es fällt mir nicht im Geringsten ein, Comthur von der Steinach," erwiderte ihm Beaujeu mit Ruhe, obgleich ein aufmerksamer Beobachter zur Genüge gewahren konnte, welche große Anstrengung es ihm kostete, seinen rasch auflodernden Zorn, welcher sich nur in dem Blitzen seiner grauen Augen aussprach, zu unterdrücken — „Es fällt mir nicht im Geringsten ein, mich durch Eure Scrupel über die Ordnungsmäßigkeit des Capitels in der Ausführung meines Willens beirren zu *lassen*. Ich frage Euch, wollt Ihr hier und zwar sofort den Euch vom Großmeister Thomas Berard gewordenen Auftrag dem Capitel übergeben?"

Steinach richtete sich stolz auf und versetzte ebenso entschieden: „Diese Versammlung hier ist kein Capitel und ich werde mich in derselben zu keinerlei Mittheilung verstehen!"

„So?" gegenredete Beaujeu, erhob sich gleichfalls von seinem Sessel, stellte sich mit Anstand und dem Bewußtsein seiner hohen Würde dem Comthur gegenüber, blickte an der großen Figur in die Höhe, erhob seine Rechte bis zu Jenes Brust und fuhr mit schneidender Stimme fort:

„Kraft meines Amtes als Großprior der Provence und mit Hinweis auf Euren Eid, stets dem Vorgesetzten zu gehorchen, befehle ich Euch hiermit, Comthur Hans von der Steinach, sofort und zwar hier den Vorgang zu dem Blutbade, sowie auch die Befehle unseres Großmeisters mitzutheilen!"

„Ich gehorche," antwortete der Comthur niedergeschlagen, „weil nach meinem bei der Reception geleisteten Schwur Euer Wille über meinen geht, nicht aber aus freiem Antriebe; zugleich protestire ich aber gegen dies vermeintliche Capitel."

„Protestirt soviel Ihr wollt, es ist doch kein Schreiber zugegen!“ rief Chavannes ungeduldig und lauerte auf die Rede des Deutschen.

„Beginnt!“ sprach der Großprior kurz.

„So vernehmet denn,“ hub Steinach finster an, „unser Großmeister hatte die Stadt Sidon und das Schloß Belfort von Julian von Sidon gekauft und auch in Besitz genommen. Nun glaubten aber die Hospitaliter von Alters her Ansprüche auf besagte Stadt zu haben und Hugo von Reval, ihr Großmeister, beschwerte sich über jene Besitzergreifung. Es gab vielfache Reibereien, doch entschied sich die Angelegenheit später zu unseren Gunsten. Wie man weiß, ist aber unser Großmeister Berard ein sehr stolzer Herr, ja man sagt ihm noch schlimmere Dinge über die von ihm vorgenommenen Receptionen nach, was ich jedoch unerörtert lassen will; er fühlte sich also von dem Benehmen der Hospitaliter gekränkt, er hielt die Ordensehre für beeinträchtigt und sann darauf, die Hospitaliter seinen Groll empfinden zu lassen. Eine Gelegenheit fand sich bald. Ein Ritter vermachte dem Orden des Hospitals seine sämmtlichen Besitzungen nebst einem Schlosse. Was that nun Berard? Er nahm, trotzdem er nicht einmal den leisesten Schatten von Recht darauf besaß, das ganze Erbe für unsern Orden in Besitz. Hugo von Reval ermahnte ihn, von seinem unrechtmäßigen Beginnen abzulassen, jedoch vergebens; da geschah es eines Morgens, daß eine große Schaar Hospitaliter, vollständig gerüstet und beritten, vor dem Schlosse erschien, das wir unrechtmäßiger Weise besetzt hatten, unsere Brüder erschlugen und wo sie einen Ritter mit weißem Mantel und rothem Kreuze erblickten, ihn tödteten. Ueberall griffen sie uns an, die Hauptschlacht aber wurde in Akkon geliefert, sie endigte mit unserer vollständigsten

Niederlage. Trotz unserer tapferen Gegenwehr gelangten wir nur fünf Ritter stark in die Pilgerburg. Dies ist die Erzählung des uns betroffenen Unglückes. Wenn auch unser Großmeister, sowie das Capitel, welches ihn zu seiner eigenmächtigen Handlungsweise autorisirte, großes Unrecht haben, so kann ich doch nicht umhin, den bittersten Tadel auf die Häupter der Hospitaliter zu werfen. Sie durften sich nicht selbst Recht verschaffen, sie durften uns nicht mit den Waffen in der Hand anfeinden. Wenn sie ja eine Entscheidung durch das Schwert wünschten, so konnten sie einige von uns zum Zweikampf auffordern, nie aber uns mit Uebermacht überfallen. Diese Unthat soll und muß gerächt werden. So geht es aber; Unrecht schlägt den eigenen Herrn. Hätte Berard, unser Großmeister, sich nicht muthwilliger Weise in die Gefahr begeben und sich in Besitz unrechtmäßigen Eigenthums gesetzt, fürwahr, solche Schmach und Schande hätte den Orden niemals getroffen. Das kommt aber davon, wenn man Beichte. Gebet und Buße versäumt, wenn man die Gesetze der Religion und des Ordens mit Füßen tritt ꝛc." fuhr der Greis sich scheu umsehend, mit flüsternder Stimme fort, „und den Heiland verleugnet und verhöhnt, wie man munkelt, daß Thomas Berard gethan habe, das kommt davon, wenn —"

„Schweigt!" rief Chavannes und verliert die edle Zeit nicht mit unnützem Gerede. „Was unser erhabener Großmeister thut, hat er, verstanden! er allein zu verantworten, Ihr aber und auch wir nicht zu kritisiren und zu tadeln. Thut, was Euch der Großprior befohlen. Eure Glossen und Räsonnements könnt Ihr Euch ersparen."

„Chavannes, Ihr seid vom selben Schlage, wie der Großmeister, Euch und Eurer Parthei und Euren Lehren ist der moralische Fall unseres sonst so herrlichen Ordens zuzu-

schreiben," antwortete Steinach und sein Antlitz, sowie der Ton seiner Stimme bekundeten eine tiefe Trauer. „Ich bin auch weit entfernt, Euch bessern zu wollen, Tadel ist gleicher Weise vergebens. Nur Schade, daß mit dem Laster so vieles Gute und Schöne untergehen wird. Doch Gott wird die Gerechten von den Ungerechten zu sondern wissen. So vernehmet denn meinen Auftrag bis zu Ende. Der Großmeister befahl mir, sofort zu Schiff zu gehen und sämmtliche Provinzen zu bereisen. Jede Großpriorei in Frankreich, Burgund, England, in der Provence und in Italien hat die Hälfte ihrer Brüder, die übrigen Provinzen soviel sie entbehren können und zwar sofort nach Palästina zu senden. Ihr habet mir einen Bruder und einige Knappen behufs meiner Weiterreise zur Erfüllung des Gebotes zu stellen. Dies ist, was ich Euch mitzutheilen habe, was hiermit geschehen sein soll. Richtet Euch darnach."

„Ihr leistetet Eurer Pflicht Genüge, alter Mann," antwortete Beaujeu von seinem Sessel aus in verbindlichem Tone, während düstere Wolken seine Stirne umschleierten, „wie es auch der Jüngste und Kräftigste nicht besser vermocht hätte. Aus dem heißen Schlachtgetümmel warft Ihr Euch in ein gebrechlich Schifflein und ohne Furcht vor dem Winde, diesem grausigen Admiral, und den grollenden Wogen, seinen unwiderstehlichen Galeeren, durcheiltet Ihr eine falsche, ungewisse See. Hans von der Steinach, Ihr habt Euch große Verdienste um den Orden erworben, mein Mund steht nicht an, dies auszusprechen. Aber was rede ich? Comthur, Ihr werdet nicht von Stahl und Eisen sein und gewiß der Ruhe bedürfen. Sprechet, ist es nicht so?"

„So ist es, Großprior," versetzte der Deutsche ziemlich wegwerfend. „Seit fünf Wochen kam ich nicht aus der Rüstung."

„Untermarschall, führe ihn in eines der zum Gebrauche für unseren Besuch aufbewahrten Gemächer. Euch aber, Comthur, wünsche ich von Herzen eine gute Nacht. Ruhet Euch aus, Eure Wünsche sollen, sobald Ihr Euch erholt habt, befolgt werden und Ihr Ritter und Knappen erhalten, soviel Ihr begehrt —“

Er wollte noch weiter reden, als der schon im Weggehen begriffene Comthur sich umwandte, auf Beaujeu zuschritt und sagte: „Darf ich mir einen Ritter aussuchen?“

„Ja wohl, falls wir denselbigen augenblicklich entbehren können, möget Ihr ihn mit Euch nehmen.“

Prüfend durchmusterte der Alte die Physiognomien der um die Tafel sitzenden Ritter. Sein Auge haftete eine Secunde auf Gaston und mit der Hand auf ihn deutend, sprach er:

„Großprior, dieser Bruder ist es, um den ich Euch bitte!“

„Ihr werdet wohl besser daran thun, Euch einen andern zu wählen, Comthur Hans von der Steinach, Gaston von St. André wurde erst diesen Abend recipirt und dürfte in die Gebräuche und Pflichten des Ordens zu wenig eingewöhnt sein, um Euch so nützlich wie ein anderer Bruder an der Seite stehen zu können.“

„So? Er wurde erst diesen Abend recipirt? Um so mehr wünsche und verlange ich ihn. Es wird mir und ihm von Nutzen sein, wenn er mich begleitet.“

„Wollt Ihr mit dem Comthur, St. André?“ fragte hierauf Beaujeu den jungen Ritter, welcher ob des Großpriors Geringschätzung zornesroth geworden war, indem er jeglichen von einem Templer zu erwartenden Dienst selbst zu leisten sich Kraft und Befähigung zutraute.

„Es wird mir diese Auszeichnung zu großer Ehre und nicht minderem Vergnügen gereichen. Die Gesellschaft eines so tapferen und berühmten Ritters kann von meiner Seite nie genug gewürdigt werden."

Ohne auf diese Schmeicheleien zu hören, versetzte der Alte:

„So haltet Euch bereit, morgen nach der Frühmesse mit mir aufzubrechen."

Sodann murmelte er Etwas, wie „Gute Nacht, Brüder" und folgte dem voranschreitenden Untermarschall. Da man ihn nicht ordensgemäß begrüßte, hielt er es auch nicht für nothwendig, sich an die Regeln zu binden.

Kaum hatte sich die Thüre hinter den beiden Weggehenden geschlossen, als sich der Großprior in seinem Sessel aufrichtete, einen klugen, bedeutungsvollen Blick über die Versammlung schoß und begann:

„Meine lieben Brüder, es scheint, wir sollen sobald noch nicht von einander gehen. Der Alte brachte schlimme Mähre; berathschlagen wir, was nun zu thun. Vor allen Dingen aber, St. André, würde es am besten sein, Ihr legtet Euch nieder, da Ihr einmal den Comthur morgen begleiten sollt und die Zeit schon hoch vorgerückt ist. Ihr, Koch, weiset ihm sein Schlafgemach an und suchet alsdann selbst das Lager."

St. André fand das Verlangen des Großpriors sehr rücksichtsvoll, empfahl sich mit verbindlichen Worten und folgte dem Koche.

„Der junge Mann durfte nicht hier bleiben," fuhr Beaujeu fort, „er möchte am Ende dem Alten Etwas beichten, was dieser nicht zu wissen braucht."

„Der Alte," versetzte Chavannes, „ist doch ein tüchtiger

Mann, obgleich ich ihn nicht leiden kann und sogar tödtlich hasse. Erzählt er, als ob es sich von selbst verstände, er habe seit fünf Wochen keine Rüstung abgelegt. Nun, ich schmeichle mir, doch auch gerade keiner von den Schwächlichsten zu sein und wenn ich schon jede Entbehrung ertragen möchte, so bedanke ich mich doch vor solch einem Vergnügen. Berücksichtigt man das hohe Alter des Comthurs, so ist man versucht, ihn für einen Halbgott zu halten. Wahrlich, wäre der Mensch nicht so fürchterlich auf Beten, Singen und Kasteien versessen, er wäre die erste Zierde des Ordens."

„Lasset das, Chavannes," sprach Beaujeu mit besorgtem Tone, „andere Pflichten liegen uns ob, als über Steinachs Persönlichkeit zu streiten. Also der Großmeister verlangt die Hälfte unserer Brüder, ich sehe ein, daß unter den von Steinach geschilderten Umständen diese Zahl eher zu gering als zu hoch gegriffen sein dürfte. Unsere Anzahl muß nach dem von den Hospitalitern geführten Streiche auf eine Höhe gebracht werden, um einestheils diesen zu imponiren, bei Gelegenheit die Scharte auswetzen zu können und sodann unserer Herrschaft im Oriente eine solide Basis zu geben, falls eine solche noch in der Absicht des Großmeisters und Generalconventes steht. Nur keine Halbheiten, meine Brüder, mit ihnen wird nie Etwas gewonnen, stets aber sehr Viel, bisweilen Alles verloren. Entweder wir müssen unsere besten Kräfte nach Palästina werfen, oder uns gänzlich zurückziehen. Das Allerbeste wäre unbedingt, man schickte alle Brüder aus sämmtlichen Provinzen, mit Ausnahme der sich im Kriege befindenden, nach dem heiligen Lande und ließ gerade nur so viel Ritter zurück, als nothdürftig zur Beaufsichtigung unseres Eigenthums erforderlich. In diesem Falle schlage ich

vor, den Comthur von der Steinach seines Auftrages, die verschiedenen Ordensprovinzen zu bereisen und die Hälfte ihrer Leute in Anspruch zu nehmen, zu entheben, sämmtliche disponible Brüder auf spezielles Verlangen, oder durch Vereinbarung mit den verschiedenen Ordensobern zusammenzubringen und schleunigst das heilige Land zu gewinnen. Dort können wir entweder den entscheidenden Schlag führen und unsere Oberherrschaft sichern, oder auch, wie es das Generalcapitel will, und dann mit allen Ehren, abziehen. Sind meine Brüder mit meiner Ansicht, die ich jetzt zum Vorschlag zu gestalten mir erlaube, einverstanden?"

„Ich nicht," sprach kopfschüttelnd Juan von Gomez. „Der specielle Befehl des Großmeisters ruft die Hälfte unserer Brüder und nicht mehr zum Kampf. Sein Wort muß geachtet werden. Was sollte sonst aus dem Orden und seiner Subordination werden?"

„Der Großmeister," entgegnete Beaujeu in entschiedener Weise, „steht unter dem Generalcapitel. Die drei oder vier noch im Oriente befindlichen Tempelherren sind aber kein Generalcapitel."

„Ihr aber auch nicht, Großprior von Beaujeu!" antwortete der Spanier Gomez ruhig.

„Ich werde meinen Schritt aber zu verantworten wissen, Gomez."

„Wo der Großmeister befiehlt, und hätte er zehnmal Unrecht, habt Ihr zu gehorchen, Beaujeu, und gar nichts zu verantworten."

„Das wird sich finden, Gomez, welcher Ansicht sind meine übrigen Brüder?"

Chavannes erhob sich.

„Meine lieben Brüder, ich theile die Ueberzeugung unse-

res Großpriors gleichfalls nicht. Bedenket, welche Mißgünstige und Feinde uns nicht nur in Europa, sondern überall mit scheelem Auge betrachten. Entblößen wir uns zu sehr von Streitkräften, so kann uns am Ende im Abendlande ein schlimmerer, herberer Schlag treffen, als schon in Palästina geschehen, oder er dort noch droht. Mein lieber Freund Beaujeu, Thomas Berard, der Großmeister, ist ein überaus feiner Kopf, er kennt die Stellung unseres Ordens zu Freund und Feind wie selten Jemand, darum wählten wir ihn auch zur höchsten Ordenswürde. Ich bin der Meinung, daß die wenigen Ritter unseres Ordens im gelobten Lande als Generalcapitel nicht betrachtet werden können, der Großmeister jedoch, besonders aber, wenn er Thomas Berard heißt und von jeher das Haupt unser Partei gewesen ist, muß gehört und sein Befehl genau befolgt werden. Also schlage ich vor, die Gebote des Großmeisters schleunigst zur Ausführung zu bringen."

Wieder blieb Beaujeu in Minorität. Kopfschüttelnd sprach er: „So wollen wir uns denn theilen. Zweiundfünfzig Ritter sind im hiesigen Ordenshause, davon gehen sechsundzwanzig unter meiner und Chavannes Leitung nach Palästina ab. Gomez bleibt hier und versieht das Großpriorat. Damit aber unsere Unterstützungen nicht vereinzelt und in diesem Falle minder werthvoll anlangen, werde ich Boten absenden, daß sich sämmtliche Templer mit uns zu Marseille einschiffen. Wenn eines Tages tausend Ritter des Tempels zu Akkon anlangen, so wird die Sonne unserem Orden schon auf einige Tage leuchten."

„Der Convent ist geschlossen. Gehabt Euch wohl, meine Brüder!" Nachdenklich ging er und zwar allein, wie dies sonst nie seine Gewohnheit war, hinweg. Auch die Brüder zerstreuten sich und legten sich nieder.

Mitternacht war schon längst vorbei, der junge Tag strebte mit aller Macht, die Nebel der Nacht zu Boden zu werfen, um die Strahlen der Frühlingssonne in völliger Reinheit ungehindert auf die grünen Gefilde der Provence gelangen zu lassen.

Drittes Capitel.

Nach kurzer Ruhe, als sich die Sonne kaum zu zeigen begann, erhob sich schon der Comthur Hans von der Steinach. Ein Knappe legte ihm die Rüstung an, den weißen Templermantel warf er selbst um. Der Greis verschmähte hartnäckigen Sinnes jede Bequemlichkeit, die er doch im Ordenshause in friedlicher Gegend seinen vorgerückten Jahren wohl gönnen konnte.

Er durcheilte, um Gaston von St. André, den ihm bestimmten Reisegefährten zu finden, fast sämmtliche Schlafzimmer und trieb die noch schlummernden Templer mit Scheltworten aus ihren Betten. St. André war schon wach und bei Steinachs Erscheinen vollständig angekleidet. „Deus vobiscum" rief der Comthur dem Ritter heiter zu, „es ist schön von Euch, daß Ihr nicht wie die andern Siebenschläfer mit dem Aufstehen wartet, bis die Sonne im Mittage steht. Bei Gott, Ihr gefallt mir. Sorget nur, daß wir schnell Rosse und Dienerschaft bekommen, ein weiter Weg steht uns bevor und die Angelegenheiten des Ordens dürfen keinen Verzug erleiden."

„Ich eile!" versetzte Gaston und verschwand.

„Dieser junge Mann ist doch wenigstens noch zuverlässig

und nicht schon von der zahlreichen Partei jenes Chavannes verdorben, wozu, vermuthe ich immer, der stolze Großprior auch gehört, wenn er sich auch noch so unschuldig stellt. Sittsam und zuvorkommend ist St. André, fromm und gewissenhaft in der Ausübung der Ordenspflichten wird er sich ja auch erweisen. Payens, mit Entzücken sollst Du dereinst auf ihn, als Deinen wahren Sohn, aus blauer Höhe herabsehen. Aber war nicht vielleicht jeder der Brüder bei seinem Antritte so, berechtigte nicht fast jeder zu den reichsten Hoffnungen? Freilich, freilich, wie wenige, wie gar wenige entsprachen ihnen aber. O, das Leben ist reich an Illusionen, aber arm an Wahrheit, Treue und Glauben."

Die Thüre öffnete sich, auf seinen Stab gebeugt erschien der ehemalige Marschall des Ordens, Bryan von Auterne.

„Gott mit Dir, Steinach!" rief er.

„Habet Dank, um Gotteswillen, bist Du es, Bryan, Freund, Bruder? Oder ist es Dein Geist, ein Gespenst, das mir ein böser Zauberer vorgaukelt?"

Scheu wich Steinach einige Schritte zurück, bis Bryan in ein schallendes Gelächter ausbrach.

„Junger Freund, Du sollst das Schwert des Ordens sein und fürchtest Dich vor Geistern?"

Da sprang Hans, der junge Freund, wie der Marschall ihn und er sich selbst nannte, weil Auterne, als Steinach in den Orden trat, schon in den vierziger Jahren stand, an die Brust Bryans und rief aus:

„Bryan, weder vor Riesen, noch Drachen, weder vor Hölle und Teufel fürchte ich mich, vor den Geistern der Verschiedenen muß man sich aber in Acht nehmen und hüten."

„Also hattest Du auch bange vor dem Geiste Deines einstigen besten Freundes?"

„Das nicht," versetzte der Comthur verlegen und suchte danach, das für ihn peinliche Gespräch abzubrechen. „Jedenfalls ist es mir so lieber, daß Dein Geist noch in seinem Futterale steckt, zum Sterben hast Du noch immer Zeit."

„Hans, ich glaube, der Tod hat mich übersehen und ich werde so alt als Methusalem. Doch nicht wahr Freund, Du bleibst einige Tage hier? Was machen unsere Brüder im Oriente?"

„Du weißt es nicht, geliebter Bruder," rief Steinach schmerzlich aus. „Erschlagen liegen sie alle durch die Schwerter der Hospitaliter und ich bin gekommen, frische Schaaren zu holen. Du siehst also, ich kann nicht bei Dir bleiben, ich muß fort."

Regungslos starrte Bryan bei diesen Worten vor sich hin; nur das leise Zucken seiner Mundwinkel verrieth, daß er keine Statue sei. Endlich stöhnte er:

„So hat sich denn die dunkle Wetterwolke entladen, die lange verderbenschwanger am Horizonte drohte, der Blitz traf den mächtigen Cederstamm unseres Ordens. Gott, mein Gott, warum mußtest Du gerade uns, Deine Söhne, treffen!"

„Weil sie böse, gottlos und verdorben sind, eine unreife Frucht, die vom Baume fällt und zertreten wird," rief Hans von der Steinach mit voller Mannesstimme. „Wahrlich, wenn die Hospitaliter nur einigermaßen besser wären, als wir, ich würde Gott laut für diese Züchtigung danken, so aber müssen wir uns an jenen Verruchten, die uns heimlich überfielen, rächen und darum entschuldigst Du mich, theurer Freund und Bruder, wenn ich Dich jetzo verlasse, die Pflicht gebietet mir, die zerstreuten Brüder zusammenzurufen. Lebe wohl, Bryan, der gütige Gott wird uns schon noch einmal zusammenführen. Wo nicht, so sehen wir uns jenseits wieder."

Der Comthur wies mit der Hand gen Himmel.

„Lebe wohl, Hans, mein junger Freund, ich sehe Dich zum letzten Mal, mir ist es aber stets, als ob Du eher zum ewigen Frieden eingingst, als wie ich, lebe wohl, Gott sei mit Dir und unsern Brüdern.“

Die beiden Greise umarmten sich und Steinach schied. Gedankenvoll sank Auterne in einen Sessel.

Während dessen ging es im Vorhofe des weiten Templerhauses laut zu. Der Großprior nebst dem Untermarschall Veit Walter beschäftigten sich damit, passende Dienerschaft und Pferde für die beiden Reisenden auszusuchen. Die Wahl wurde ihnen wirklich schwer. Eine große Anzahl dienender Brüder, sowie viele der schönsten und ausdauerndsten Rosse aus allen Gegenden, wo man deren zog, sowie kostbares Rüst- und Sattelzeug befanden sich trotz des strengen Gebotes, welches die äußerste Einfachheit in Waffen und Rüstwerk gewahrt wissen wollte, im Ordenshause. Vor allen Dingen mußte man dem neuen Bruder St. André einen Knappen aus der Zahl der Dienenden aussuchen. Auf den Vorschlag des Untermarschalls nahm man einen Landsmann von ihm, der ein Waffenschmied war und sich in jeder Beziehung als zuverlässig erwies. Er hieß eigentlich Heinrich Vieppach, man nannte ihn jedoch schlechtweg Heinz. Das offene, verständige Gesicht des jungen Mannes sagte Gaston zu und auch Heinz schien sich höchlichst zu freuen, aus dem engen Ordenshause einmal in die weite Welt ziehen zu können. Drei rüstige Knappen wurden ihm beigegeben.

Gerade als Steinach in den Vorhof trat, führte ein Dienender die beiden für die Tempelherren bestimmten Rosse vor. Es waren zwei glänzendschwarze, feuerschnaubende Hengste und einander so ähnlich, daß man Zwillinge zu

sehen vermeinte. Ihr Rüstzeug glänzte auf des Großpriors Geheiß, der auch die edlen Thiere selbst ausgesucht, von Gold und bunten Muscheln. Die Knappen bekamen zwar minder schöne, aber doch immerhin so werthvolle Pferde, daß sich ein Ritter nicht geschämt haben würde, sie zu reiten.

Als Hans von der Steinach die herrlich ausgerüsteten Pferde erblickte, umdüsterte sich der Blick seines Auges.

„Großprior von Beaujeu," sprach er unmuthsvoll, „lasset andere Rosse vorführen oder diese mit Reitzeug belegen, wie es heißt im siebenunddreißigsten Capitel de fraenis et calcaribus, daß das schnöde Metall Gold von jeglichem Rüstzeug entfernt sein soll."

„Comthur," antwortete Beaujeu lächelnd, der sich an der Ungehaltenheit St. André's ob der Befehle Steinachs ergötzte, indem der junge Templer gar zu gerne auf den herrlichen Thieren geritten wäre, „Comthur, was sollen die Hospitaliter von uns halten, wenn sie uns in armseliger Rüstung einher reiten sehen? Wisset Ihr, was sie denken, Comthur? Sie meinen und in ihren triumphirenden Blicken werdet Ihr es deutlich lesen können: die Templer mußten ihr Gold- und Silberzeug verpfänden und verkaufen, sie mußten ärmlich einhergehen, wie schachernde Juden, um sich Arme zu schaffen, damit sie sich von dem jüngst erlittenen Schlage erholen. Und diesen Streich führten wir, die Hospitaliter!"

Mit blitzendem Auge rief der Alte:

„Gut, es mag sein, wir reiten die Rappen, behängt sie meinetwegen noch mehr mit Prunk und Flitterwerk, der guten Absicht halber wird man uns diese Sünde schon verzeihen. Gebt aber meinem Knappen die festeste Lanze aus der Rüstkammer und Ihr, junger Freund, werdet auch gut thun, Euch mit starken Waffen zu versehen, denn, so wahr mir

Gott helfe, stößt mir ein Hospitaliter auf und verzieht auch nur eine Miene, sei es nun aus Hohn, sei es aus Bedauern, ha, Beauséant, ich renne ihm die Lanze durch und durch!"

„Uebereilt Euch nicht, Comthur, lasset die Mäßigung Herr sein!" versetzte Beaujeu, jedoch in einem Tone, von dem man leicht abnehmen konnte, daß es kein Ernst war.

„Kehrt Euch nichts daran, wackerer Comthur," rief Chavannes aus einem Fenster, „haut vielmehr jeden Hospitaliter nieder, wo Ihr ihn nur seht. Man muß sie todtschlagen wie die tollen Hunde am Wege. Wer keine Treue ausübt, hat auch keine zu hoffen!"

Steinach sah den Rufenden zwar an, erwiderte ihm jedoch nichts. Beaujeu begann dagegen:

„Mein tapferer Bruder, verbietet Euch vielleicht ein Befehl des Großmeisters, uns die Richtung, sowie das Ziel Eurer Reise mitzutheilen?"

Neugierig horchte St. André, aus Bescheidenheit hatte er diese Frage unterlassen.

„Mein Weg führt mich nach Poitou, der Normandie, nach Paris, in die Champagne und nach Flandern, sowie nach England, später nach Deutschland und Italien."

„So," sprach Beaujeu und richtete einen stechenden Blick auf den Alten, „und bis wann glaubt Ihr Eure Mission vollendet zu haben?"

„Wie meint Ihr das?" antwortete der Comthur gedehnt.

„Bis wann habt Ihr alle Eure Aufträge besorgt, so daß Ihr in das heilige Land zurückkehrt, wenn anders dies Eure Absicht ist?"

„Was kann Euch dies interessiren?"

„Als ein hoher Würdenträger möchte ich gern wissen,

bis zu welcher Zeit unsere Brüder in Palästina eingetroffen sein werden. Wenn Ihr allein sämmtliche Commenden bereisen wollet und eiltet auch mit der Schnelligkeit eines Vogels, so bedürft Ihr mehrere Monate, die gerufenen Ritter jedoch werden nicht vor Jahresfrist an dem Orte ihrer Bestimmung eintreffen können. Bis dahin aber hat unser Orden auch den letzten Fußbreit Landes verloren."

„Das ist schon wahr, ich kann es jedoch mit dem besten Willen nicht ändern."

„Ihr nicht, wohl aber ich!"

„Wie so, Großprior?"

„Nicht wahr, der Großmeister Berard sandte Euch in das Abendland zurück, um Hülfe zu holen, weil Ihr ein zuverlässiger Mann seid?"

„So ist es."

„Nicht wahr, jeder andere zuverlässige Bruder hätte diesen Auftrag ebenso gewissenhaft besorgt, als wie Ihr?"

„Alle Brüder sind in der Ausführung von Ordens-Befehlen gewissenhaft, gewissenhafter als in der Befolgung der kirchlichen Gebote. Ein jeder Templer hätte meinen Auftrag ebenso gut besorgt, als wie ich."

„Ihr seht also, daß Eure Sendung gar nicht darunter leidet, wenn Ihr in die Provinzen Spanien, Poitou und die Bretagne geht, ich aber andere Brüder mit gleichem Befehle sofort nach Paris, in die Normandie, nach England, Deutschland, Böhmen, nach Italien und wohin es sei, sende. Auf diese Weise können in wenigen Monaten tausend Templer im Hafen von Marseille nach Palästina eingeschifft werden, wo wir alsdann kräftig die Offensive zu ergreifen im Stande sein werden."

„Ihr habt Recht, Großprior. Im Grunde genommen

schickt der Großmeister nicht den Comthur Hans von der Steinach, sondern einen Tempelherren. Welchen? bleibt sich am Ende ganz gleich, wenn nur der Zweck schnell erreicht wird. Ich könnte vielleicht auch verunglücken und es ist daher besser, Ihr schickt Boten in alle Provinzen. Den Willen Berards, des Großmeisters, kennet Ihr?"

„Zur Genüge."

„Nun ist es aber Zeit zum Aufbrechen."

„Halt, so schnell geht es nicht. Kein Bruder verläßt das Haus, ohne sich durch einen Imbiß erquickt zu haben, Ihr also auch nicht."

„Der Dienst des Ordens geht vor."

„Das Essen gehört auch zum Dienste. Wer den Körper nicht gut hält und schont, kann auch nicht verlangen, daß er Strapatzen und Mühseligkeiten aushält. Bosredon, gehe zum Koche und bestelle ein kräftiges Frühstück für drei Personen. Die zur Reise bestimmten Knappen können sich ihren Mundvorrath selbst holen."

Hierauf schritten der Großprior, Hans von der Steinach und St. André in ein auf Beaujeus vorherige Anordnung ziemlich ärmlich ausgestattetes Zimmer und nahmen ein Frühstück, bestehend aus Bärenschinken, Wildpret und marinirtem Fisch nebst ausgezeichnetem Bordeauxwein zu sich. Beaujeu hütete sich, den Alten in seine mit wahrhaft sybaritischem Luxus eingerichteten Gemächer zu führen. Wissend, daß dieselben mit der den Ordensmitgliedern anbefohlenen Armuth so sehr contrastirten, wollte er entweder dem Alten den Aerger eines solchen Anblicks sparen, oder er fürchtete dessen gegründete Vorwürfe.

Nachdem das Frühstück rasch beendigt, die beiden Reisenden den Großprior beauftragt, den Brüdern ihren Abschieds-

gruß zu übermachen, der Comthur ihm aber nochmals die schleunige Besorgung des Befehles in die verschiedenen Provinzen dringend anbefohlen, verließen Steinach und St. André, gefolgt von vier Knappen, die Burg und ritten über die Zugbrücke und durch die schönen, weiten Straßen Marseilles.

Von dem Nordthore der Stadt führte eine breite, schöne Straße nordwestlich: sie ging nach Avignon, des Papstes langjähriger Residenz.

Schweigend ritt Gaston an der Seite des Comthurs; es kam ihm als dem Jüngeren, eben Recipirten, nicht zu, vorerst ein Gespräch zu beginnen. Die Knappen hingegen, welche ungefähr vier bis fünf Schritte hinter ihnen und zwar die Straße breit neben einander ritten, kehrten sich sehr wenig um das Schweigen ihrer Vorgesetzten. Heinz, der das Wort führte, hatte ein dankbares Publicum, denn es wollte sich vor Lachen ausschütten. Auch das öftere Zurückblicken Steinachs, sowie sein ernstes, tadelndes Aussehen kümmerte sie nicht im Geringsten, so daß man ihnen sofort anmerkte, ihre Schule sei nicht die strengste gewesen.

„Das nichtsnutzige Volk," begann der Comthur zuletzt, unwillig den Kopf schüttelnd, „lacht es doch und schreit wie ein Haufe Elstern auf einer Erle am Bachessaume. Nichts ist unausstehlicher, als wenn der Mann seine Würde aufgiebt, den Verstand vergißt und nur die Zunge walten läßt. Stehet nicht in der heiligen Schrift: Leben und Tod sind in der Zunge Gewalt? Die Thörichten aber, aufgewachsen unter der leichten Zucht Wilhelm Beaujeu's und seiner Vorgänger, sie kennen dies nicht, sie wissen nicht einmal, daß die Schrift an einer andern Stelle sagt: Mit vielen Worten entgehst Du nicht der Sünde. Es ist daher freilich kein Wunder, wenn es stündlich rückwärts und immer rückwärts mit unserem

Orden geht. Gott im Himmel, wie mögen erst die Herren beschaffen sein, wenn sich die Diener derartig aufführen! Ich möchte wissen, ob das Volk ebenso eifrig zur Vesper geht, seine Primen, Terzen, Sexten betet, seine Mittagsandacht hält und seine Paternosters und Aves schnattert. — Schweigt, Knappen, oder ich lasse Euch auf der nächsten Commende einsperren, wo Euch weder Sonne noch Mond bescheint."

„Tapferer Bruder," nahm St. André das Wort, als die Knappen plötzlich schwiegen und den Comthur heimlich belächelten, „lasset ihnen ihr Vergnügen. Bedenket doch, wie lange sie in einem verschlossenen, dumpfen Hause inmitten einer großen Stadt und ferne von der freien Natur gelebt; gönnet ihnen die Wonne, sich einmal recht frei und fröhlich in der himmlischen Frühlingsluft bewegen und austoben zu dürfen, leget ihren Gemüthern keine beschwerenden Fesseln an; lasset sie die strengen Worte ihrer schweren Verpflichtungen vergessen und unter Menschen einmal Menschen sein, der Dienende, glaubt es mir, wird dadurch nie schlechter werden. Ihr aber, mein ehrwürdiger Bruder, wendet Eure Gedanken von der jüngst erlebten Unglücksscene ab, schüttelt die Bekümmerniß verursachenden Befürchtungen von Eurem Herzen, richtet Eure müden Augen einmal auf die wundervolle Natur und labt Euch an den herrlichen Werken der Schöpfung. Sehet das dunkle Grün der Olivenbäume, wie es sich in üppiger Fülle brüstet und ordentlich geringschätzig auf jene kleinen Akazien niederblickt! Gewahret Ihr zwischen unsern Pferden nicht den großen, goldglänzenden Laufkäfer, wie er eifrig seinen Weg macht? Was ist wohl sein Streben? Ich glaube, er hat keine anderen Sorgen, als sich ein recht gutes Mittagsbrod zu erjagen, sehet nur," sprach er, sein Pferd anhaltend und dem kleinen Thierchen zuschauend, welchem

Beispiele unwillkürlich der Comthur folgte, „sehet nur, wie es sich abmüht, aus dem Schatten unserer Rosse zu kommen in den Schein der goldigen Sonne, welche nicht verschmäht, auch diesem kleinen Thierchen einige ihrer gütigen Strahlen zu widmen. Ahnet Ihr, was der kleine Schnellläufer denkt? Wenn ich dort auf jene grüne Wiese komme, so verzehre ich ein paar saftige Würzelchen; ein recht feines, zartes hebe ich aber auf und nehme es meinem kleinen Weibchen mit."

Weiter reitend fuhr er fort und sowohl der Comthur, als auch die Knappen lauschten seinen Worten:

„Sehet Ihr die beiden Finken, ein Männchen und ein Weibchen, auf jenem großen Apfelbaume dicht unter dem Gipfel sitzen? Gucket nur einmal, wie emsig sie sich mit einander unterhalten, wie sie nicken und mit dem Köpfchen schütteln, ich möchte wetten, Comthur, sie besprechen sich, wohin sie ihr Nestchen bauen wollen. Der Hahn, der muntere Geselle, möchte es ganz auf dem obersten Ende haben, damit ihm des Morgens die Sonne gleich in das Gesicht scheint und ihn weckt, auf daß er gleich seinen Gesang mit dem frühsten Morgen beginnen kann. Sehet aber nur einmal, wie sich das Weibchen dagegen wehrt, es schüttelt mit dem Köpfchen, stampft mit dem Beinchen und will die Wohnung ihrer Kleinen tiefer in den schützenden, dichten Aesten gebaut wissen. Betrachtet das kleine Ding nur einmal, wie es jetzt so wild thut, jetzt wieder ihr rothbrüstiges Ehemännchen voll Stolz und Liebe ansieht, und es mit bittenden Blicken zu bewegen sucht, o es ist reizend." —

„Ich merke gar nichts davon, daß sich die beiden um den Ort streiten, wohin sie ihr Nest bauen wollen," versetzte der Comthur gleichgültig, „was die Jugend nicht immer Alles sieht. Die Luft ist wohl warm und aromatisch, das

Grün der Bäume und Wiesen bezaubernd, die bunten Blumen entzücken wohl das Auge und der Gesang der zum Himmel aufsteigenden Lerchen ergötzt das Ohr. Aber, mein Sohn, Heidenblut riecht viel kräftiger als aller Duft, die niedergehauenen und fliehenden Feinde gefallen dem Auge viel besser als alle Blumen und Naturschönheiten, der Schlachtruf Beauséant, Beauséant, das Todesröcheln der Saracenen, ihre letzten Seufzer, sodann aber ein kräftiges Tedeum, der Klang der Aves und Paternoster, der Gesang der Psalmen und die kirchlichen Lieder in hohen Domen, das ist das Angenehmste, was ein menschliches Ohr auf dieser Welt vernimmt. Was geht mich auch alles Uebrige an. Die Finken werden nicht vom Nesterbauen sprechen, sie können ja auch gar nicht reden. Hunger werden sie haben, wie jener Laufkäfer. Ich wollte wir wären erst in Avignon."

„Also Avignon ist das erste Ziel unserer Reise?"

„Dort finden wir eine Commende unseres Ordens."

„Bleiben wir lange dorten?"

„Eine Nacht."

„Wo führt uns sodann der Weg hin?"

„Ueber Nimes und Rodez nach Cahors."

„In Cahors soll ein großes Ordenshaus sein."

„Jawohl, es ist eines der ältesten, welches dem Orden zufiel."

„Von dort kehren wir wohl wieder um?"

„Nein, mein Freund. Doch ich sehe selbst ein, es ist nöthig, daß Ihr meinen Auftrag kennt; es könnte mir ein Unglück zustoßen, welches mich zwänge, krank oder todt liegen zu bleiben —"

„O," unterbrach ihn der junge Mann, „ich würde nicht von Eurer Seite weichen."

„Das spricht dafür, daß Ihr ein recht gutes Herz, jedoch

sehr wenig Verstand habt. Ihr vermeint wohl, eines alten, hinfälligen Mitgliedes halber die Angelegenheiten des Ordens hintenansetzen zu dürfen? Junger Mann, junger Mann, was würdet Ihr wohl thun, wenn Euch ein Auftrag in Ordensangelegenheiten in den sicheren Tod führte?"

„Ich würde meiner Pflicht nachkommen und in den Tod gehen."

„Ihr seht also, daß, wenn Ihr Euer eignes Leben opfert, Ihr Euch um das Geschick eines Bruders, falls die Zeit drängt, nicht kümmern dürft, wenn die Interessen des Ordens Verzug erleiden."

„Das Herz wird mir bei solch einem Falle, der hoffentlich nicht eintreffen wird, bluten, doch ich werde gehorchen."

„So gefallt Ihr mir, es muß jeglich Gefühl im Templer ersterben, er muß ein frommer Ritter sein."

„Wenn ich meinen Nächsten aber hilflos am Wege liegen lasse, bin ich doch gewiß ein arger Sünder. Gedenket doch nur des barmherzigen Samariters. Unser Schloßcapellan erzählte mir oft davon, als ich noch klein war."

„Gehorsam ist die erste Tugend!" betonte der zähe Alte fest. „Doch Ihr wißt, weshalb wir reisen?"

„Wir suchen Ordenshäuser auf, welche weiß ich nicht, und bringen unseren Brüdern den Befehl, die Hälfte ihrer Anzahl mit den entsprechenden Knappen und Rossen behufs ihrer Einschiffung sofort nach Marseille zu senden."

„Ganz recht, mein Sohn. Merket nun auf, unser Weg geht, wie schon gesagt, über Avignon, Nimes, Rodez nach Cahors; von da nach Poitou, über Perigueux, Angoulême nach Niort, sodann in die Bretagne, nämlich nach Rochelle, Nantes, Vannes und Brest. Nun erinnert Euch aber gut, in Avignon, Cahors, Niort, Rochelle, Vannes, Nantes und

Brest sind große Präceptoreien unseres Ordens, welche aufgesucht werden müssen, die kleineren Commenden können durch jene von dem Beschlusse des Großmeisters in Kenntniß gesetzt werden. Passet auf, ich werde Euch die Reiselinie, sowie die Namen der Präceptoreien so lange wiederholen, bis Ihr sie genau und richtig behalten habt."

„Gebt Euch hier keine Mühe. Sagt sie mir lieber in Avignon noch einmal vor, dort werde ich sie aufschreiben."

„Was! Ihr könnt lesen und schreiben?" sprach Steinach mit unverkennbarem Erstaunen. „Ihr seid, meiner Treu, eine werthvolle Acquisition für den Orden. Obgleich unsere sämmtlichen Brüder, jeder einzelne allein, mit dem Teufel und seinen Heerschaaren, mit Zauberern und Hexenmeistern kämpfen würden, so kann doch kaum die Hälfte ihren Namen schreiben."

„Es wird so schlimm nicht sein, mein ehrwürdiger Bruder."

„Es thut gerade nichts, da habt Ihr recht, wozu wären denn sonst die Ordensschreiber da."

„Wenn ein Bruder nun aber einen Brief bekommt?"

„So muß er ihn, wie Capitel einundvierzig de legatione litterarum befiehlt, in Gegenwart des Meisters vorlesen oder ihn denselben eigens lesen lassen, falls er es nicht selbst kann. So lange ich bei dem Orden bin, über vierzig Jahre, hat aber noch kein Bruder einen Brief erhalten, denn niemals sah ich, daß dem Meister oder sonstigen Vorgesetzten einer vorgelegt wurde.

St. André belächelte den Glauben des Alten über die geringe Correspondenz der Ordensbrüder und ließ sich alsdann mit ihm noch ein Weiteres über die Natur der Sendung aus.

Die Knappen, Heinz an der Spitze, schienen während dessen das Gebot des Comthurs, welches sie zum Schweigen verdammte, längst vergessen zu haben. Sie lachten und schrien durch einander, daß sie, falls der Alte nicht zu tief in sein Gespräch versunken gewesen wäre, um sie zu hören, gewiß einen sehr strengen Verweis erhalten haben würden. Heinz hatte die Phantasien Gastons, seines Herrn, in Bezug auf das Finkenpärchen aufgefaßt und spannte auf eine Gelegenheit, um seine Weisheit gleichfalls leuchten zu lassen.

Endlich, nachdem er sich die Augen fast aus dem Kopfe gesehen, gewahrte er in einem breiten, ausgetrockneten Graben ein lustiges Volk von Sperlingen, deren Heimath die ganze Welt ist, soweit die Menschen wohnen. Ein Freudenblitz entfuhr seinem schalkhaften Auge, sofort nahm er jedoch eine ernste, würdevolle Miene und Haltung an, die mit seinem gewöhnlichen Wesen sehr contrastirte. In salbungsvollem Tone haranguirte er seine Genossen.

„Meine Freunde," begann er, „wenn Ihr, wie ich, die Sprache und das Gebahren der Vögel kenntet, so würdet Ihr auch die Unterhaltung jener Sperlinge, der Strolche und Tagediebe unter den befiederten Thieren, verstehen. Da dies jedoch nicht der Fall ist, will ich die Schuld nicht tragen, wenn Euch die kostbaren Gespräche jener Schlingel entgehen. Sehet Ihr am äußersten Ende jenen Kleinen mit dem krummen Schwanze und dem zerzausten Kopfe? Er scheint auch auf einem Beine etwas zu hinken; ach, Du lieber Gott, wie er wimmert und klagt! Dort läuft er auf eine alte kurzgeschürzte Spatzenfrau zu, das ist seine Mutter, denn sie blickt ihren hoffnungsvollen Sprößling plötzlich mit Schreck und höchstem Mitleid an."

„Ach Du lieber Herr Gott,“ ruft sie, „was ist Dir passirt, mein Söhnchen?“

„Ach, Mama,“ heult der Junge, „ich wollte unten am Bache gute Sämchen essen, welche hingestreut waren und gerieth in Leimruthen, die ich gar nicht gesehen. Kaum hing ich daran, so kam schon ein Bube hohnlachend gesprungen und riß mich herunter, daß mir Hören und Sehen verging. Meine halbe Kleidung blieb mir an den schmierigen Dingern hängen, nun kann mir der Vater nur gleich einen andern Rock kaufen.“

„Sei nur zufrieden, mein Söhnchen, zur Mauser kriegst Du einen neuen und auch ein schönes, schwarzes Käppchen, wie es der Vater trägt, sei nur wieder gut. Sage mir aber, mein Kleinod, wie bist Du denn dem ungezogenen Jungen wieder entschlüpft?“

„Er wollte mich in ein Tüchelchen stecken, fing es aber so täppisch an, daß er mich dauerte, aber ich riß doch aus.“

„He, Kameraden, seht Ihr dort den dicken, feisten Kerl, guckt nur, wie er auf die Frau zueilt, einen unbehülflichen Knix vor ihr macht und das Söhnlein wegen seines ungeordneten Anzugs tadelt. Ich möchte wetten, daß dies ein Pfaffe ist. Ei, wie er mit der Alten liebäugelt, wie er um sie herum schwänzelt, wie er schmeichelt und kratzfußt, ja, so machen es die Mönchsgesichter überall. Und wie ist die Frau freundlich! Meiner Seel, nun sag mir einer, was er will; die Weiber sind und bleiben die unbeständigsten, treulosesten Geschöpfe. Und Du dummer Junge, was stehst Du denn dort, reißest die Augen auf und gaffst. Ruf Deinen Alten und sag ihm, er sollte Deine Mutter auswammsen, dem Pfaffen will ich seine Liebäugelei nicht so übel nehmen, die machen es gerade so, wie die Tempelherren, wo sie Etwas

sehen, nehmen sie es mit. Aber jetzt paßt auf, dort kommt ein alter Kerl mit einem schwarzen Dickkopf angehüpft, ei, macht der boshafte Augen, wie er sich um die übrigen, sich unterhaltenden Collegen herum drängt, um nicht gesehen zu werden, wie er vor Bosheit mit dem Schnabel wetzt und den Sand mit den Füßen scharrt. Jetzt ist er da, die Verliebten sehen ihn in ihrer Freude gar nicht. Plauz, Pfaff, da hast du eins ins Genick, der erzürnte Ehemann übt das Hausrecht aus. Donnerwetter, wie er auf den ängstlichen Pfaffen losſticht und loshaut. Hältst Du ein, Missethäter, Gottloser, Du bringst ja den frommen Mann ums Leben und kommst in Acht und Bann, Du wirst für vogelfrei erklärt, wir Templer lassen Dich aber nicht zum Gottesdienste zu, denn Du hast ja kein Geld! Traktire lieber einmal Deine Frau mit einer kräftigen Prügelsuppe, so ist es recht, gerbe der alten Vettel ihr verliebtes Fell auch einmal durch, Du aber Pfaff, Du thust klug, daß Du Dich fortmachst. Heiliger Gott, ist der Dickkopf aber ein boshafter Kerl, er bringt sein Weib meiner Seel um! Dummer Junge, ruf doch um Hilfe. Doch nein, es geschieht ihr schon recht, übrigens geht uns die ganze Geschichte auch nichts an, die Weiber können nie Prügel genug kriegen.

Herr Gott aber, wo sind unsere Ritter! Bleiben wir Esel da bei den unnützen Spatzen stehen und gaffen, wie die Tagediebe von einer Brücke in den Fluß. Nun, wenn der Alte das wüßte, ich glaube, der prügelte uns noch mehr, wie der Spatz seine Frau."

Die Knappen setzten bei diesen Worten die Sporen ein und folgten ihren Rittern im Galopp. Obgleich sie aber beim Annähern den Schritt ihrer Rosse mäßigten, erkannte der Comthur doch, daß sie einen Aufenthalt im rascheren Laufe nachgeholt.

„Wo bliebet Ihr denn, faules Gesindel,“ redete er sie barsch an, „habt Ihr denn nichts als Muthwillen im Kopfe?“

„Ehrwürdiger Comthur,“ versetzte Heinz mit ebenso viel Unterwürfigkeit, als tiefer Entrüstung, „nur die Ordenspflichten sind es, welche wir im Auge haben, unsere Gedanken sind ferne von jeglichem Muthwillen. Meines Cameraden Sattelgurt war aufgegangen, diesen befestigten wir und weil es hernach an der Zeit war, so beteten wir die Terze und einige Aves.“

Steinach sah nach der Sonne, um sich zu überzeugen, ob die Stunde des Gebetes wirklich schon da sei. Es war so und obgleich er, als nicht im Hause gegenwärtig, sondern auf Reisen begriffen, von den religiösen Uebungen befreit gewesen wäre, so betete er doch rasch seine Terze mit halblauter Stimme und sagte noch einige Paternoster dazu her, jedenfalls weil er im Eifer des Gespräches die richtige Zeit verpaßt. Den Knappen aber rief er zu, sie möchten ein andermal das Reitzeug vor der Abreise untersuchen und in Zukunft die Gebete in seiner Gegenwart sprechen. In seinem religiösen Eifer bemerkte der gute Steinach gar nicht, daß sein Reisegefährte sich des Betens gänzlich enthalten, wie es die Ordensstatuten unter solchen Umständen auch erlaubten.

Weiter zog sich der Weg, immer weiter, höher stieg die Sonne, immer höher; die edlen Pferde lechzeten nach einem Tropfen frischen Wassers, nach einem Mund voll Gras, die Augen der Knappen spähten nach einer Herberge; auch Gaston klebte die Zunge am Gaumen. Endlich gewahrte man bei einer Biegung des Weges ein großes, weitläuftiges Gehöfte, welches Wohlstand und Reinlichkeit verrieth.

„Gehe einer von den Knappen in dies Haus und bitte bescheidentlich um einen Trunk Wasser für uns, die Pferde

mögen einstweilen ihren Hunger und Durst an dem frischen Grase des Rains und in dem vorbeifließenden Graben stillen. Heinz und noch einer mögen sie weiden lassen."

Hierauf stieg er leicht ab und die übrigen folgten seinem Beispiele. Gehorsam führten die beiden Knappen die Rosse an den Rain, wo sie füglich unter der Obhut eines einzigen ihre Bedürfnisse befriedigen konnten, der dritte Knappe aber ging in das Gehöfte, während sich die Ritter in dem Schatten einer großen Linde auf den grünen Rasen setzten. Anstatt bescheidentlich um einen Trunk Wassers zu bitten, wie ihm der Comthur geheißen, klirrte der Knappe mit dröhnenden Sporentritten auf dem steinernen Pflaster der Hausflur umher und pochte mit kräftigen Faustschlägen an mehrere Thüren. Sofort schaute aus der einen das Antlitz eines jungen, rüstigen Mannes heraus, sobald er aber die Tracht des Templers ansichtig wurde, drückte sich eine gewisse Furcht in seinen Zügen aus. Mit ängstlicher Stimme fragte er den Knappen nach seinem Begehren.

„Donnerwetter," fluchte dieser, „dummer Bauer, glaubst Du denn die Ritter vom heiligen Tempel zu Zion kehrten mit ihren dienenden Brüdern anders in Euren lumpigen Häusern ein, als wenn sie dazu gezwungen würden. Schnell, Kerl, schaffe Etwas zu essen und einige Becher guten Wein vor das Haus, denn ein tapferer Comthur und ein edler Ordensbruder schenken Dir die Ehre ihres Besuches, darum tische auf was Du hast oder —"

Eine Drohung mit geballter Faust ergänzte die Rede des Knappen. Rasch, als ob er die Faust der Templer schon öfters empfunden, kam der Hofbesitzer der Anforderung nach. Einige Mägde, die er herbeirief, trugen zwei Tische mit den entsprechenden Sesseln vor das Haus, woraus man schließen

konnte, daß ihm gar nichts daran lag, den hohen Besuch im Inneren des Hauses zu empfangen. Brod, Früchte, und einige schnell am Spieße gebratene Spanferkel nebst etlichen Krügen Wein folgten nach und Ritter und Knappen machten sich, den Dolch in der Faust, darüber her. Von den Fenstern aus blickten versteckt ängstliche Gesichter von Weibern und Kindern auf die gefürchteten Krieger des heiligen Tempels zu Zion.

Als man dem Mahle die nöthige Ehre erwiesen, schlug St. André vor, man möge, um in der jetzigen Mittagshitze die Pferde nicht zu übertreiben, noch eine Stunde der Ruhe pflegen. Hans von der Steinach, welcher einsah, daß man mit geruhten Pferden weiter komme als mit abgehetzten, erklärte sich damit einverstanden. Die Rosse wurden mit den Zügeln an Bäume gebunden, die beiden Ritter lehnten sich mit dem Rücken an den breiten Lindenstamm und die Knappen legten sich um sie her. Heinz hatte einige Krüge Wein und ein paar Becher mit unter die Linde genommen, so daß ihnen gar nichts zu fehlen schien.

„Ehrwürdiger Bruder," hub nach einer kurzen Pause, in welcher es sich jeder so bequem als möglich gemacht hatte, Gaston von St. André an. „Ihr sagtet mir, Ihr trüget das Kreuz der Templer schon an die vierzig Jahre."

„Ueber vierzig, mein Sohn, über vierzig," versetzte schmunzelnd der von einigen Bechern Wein etwas heiter gestimmte Greis „und noch glaube ich meinem Orden lange Jahre dienen zu können. Noch sind meine Muskeln elastisch, das Mark meiner Knochen frisch und gesund, mein Auge sieht noch klar und deutlich und Schwert und Lanze liegen fest und sicher in meiner Faust. Kein Feind gilt mir zu kühn und zu mächtig, ich und der Marschall Bertrand von St. Lô können so ziemlich allen Feinden die Spitze bieten. Doch ich

will schweigen, nur Knaben und Schwätzer rühmen sich ihrer Tüchtigkeit, der Mann läßt die Thaten reden. Ist es uns in der Zukunft vergönnt, einmal Mann an Mann kämpfen zu können, so werde ich mich Eurer Tapferkeit und Eures Muthes freuen, Ihr aber lernt von meiner Erfahrung und schätzet meine Ruhe."

„Ehrwürdiger Bruder, es wird der schönste Tag meines Lebens sein, an Eurer Seite unter dem Banner Beauséant zu kämpfen."

„Ja, mein Sohn, die Ehre ist groß, sehr groß, für das heilige Banner des Ordens zu kämpfen, größer aber, viel größer und beschwerlicher ist die Arbeit. Gegen zehn Feinde müßt Ihr zumeist streiten, ohne Aussicht auf Sieg und Triumph und stets den bleichen Tod vor Augen. Aber nur den Muth nie sinken lassen, der Muth ist die ausgezeichnetste Eigenschaft des Templers! Gott ist mit uns, mein junger Freund, in diesem Falle muß man stets siegen."

„Comthur, Ihr machtet in der Reihe von vierzig Jahren wohl viele Schlachten und Gefechte mit?"

„Alle, mein Sohn, alle, welche in Palästina geliefert wurden."

„Waret Ihr denn stets im Orient?"

„Als ein Jüngling von achtzehn Jahren zog ich mit meinem Vater dahin, gestern betrat mein Fuß zum erstenmal den Boden Europas wieder."

„Wie kommt es aber, daß Ihr Eure Reiselinien so genau kennt?"

„Thomas Berard, der Großmeister, gab sie mir oberflächlich an, ein Kaufmann aus Marseille instruirte mich auf der Ueberfahrt genau. In Palästina wird der Ortssinn merkwürdig gestärkt, so daß es nur einiger Andeutung bedarf, um

mir, sei es auch in Gegenden, die ich noch nie betreten, Wege bekannt zu machen."

„Ehrwürdiger Vater, sehntet Ihr Euch denn nie zurück in Eure Heimath, rief Euch die Stätte nicht, die Euch gebar, dereinst heimzukehren und den müden Leib dahin zu betten, wo lieb Vater und Mutter im dunklen, kühlen Schooße der Erde den ewigen Schlummer schlafen?"

„Mein Vater wurde in Palästina erschlagen, meine Mutter deckt die Erde ihrer thüringer Heimath," antwortete der eiserne Greis ungerührt. „Mit meinem Eintritte in unsern Orden entsagte ich Vater und Mutter, ich verließ meine Heimath, ich sagte meinem Vaterlande auf ewig Lebewohl; dem Dienste des Ordens allein widmete ich mein Dasein."

„Und reute Euch dieser schwere Entschluß während Eures langen, mühevollen Lebens niemals?"

„Niemals!" versetzte Steinach mit Würde.

„Vermochtet Ihr denn Alles aus Eurem Herzen zu reißen, was Euch lieb und theuer war. Erfüllte nicht die Liebe zu einem hübschen Mädchen Eure Brust?"

Wie von einer Schlange gestochen, erhob sich der Greis plötzlich von seinem Lager und schaute seinen Begleiter mit äußerst vorwurfsvollen Blicken an.

„Ihr seid Templer und fragt mich, ob ich eine unreine Liebe zu Mädchen oder Weibern in meiner Brust gehegt," antwortete er im strafenden Tone, „sehet Ihr denn nicht ein, daß ein solcher Argwohn schon eine Beleidigung für mich und meine Ordensehre ist!"

„Ihr mißversteht mich gänzlich, mein ehrwürdiger Bruder, ich meinte, ob nicht die Liebe zu einer sittsamen Jungfrau Euch den Eintritt in den Orden schwer gemacht?"

„Niemals glühte ein ander Gefühl in meiner Brust, als

die Liebe für den Orden und die erhabene christliche Religion, sowie Haß gegen das Gottlose, glühender Haß gegen die Feinde des Glaubens, mein Haupt verfolgte sechszig Jahre lang hindurch einen Gedanken, mein ganzes Dichten und Trachten galt einem Streben: Verherrlichung unseres Ordens und Vernichtung seiner Feinde, der Juden, Heiden und Ketzer."

„Wollte Gott," fuhr er unter tiefem Seufzen fort, „es lebte in der Brust der meisten unserer jetzigen Ordensmitglieder nur ein Theil, wenn auch nur ein geringer, meiner Grundsätze. Leider ist es aber nicht so. Keine Ordensregel ist ihnen mehr heilig, Alles, Alles übertreten sie. Gebete, Fasten und Bußen sind dem Tempelherrn von heute unbekannt. Das Gesetz sagt, kein Bruder soll sich über eine Meile weit von seinem Ordenshause entfernen, sie aber machen eine und mehrere Tagereisen, bleiben Wochen lang aus und halten sich bei feilen Dirnen auf. Außer dem Hause sollte man eigentlich keinen Wein trinken — versteht sich, ist ausgenommen, wenn man auf Reisen und im Kriege ist — sie aber, nicht zufrieden, Gelage in ihren Refectorien zu halten, sie reisen meilenweit in andere Häuser zu lästerlichen Saufereien. Die Brüder sollten nur mit stumpfen Speeren turnieren und keine, oder sehr geringe Preise aussetzen. Jetzt aber rennen sie, uneingedenk, daß ihr Leben nicht ihnen, sondern dem Orden gehört, an welchem sie deshalb einen Raub begehen, mit Schlachtlanzen gegen einander und setzen goldene Halsketten und andere Kleinode zum Preise ein. Außer zur Jagd auf Löwen und andere Raubthiere war ihnen das Jagen, insbesondere aber mit Stoßvögeln und Rüden, untersagt. Jeder Templer führt aber jetzt Falken und Hunde, die hunderte von Ducaten kosten. Brett- und Würfelspiele sind ihnen untersagt. Finde aber jetzt Jemand einen Ritter und suche er Tag und Nacht,

der es mit einem Templer aufnehme im Brettspiele und um so hohe Summen werfe wie ein solcher. O mein lieber Bruder, es steht schlimm, sehr schlimm mit dem Orden. Folget meinem wohlgemeinten Rathe, betet unablässig, daß Gott und unsere liebe Frauen Euch vor solchen Versuchungen bewahre, betet, betet."

Die Knappen warfen sich bei diesen Worten des Alten höhnische Blicke zu, Gaston von St. André fing sie zwar auf, doch zürnte er den dienenden Brüdern nicht, denn auch er hegte die Ueberzeugung, daß der fanatische Alte zu weit ginge, wenn er jetzt noch consequent die Gesetze durchgeführt wissen wollte, welche einem Orden gegeben waren, der sich ursprünglich wesentlich von dem jetzigen unterschied. Bei seiner Entstehung war der Orden des Tempels nichts als ein Verein sehr bedürftiger Ritter, welche in einer Zeit, da Alles für die Befreiung des heiligen Grabes und für ein religiöses Märtyrerthum schwärmte, nur von den frommen Gaben wohlhabender Christen lebten. Schon die Betrachtungen über seine Entstehung und Existenz mußten den damaligen Orden zur Bescheidenheit mahnen und erlegten ihm von selbst die Nothwendigkeit auf, die von an Entsagung gewöhnten, zu einer schwärmerischen frommen Zeit lebenden Rittern eingeführten Gebote zu achten.

Jetzt hatte der Orden eine ganz andere Gestalt, einen von dem früheren gänzlich verschiedenen Zweck. Eine Vereinigung von vielen hunderten von Rittern aus den angesehensten und edelsten Familien, ausgestattet mit einem für die damalige Zeit fabelhaften, kaum übersehbaren Reichthume, mit einem Großmeister an der Spitze, der sich den gekrönten Häuptern kühn an die Seite stellte, war der Orden jetzt eine Adelsverbindung, ein Staat in jedem Staate, wohin er seine

langen, weitausreichenden Arme gestreckt. Sein Zweck war nicht mehr, fromme Pilger zum Grabe zu geleiten, der war durch die Eroberung Jerusalems von selbst hinweg gefallen, nein, die Templer strebten danach, durch Eroberung und auf jede andere mögliche Weise so viel Grund und Boden in ihre Gewalt zu bekommen, um eine Reihe von Reichen, alle unter einem einzigen Regenten, dem Generalconvente, stehend, daraus zu gründen und zuletzt erhaben ob jedem Throne dazustehen. So unnatürlich, so ungeheuerlich auch ein derartiges Unternehmen der Gegenwart scheinen wird, so muß man zugeben, daß es zu jener Zeit nicht ganz ohne Chancen gewesen ist.

Daß eine solche Adelsverbindung sich wenig oder gar nicht an die ursprünglichen Gesetze kehrte, ist klar. Man wird dagegen einwenden: dies verlangt auch kein Mensch, sie hätten alsdann aber ihre Candidaten dergleichen Gelübde nicht beschwören lassen sollen. Hierauf muß erwidert werden, daß es in der letzten Zeit mit den Receptionsbedingungen, sowie mit den Eidesleistungen nie so genau genommen wurde, als es Bestimmung war und nur selten mochte es geschehen, daß ein Ritter noch in dem primitiven Ritus, wie Gaston von St. André, aufgenommen wurde. Gewiß ging man auch mit der Absicht schwanger, die Einführungsceremonien dereinst als unnöthig abzuschaffen. Vorerst konnte man jedoch den Schleier noch nicht abwerfen, weil das rechtgläubige europäische Publikum einen solchen Wechsel der Streiter Christi gewiß zum Mindesten mit sehr argwöhnischem Auge beobachtet und der beginnenden Entwickelung des damaligen Templerwesens einen großen Theil seiner Basis entzogen haben würde. Doch wir wollen nach dieser Abschweifung zum Hauptfaden zurückkehren.

Die ewigen Klagen des Comthurs von der Steinach über die Verderbniß des Ordens widerstrebten St. André um so mehr, als er bis jetzt noch gar keinen Beweis für die Wahrhaftigkeit derselben erblickt hatte und die Ausfälle hiergegen lediglich dem übergroßen Eifer des Comthurs zuschrieb, den man deshalb eher bedauern und beklagen, als tadeln müsse.

Gaston suchte ihn daher, um ihn von seinem Steckenpferde, der ewigen Beschuldigung des Ordens in Bezug der Gottlosigkeit abzuziehen, auf andere Gedanken zu bringen, er glaubte, es sei am Besten, er lasse den Greis eine Episode aus seinem sicher vielbewegten Leben erzählen.

Auf die desfallsige Bitte antwortete Steinach beifällig:

„O ich hätte Euch so viel zu erzählen, daß ich gar nicht weiß, womit zuerst zu beginnen. Sagt Ihr einmal, wünscht Ihr über irgend einen Mann oder irgend ein Ereigniß Aufschluß zu haben, so gebt dies zu erkennen!"

„Eine besondere Bitte habe ich nicht zu stellen, es soll Alles Eurem Gutachten überlassen bleiben."

„Ich sagte Euch schon, ich habe da so gar viel zu erzählen, daß ich gar nichts vorzubringen weiß."

„So erzählt irgend ein Factum."

„Ich erinnere mich keines, wenn Ihr mir nicht suchen helft."

„Das ist in der That merkwürdig, habt Ihr denn ein schwaches Gedächtniß?"

„Gott behüte, ich erinnere mich noch der geringsten Kleinigkeit meines Lebens als Ritter, um aber auf die Hauptsache zu kommen, bedarf ich einer Anregung."

„So höret, ehrwürdiger Bruder. Schon als kleiner

Knabe vernahm ich häufig von einer Gesellschaft vieler Tausende, der man so Ungeheuerliches, so Grauenhaftes nachsagte, daß ihre Existenz gewiß nur in den verbrannten Gehirnen furchtsamer und abergläubiger Schwachköpfe bestand. Es ist mir aber von Wichtigkeit, aus dem Munde eines erfahrenen und wahrheitsliebenden Mannes das bestätigen zu hören, wovon ich mich schon längst überzeugt."

„Ihr meint die Assassinen!"

„So ist es. Nicht wahr es existiren keine?"

„Nein."

„Es freut mich im Interesse des Guten und Schönen, daß meine Ansicht in Bezug auf diese Gesellschaft die richtige war."

„Eure Ansicht ist gänzlich falsch, St. André."

„Sagtet Ihr nicht soeben, es beständen keine Assassinen?"

„Das behaupte ich noch."

„Und —"

„Und — können sie denn aber nicht existirt haben, mein junger Freund?"

„Nicht möglich, es könnte eine solche Schreckensgesellschaft wirklich bestanden haben?"

„So ist es und zwar die scheußlichste, furchtbarste Rotte, welche den Erdboden Gottes besudelte, der blutige Abschaum der verdorbensten Menschheit. Doch der Schöpfer sei gepriesen, vor zehn Jahren erlitten sie den vollständigsten Untergang, die Mongolen rotteten sie nach einem Bestehen von über anderthalb hundert Jahren mit Stumpf und Stiel aus."

„Diese gräßliche Gesellschaft bestand öffentlich?"

„So öffentlich, als wie unser Orden."

„Und unser Orden unternahm es nie, nie, diese Unholde von der Erde zu vertilgen?“

„Die Tempelherren vermochten die Assassinen zwar zu besiegen, nie aber zu vernichten. Merket auf, St André und auch Ihr, Knappen, es möchte Euch erwünscht sein, Aufschluß über jenen Verein und seine Einrichtung zu erhalten, um einmal, wenn es sein muß, Lügenhaftes zu widerlegen.“

„Hassan Sabah, ein ehrgeiziger Muselmann, beschloß eine Gesellschaft zu gründen zum Zwecke, alle Fürsten Kleinasiens seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen und sich zinsbar zu machen. Meine Freunde, eine solche Absicht verrieth Ehrgeiz und eine gewisse Zähigkeit des Charakters, denn er konnte sicher voraussehen, daß sein Leben an Mühsalen und Anstrengungen reich sein werde. Doch war am Ende an dem Plane nichts auszusetzen. Wie sich aber fast augenblicklich herausstellte, wollte die im Jahre 1090 von ihm gegründete Gesellschaft ihre Größe und ihre Macht nicht durch heldenmüthige Tapferkeit, durch eherne Ausdauer, durch Ertragung aller Leiden und im Vertrauen auf ihren Gott erringen, nein, die Pläne Hassan Sabahs waren ganz anders. Durch eine minder gefährliche, minder offenbare und geräuschlose, aber um so sicherere Weise wollte er den Grund zu seiner Herrschaft legen.

An der Grenze Syriens, in gebirgiger, unzugänglicher Gegend liegt im Bezirke Rudbar das Felsenschloß Alamut oder wie es in unserer Sprache heißt: Geiernest und wahrlich, es führt seinen Namen nicht mit Unrecht. Durch Verrath und Meuchelmord bemächtigte sich Hassan Sabah dieser Veste und machte sie zum Ausgangspunkt seiner finsteren, schrecklichen Unternehmungen. Hier versammelte er alle Bösewichter, deren er

habhaft werden konnte und wußte ihnen so zu imponiren, daß die schlauen, lasterhaften und blutgierigen Menschen ihn wie einen Abgott verehrten. Er war aber auch ihr Gott. Auf sein Geheiß verließ die gräßliche Horde das Felsennest und irrte auf lichtscheuen Pfaden im Lande umher, sich Eingang schaffend in jede Stadt, in jedes Schloß, in jedes Haus. Wie das Unglück kein Hinderniß kennt und der Tod jede Schranke überwältigt, so drangen sie überall ein und wo sie sich einfanden, war es so gut, als ob der Tod seine Sense geschwungen. Der Hausherr lag mit seiner Familie, der Schloßherr mit seinen Reisigen todt, mit Blut bedeckt am Boden, der ruchlose Dolch jener entsetzlichen, nichts Menschliches mehr an sich tragenden Bösewichter, der Assassinen, hatte den blutigen Weg zu ihren Herzen gefunden. Nicht Rache, nicht der Glanz des Goldes und die Begierde nach Reichthum waren die Motive jener Dämonen, nein, das Wort ihres Oberhauptes allein genügte ihnen, um sie zu solch nichtswürdigen Freventhaten zu treiben."

„Konnte man sie denn," warf der aufmerksam lauschende St. André ein, nicht abschrecken, indem man jeglichen dieser Schurken, den man ergriff, sofort niederstieß oder aufhing?"

„Junger Mann," lächelte der Comthur traurig, „Ihr macht Euch schlechte Begriffe von den damaligen Verhältnissen, von dem Umfange und dem Wesen jener Rotten. Wisset, Hassan Sabah hatte eine eigne Religion eingeführt, deren Prophet er selbsten war. Der listige Bösewicht gründete sich auf eine schlaue Weise eine furchtbare Macht. Er ließ eine große Menge gesunder, kräftiger Kinder aufkaufen und großziehen. Wenn die Knaben zu Jünglingen herangewachsen und für seine mörderischen Pläne reif geworden waren, ließ er ihnen

heimlich, nachdem er sie einige Wochen lang in schwerer Arbeit und Entbehrungen hatte leben lassen, einen narkotischen Trank reichen, welcher sie in einen tiefen Schlaf versetzte. Und was war ihr Erwachen? Sie schlugen ihre Augen in einem Aufenthalte auf, wohin man sie in ihrer Besinnungslosigkeit getragen, und der von Hassan Sabah zu einer Art Paradies hergerichtet worden war. Alles was die sinnlichen Begierden, die glühendste Phantasie nur träumend zu ahnen vermag, hatte er herbeigeschafft, um jeglich Begehr der Getäuschten zu befriedigen. Herrliche Gärten mit rieselnden Brunnen und silbernen, plätschernden Kaskaden gaben im Vereine mit großen, weitschattigen Bäumen dem erhitzten Morgenländer die von ihm so sehr gesuchte und geschätzte Kühlung von den glühenden Sonnenstrahlen, die buntesten, in den verschiedenartigsten Formen prangenden einheimischen und exotischen Gewächse streuten einen himmlischen Duft in die abgekühlten Lüfte; schattige flüsternde Haine, Grotten mit einem magischen Halbdunkel, versteckte, blumige Lauben, wollustathmende Pavillons, mit jedem Luxus ausgeschmückt, der selbst der orientalischen Phantasie fabelhaft erschien: Alles dies gab dem Betäubten Sicherheit, daß er sich wirklich in dem von ihm ersehnten Paradiese befinde. Das Leben oder vielmehr die Freuden, welche seiner harrten, dienten auch nicht dazu, diese vorgefaßte Meinung zu widerlegen oder auch nur zu schwächen.

Alles, was Herz und Sinne begehrten, wurde dem entzückten Orientalen an diesem Orte der Seligen gereicht, die kostbarsten, glühendsten und kühlsten Weine, die leckersten Speisen kitzelten seinen Gaumen, die volltönendsten, zauberischesten Saitenspiele erfüllten sein Ohr mit magischen Klängen, göttliche Mädchen in der verführerischesten Kleidung, welche die Reize

der Trägerinnen erkennen ließen, tanzten vor seinem wonnetrunkenen Auge, kredenzten ihm den Pokal und stillten ihm jedes, sei es auch noch so glühende Verlangen. So taumelte der Selige mehrere Tage lang von einem sinnlichen Genusse zum andern. Endlich erwachte er nach einer abermaligen Betäubung zu seinem gewöhnlichen Leben.

Allein der sinnliche, glühende Orientale hat das Paradies erblickt, sein ganzes Dichten und Trachten geht darauf hinaus, desselben wieder theilhaftig zu werden. Nun heißt es aber in der Religionslehre der Assassinen: Nur der gelangt in das Paradies, wer die Befehle und Aufträge des Propheten oder des „Alten vom Berge", wie die Gesellschaft ihn nennt, in ihrer größten Genauigkeit und ohne Widerrede vollzieht.

Der Assassine sah es in seiner Sucht, so schleunig als möglich das Paradies zu gewinnen, am Liebsten, wenn der Alte vom Berge ihm sofort auftrug, sich selbst den Dolch in das Herz zu bohren, in das Meer zu stürzen oder sich den Kopf an einem Felsen zu zerschmettern.

Das will der Alte vom Berge aber nicht, wohl drückt er ihnen den Dolch in die Hand, aber er bezeichnet ihnen ein anderes Herz, welches er treffen soll. Da schützte denn nun aber auch keine Burg und kein Wall, keine Mauer und keine Rüstung, kein Riegel und kein Thor, keine Tapferkeit und keine Flucht. Die nach den Wollüsten des Paradieses tollen Assassinen boten Alles auf, was List, Gewandtheit und Kraft vermag, um den Willen des Alten zu vollbringen, das heißt, das unglückliche Opfer zu erdolchen. Wird der Meuchler bei seinem scheußlichen Beginnen ertappt, so erträgt er auch die gräßlichsten Foltern und Qualen mit einer alle Begriffe übersteigenden Resignation, er weiß, er geht in das

Paradies ein. Das Opfer ist zwar diesem Bösewichte entgangen, allein der Wille des Alten vom Berge treibt Zehne, Hunderte, ja Tausende zum neuen Todesstreiche gegen den Unglücklichen an und einem dieser verbrecherischen Fanatiker gelingt es dann doch, seinen Dolch in das Herz des Verfolgten zu stoßen.

Mit einer solchen Macht konnte Hassan Sabah Unmögliches bewirken.

Er war aber auch der Mann, dieselbe zu benutzen; unaufhörlich blitzten die bluttriefenden Dolche seiner Meuchelmörder, erst in der nächsten Nähe, dann weiter, immer weiter, vereinzelte wurden sogar im Abendlande sichtbar. Sein Schreckensreich bestand noch nicht lange Zeit, als er schon vierzigtausend Gehülfen zählte, sein Reich umfaßte solch eine große Strecke, daß er drei Dsebals oder Statthalter einsetzen mußte, er war der Schrecken des ganzen Morgenlandes, alle Fürsten beeilten sich, dem fürchterlichen Feinde Tribut zu zahlen."

„War denn die Verfassung ihres Staates eine patriarchalische?" wandte St. André ein, „regierte und lenkte der Alte vom Berge jede Angelegenheit? Fanden sich bei seinen Unterthanen keine verschiedenen Abstufungen oder waren sie alle gleich? Ich sollte denken, die älteren Assassinen müßten vor den Neulingen einige Vorrechte gehabt haben."

„Ihr urtheilt ganz richtig, lieber Bruder. Ebenso wie Hassan Sabah in dem Orden der Tempelherren das Vorbild zu seiner schrecklichen Rotte gefunden zu haben glaubte, so vermeinte er auch, derselben die Gliederung des unsrigen geben zu müssen. Der Alte vom Berge vertritt die Stelle des Großmeisters und die Würden der Alten, Eingeweihten, Gehülfen und Jungen, in welche Classen er seine Leute

theilt, sind analog den Großprioren, Comthuren, Rittern und dienenden Brüdern."

„Also kein Fürst, kein Staat vermochte jenen Unholden zu widerstehen?"

„Keiner; wenn es auch einem Heere gelungen wäre, einzelne Mörderhaufen niederzuhauen, so zogen sich die übrigen in ihre uneinnehmbaren Felsenburgen zurück, spotteten ihrer Anstrengungen, warteten den günstigen Zeitpunkt ab, und ließen den nie fehlenden Dolch von Neuem blitzen."

„Es ist aber doch unerklärlich, wie bei einer gleichen Einrichtung zwei Corporationen, mit gleichen Kräften ausgestattet, nicht Gleiches zu leisten vermochten. Es ist merkwürdig, wie sich beide, die Assassinen und die Tempelherren, gleichen, nicht nur in ihrer Gliederung, denn dies ist kein Wunder, weil erstere die der letzteren annahmen. Die Templer bilden einen Staat im Staat, die Assassinen auch; jene gehorchten einem Oberhaupte, dem Großmeister resp. Generalconvente; diese hatten einen Alten vom Berge zum Gebieter; jene stiegen zu Reichthum und Ansehen durch die Begünstigung des heiligen Vaters zu Rom und durch ihre Tapferkeit, diese durch die Schärfe des Dolches; die Assassinen gingen tollkühn in den Tod und wann scheute ein Templer denselben? Wenn man bedenkt, daß beide im Morgenlande entstanden, so fehlte nur noch, daß die Assassinen, welche ihre Mitglieder gleichfalls von Außen erhielten, sich auch noch unsere Kleidung angemaßt hätten, um das vollständig zu sein, was wir ihnen geschienen."

„Die Schurken trugen dieselbe Kleidung wie wir."

„Es ist in der That traurig," fuhr St. André mit einem leisen Anfluge von Bekümmerniß fort, „daß unser glorreicher Orden sich die innere Einrichtung, sowie die äußere

Erscheinung ohne Murren von den Unholden abstehlen ließ, ohne es wehren zu können, daß er, der der Ehre Gottes und unserer lieben Frauen sowie zum Dienste frommer Pilgrime geweiht ist, sich vor den Scheusalen beugen mußte, deren Glaube Vernichtung des Göttlichen, deren Lust ist, ihrer schrecklichen Religion zu dienen. Ihr sagt also, die Assassinen beständen nicht mehr?"

„Sie haben aufgehört zu existiren."

„Was war im Stande, jene übermächtige, gefürchtete Gesellschaft zu vernichten? Erkaltete ihr Sinnen nach Blut und Mord, erlahmten ihre ehernen Fäuste, entzogen sie sich auf diese Art selbst die Basis, auf der sie entstanden und groß geworden?"

„Keines von beiden, sie wurden von den wilden Wogen des Mongolenheeres verschlungen und zwar im Jahre 1256. Die letzten Assassinen, welche Schutz suchend auf das Gebiet unseres Ordens geflohen, wurden, wie sie es verdient, auf den Befehl Berards, den wir kurz vorher zum Großmeister ernannt, von uns niedergehauen. Ihre Güter und Gelder, so weit wir deren bei den damaligen gefahrdrohenden Umständen habhaft werden konnten, zogen wir ein, es war aber sehr wenig, die Mongolen pflegten Alles mit Feuer und Schwert zu verwüsten."

„Nachdem diese beängstigende Last von ihnen abgewälzt worden war, werden die Nachbarstaaten wohl frei aufgeathmet haben?"

„Das könnt Ihr glauben."

„Und unser Orden, wird er nicht ein Dankgebet zum Himmel empor gesandt haben?"

„Zu welchem Behufe?"

„Nun, ich denke, er hätte Ursache genug dazu gehabt.

Genügt es nicht, wenn eine solch religiöse Verbindung, wie unser Orden, solch eines mächtigen, gottlosen Gebieters frei und ledig wird? Genügt es nicht, daß die Tempelherren ihr Haupt wieder selbstständig und stolz gen Himmel recken konnten?"

Der Comthur konnte bei diesen Worten ein lautes Lachen nicht unterdrücken, trotzdem er sonst stets einen tiefen Ernst bewahrte und auch seiner Würde nie etwas vergab.

„Liegt ein Alp auf Eurem Verstande, so schüttelt ihn von Euch; ich kann den Sinn Eurer Worte nicht verstehen," antwortete er endlich dem erstaunten Ritter.

„Nun," versetzte dieser etwas ärgerlich, „habt Ihr oder vielmehr unser Orden durch den Untergang der Assassinen nicht viel, unendlich viel, nämlich Eure Selbstständigkeit wieder gewonnen?"

Wieder erschütterte ein Lachen das Zwerchfell des Greises in dem Maaße, daß sich Thränen in seinen Augen zeigten. Seine Erschütterung theilte sich den Knappen mit, so daß diese, ohne zu wissen warum, gleichfalls in ein lautes Gelächter ausbrachen. Eben wollte sie Gaston zur Rede setzen, als ihn Hans von der Steinach unterbrach.

„Gewonnen hätten wir," sprach er unter fortwährendem Lachen, „gewonnen! Nun solch thörichte Worte vernahm ich noch nie, ich sollte auch eigentlich eher darüber weinen, als lachen. Also gewonnen hätten wir!"

Nochmals unterbrach ihn sein eignes heftiges Gelächter.

„Gewonnen, gewonnen!!"

„Nun, Ihr werdet doch nicht zu behaupten wagen, Ihr oder vielmehr wir hätten dabei verloren?"

„Und wenn ichs nun doch thue?" gegenredete der Greis, sich die Augen auswischend.

„So habt Ihr die Thatsache noch immer nicht festgestellt.“

„Vor allen Dingen sagt mir einmal, mein junger Freund, was berechtigt Euch denn zu der Annahme, wir könnten aus der Vertilgung der Assassinen Gewinn gezogen haben?“

„Vorerst beantwortet mir die Frage, stand denn unser Orden nicht unter der Botmäßigkeit jener?“

„Unser heiliger Orden unter der Botmäßigkeit jener Unholde?“ rief der greise Comthur entrüstet, „da hätte ich doch eher einen Bettlerranzen umgehängt, als den ehrwürdigen weißen Templermantel. Glaubt Ihr denn, die Assassinen wären mit ihrer Gottlosigkeit, Heimlichkeit und Blutgier weiter gekommen, als wir mit unserer Frömmigkeit, Offenheit und Tapferkeit? Da müßte es keine Gerechtigkeit, keinen Gott geben, falls solch eine Unnatur stattgefunden hätte. Die Templer unter ihrer Botmäßigkeit! Ihr unterschätzt den Umfang und die Tragweite unserer Macht bedeutend, junger Mann. Wißt Ihr denn nicht, daß die Assassinen, welche die größten Reiche stürzten und brandschatzten, uns einen jährlichen Tribut von zweitausend Goldgülden zahlten?“

„Die Assassinen? Uns? Zweitausend Goldgülden?“

„So ist es. Die Assassinen zahlten uns jährlich zweitausend Goldgülden; daß wir diese zweitausend mit ihrem Untergange verloren, wird Euch hinreichend belehren, daß wir keinen Gewinn, wohl aber eine Einbuße bei dem Aufhören jener Rotten hatten.“

„Der moralische Gewinn ist aber auch nicht zu verachten.“

„Bah, moralischer Gewinn! Was thun die Tempelherren mit einem moralischen Gewinn!“

„Aber sagt mir nur, ehrwürdiger Bruder, wie ging es zu, daß wir der blutigen Politik der Assassinen nicht erlagen?“

„Aus dem einfachen Grunde, weil sie sie nicht gegen uns versuchten.“

„Sie versuchten sie nicht gegen uns? Warum denn?“

„Dies ist wieder ganz einfach. Die Assassinen waren so klug wie wir, um einzusehen, daß ihr gegen andere Staaten gerichtetes Verfahren uns gegenüber sich ganz zwecklos erweisen würde.“

„Ich bin erstaunt, Comthur, und die Gründe?“

„Wenn der Mordstahl der Assassinen einen Fürsten traf, so brachte der Tod desselben Verwirrung in das Reich und die Urheber konnten im Trüben fischen; traf er einen begüterten Edelmann, so bereicherten sie sich mit dessen Gütern. Eine ganz andere Sache war es jedoch mit unserem monarchisch-aristokratischen Orden. Starb der Großmeister unter ihren Mörderfäusten, was gewannen sie? Nichts, gar nichts, der Orden wählte einen zweiten. Es wurde durch den Tod unseres Oberhauptes kein Regentenstamm gefährdet, am Allerwenigsten vernichtet, aus tausenden von Candidaten wählte sich der Orden stets wieder einen neuen Großmeister. Der Dolchstoß des Meuchlers wäre also zwecklos gefallen. Auch nicht einmal Geld oder Geldeswerth hätten sie rauben können, insofern jedes einzelne Ordensmitglied Nichts, der Orden Alles besaß.“

„Dies kann jedoch noch lange kein Motiv sein, unserem Orden die enorme Summe von zweitausend Goldgülden und zwar alljährlich zu bezahlen.“

„Da habt Ihr Recht, mein Sohn. Wenn ich aber meinen Erläuterungen beifüge, daß einige unserer Besitzungen, mit den festesten Schlössern versehen, die der Orden sein

nennt, in den Gebieten der Assassinen lagen, daß unsere erprobtesten und wachsamsten Comthure, unsere zuverlässigsten und kühnsten Ritter und treusten und muthigsten dienenden Brüder von unseren umsichtigen Großmeistern in jene unbezwingbaren Vesten gelegt wurden, so daß sich die Assassinen vor unserer Macht zu fürchten hatten, so werdet Ihr das Verhältniß derselben zu uns eher natürlich finden.“

„So stellte ich mir die Sachlage allerdings nicht vor. Nun sagt mir aber noch das eine: versuchten denn jene vor Nichts zurückbebenden Schurken niemals, das ihnen ohne allen Zweifel so sehr lästige Joch abzuschütteln?“

„Lust haben sie schon oft gehabt,“ antwortete der Templergreis still vergnügt in sich selbst hineinlachend, wobei er seinen langen weißen Bart wohlgefällig strich und glättete, „Lust haben sie schon oft gehabt, ebenso auch ganz gut gemeinte Absichten. Vor allen Dingen suchten sie unsere Besitzungen in ihren Gebieten wegzunehmen. Wann aber fand man einen Bruder des heiligen Tempels zu Zion zur Zeit der Gefahr nicht auf seiner Hut? Mit blutigen Köpfen gelangten sie zur Einsicht, der Fanatismus des Verbrechens kann der Tapferkeit des Glaubens nie ungestraft die Stirne bieten.

Als sie zu ihrem Mißvergnügen erfahren, daß mit Gewalt nichts auszurichten sei, suchten sie ihren Verpflichtungen durch List und Schlauheit zu entgehen. Das Haupt der Assassinen oder wie sie die Saracenen nannten, Ismaeliten, im Jahre 1173, Hassan II., ein schlauer, verschmitzter Kopf, schickte seinen Gesandten, den klugen Bohäddewlet, zum damaligen König Almerich von Jerusalem und erbot sich, mit seinen sämmtlichen Meuchelmördern zum Christenthume überzugehen. Den König blendete der Vorschlag des heimtücki-

schen Alten vom Berge, er ging auf seine Absichten ein. Aber unser weiser Großmeister Odo von St. Amand durchschaute die Pläne des Assassinen besser und entschloß sich zu einem verzweifelten Streich, um das durch die Unvorsichtigkeit Almerichs über die Christen sowohl, als auch den Orden hereinbrechende Unglück abzuwehren. Er schickte den tapferen Ritter Walter von Dumesnil ab, zum Zwecke den Gesandten zu tödten. Glücklich erreichte Dumesnil Bohäddewlet und durchstieß ihm sein hinterlistiges Herz. Es kann dem Großmeister und dem Orden aus dieser That um so weniger ein Vorwurf erwachsen, als man jenen Schurken keine Treue zu halten brauchte, da sie dieselbe nicht einmal dem Namen nach kannten, also auch nicht darauf rechnen durften."

Gaston von St. André schwieg. Es schien ihm, als ob der Orden lediglich, um die jährlichen zweitausend Goldgülden nicht zu verlieren, Bohäddewlet habe ermorden lassen. St. Amands Regierung hatte der ähnlichen Fälle, wo die Habsucht des Ordens auf das Unzweideutigste herausleuchtete, mehrere aufzuweisen. Das Haupt unwillig schüttelnd sagte er:

„Treue und Glauben muß der Rechtschaffene aller Welt halten, sei es auch dem Verbrecher; besonders aber der Ritter und vor allen Dingen der geistliche Ritter. Denn wo sollte Ehrenhaftigkeit anders zu finden sein, wenn nicht bei diesen!"

„Pah, Heiden, Juden und Ketzern ist man gar nichts zu halten schuldig."

„Wem ich einmal die Hand reiche, einerlei ob Heide oder Jude, den schütze und vertrete ich."

„Ihr vergeßt, junges Heißblut, daß ein Ritter des heiligen Tempels zu Zion seine Feinde, die Heiden, Juden und Ketzer, nur mit der Schärfe des Schwertes berührt! Bedenket übrigens, daß Gott selbst die That St. Amands rechtfertigte,

denn schaut um Euch: die Räuberschaar der Assassinen, sie ist zu Boden getreten wie die Saat auf dem Felde von einer Heerde Elephanten. Der heilige Orden der Tempelherren ist mächtiger denn je."

Der Greis, als fürchte er eine Entgegnung, sprang auf und rief:

„Es ist Zeit, die Rosse zu besteigen, wir müssen eilen, Avignon zu gewinnen."

Die Uebrigen folgten seinem Beispiele. St. André ritt verstimmt neben Hans von der Steinach her; es ärgerte ihn, daß er einen Verrätherstreich, wenn auch an Bösewichtern begangen, doch immer an einem unschuldigen Gesandten ausgeübt, von einem Manne, der für die Rechtschaffenheit selbst gelten konnte, vertheidigt sah. Mehr als je war er daher der Ansicht, daß Steinach noch von mannichfachen Vorurtheilen beherrscht wurde.

Zu den gehörigen Zeiten hielt der Greis an und sprach die gewöhnlichen Gebete, wenn schon die Ordensgesetze bei dem jetzigen Falle eine Ausnahme erlaubten. Mit bei Weitem weniger Eifer ahmten die Uebrigen ihm nach, so daß man daraus abnehmen konnte, die Gegenwart Steinachs allein und die Sorge, ihn nicht zu kränken, ließe sie heute in den sauern Apfel beißen.

Nicht übermäßig schnell, aber doch gleichmäßig setzte man die Reise fort; die Ritter sprachen kein Wort; die Knappen unterhielten sich in halbleisem Tone. Viele Wanderer begegneten ihnen und grüßten die Ritter mit tiefen Verbeugungen, doch konnte man nicht erkennen, ob mehr Furcht oder Ehrfurcht die Motive ihres Grußes waren. Gaston dankte freundlich; Steinach und die Knappen nahmen nicht die geringste Notiz von den Ehrenbezeugungen.

Der Bauer riß seine Mütze vom Kopfe, die Kinder verkrochen sich entweder furchtsam, oder ein muthwilliger Bube lief eine Zeit lang keck neben den Rossen her. Die Templer hatten keinen Blick, nicht einmal einen der Verachtung für sie. So gelangte man gegen Abend in das Städtchen Arles. Hier, glaubten die Reisenden, würde wohl übernachtet werden, doch sie hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der Comthur kannte keinen Verzug, wenn die Ordensangelegenheiten Schnelle erheischten. Er beauftragte einen Knappen in kurzen Worten, ihre abgematteten Rosse mit der Weisung einer Herberge zu übergeben, daß sie, sobald sie sich erholt, nach Marseille in das Ordenshaus zurückgeführt werden sollten. Zur Weiterreise mußte er frische Pferde leihen, die man mit einer Vergütung von Avignon aus an den Besitzer zurück zu senden sich entschloß. Zu Avignon standen den Reisenden Rosse zu jeder Zahl zur Verfügung.

Parallel der majestätischen Rhone, die, grün eingefaßt, ihre bald brausend wilden, bald langsam dahingleitenden treulosen Fluthen über Felsen und Untiefen dem mittelländischen Meere zuwälzt, läuft eine schöne breite, schon in den ältesten Zeiten erbaute und sehr lebhafte Straße von Arles nach Avignon.

Mit erneuter Lebhaftigkeit sprengte der eiserne Comthur diesen auf dem linken Rhoneufer gelegenen Weg entlang; jegliche Müdigkeit war ihm fremd. Die Uebrigen thaten ein Gleiches; St. André ritt ihm zur Seite, die Knappen hinterdrein. Als die Nacht hernieder zu sinken begann, umzogen schwarze Regenwolken die glänzende Scheibe des Mondes, die Sterne versteckten sich hinter dem flatternden Wolkenmantel, es machte sich eine tiefe Dunkelheit bemerkbar, die Alle, bis auf den Comthur, sehr belästigte. Dieser aber

jagte lustig voran, seine Augen hatten sich in den langen Jahren seiner Kriegszeit so an die Dunkelheit gewöhnt, daß er in der Nacht fast gerade so gut, als wie am Tage sah.

Da er aber das Vermögen nicht besaß, diese schätzenswerthe Eigenschaft auf seine Gefährten zu verpflanzen, er auch allein nicht reisen konnte, so nützte ihm sein helles Auge nur sehr wenig, er machte den Wegezeiger für die Uebrigen und mußte den Schritt seines Hengstes nach dem langsamen seiner Gefährten moderiren. Die Knappen schlossen sich dichter an die Ritter an, es wurden einige Stimmen laut, welche sich gerade nicht sehr günstig über die Dichtigkeit der Wolken aussprachen. Wenn sie durch ihre unzufriedenen Aeußerungen die Aenderung dessen auch gerade nicht bezweckten, worüber sie sich tadelnd aussprachen, so erreichten sie doch das, daß sich ein neues Gespräch entspann.

„St. André, mein junger Freund und Bruder," begann Hans von der Steinach, „wie lange truget Ihr Euch mit dem Entschlusse herum, Templer zu werden?"

„Schon seit vielen Jahren."

„Bestimmten Euch innere Motive oder äußere Ursachen zum Eintritt in unseren gepriesenen Orden?"

„Wie ist dies zu verstehen?"

„Ich meinte, wurdet Ihr aus eigenem Antriebe Tempelherr, das heißt, ob Euch Euer Inneres dazu rieth und trieb, oder ob äußere Umstände, Familienzwist, nicht erwiderte Liebe oder sonst so Etwas Euch zu dem Entschlusse veranlaßte, Eure Dienste dem Orden des heiligen Tempels zu Zion zu widmen."

„Wenn Ihr es so nehmt, so muß ich antworten: es fand beides statt."

„Wie so, jetzt ist die Reihe, nicht zu begreifen, an mir."

„Die inneren Motive, wie Ihr Euch auszudrücken be-

liebtet, ehrwürdiger Bruder, waren der hohe Glanz des Ordens, der Stolz, seinen weltberühmten Brüdern angehören zu dürfen, der Ruhm, unter dem Banner Beauséant zu kämpfen und endlich einmal sein Ende für eine heilige, Gott geweihte Sache zu finden, diese Wünsche, Gedanken und Hoffnungen glühten mit intensiver Flamme in meiner jugendlichen, für alles Hohe und Schöne begeisterten Brust. Seit meiner frühesten Jugend lebte der Wunsch in meinem Herzen, dereinst einmal den weißen Mantel der Tempelherren um meine Schultern schlagen zu können, zugleich aber auch die Furcht, meinen Eltern vielleicht mit der Realisirung desselben zu mißfallen. Da kam jedoch ein Umstand hinzu, von dem ich keine Ahnung hatte und der meine Pläne begünstigte.

Ich war fünfzehn bis sechszehn Jahre alt geworden und übte mich eines Tages in den weitläufigen Gärten, mit der Armbrust nach der Scheibe zu schießen, als mich mein Vater mit ernstem Tone abrief. Trotzdem seine Stimme rauh geklungen und sein edles Antlitz in düsteren Falten lag, blickte sein seelenvolles Auge doch mit einer unendlichen Liebe zu mir nieder, so daß ich nicht wußte, ob ich ein schlimmes Ereigniß zu fürchten oder ein frohes zu hoffen habe. An seiner Seite und von seiner Hand geführt ging ich die hohen Stufen unseres Schlosses hinan. Anstatt aber in die Zimmerreihen einzutreten, die wir bewohnten, führte er mich ein Stockwerk höher, wohin außer ihm und bisweilen meiner lieben Mutter, Gott habe beide selig, Niemand kam. Mein Erstaunen wuchs zu einer unbeschreiblichen Aufregung. Er führte mich durch mehrere Zimmer hindurch, die alle mit bunten Teppichen belegt und mit den verschiedenartigsten Rüstungs- und Waffenstücken sinnreich und symmetrisch geziert waren. Mein Vater theilte mir den Namen und Zweck

eines jeden einzelnen Stückes mit und ich fand, daß die Cabinete ebenso viele morgenländische, als abendländische Waffen enthielten. Von dem gekrümmten, zweischneidigen Dolche des Seldschucken bis zu dem unförmlichen, zweihändigen Schwerte der christlichen Ritter, von dem luftigen Turban, bis zum härtesten Stahlhelm und von den leichten Lederwämmsern muselmännischer Reiter bis zu dem schweren Schuppenpanzer war Alles vertreten.

So hatten wir endlich alle Zimmer durchschritten, bis wir an eines gelangten, dessen Fenster zu der Seite des Baches hinausgehen, der an unserem Schlosse vorbeifließt.

Schon oft hatte ich bei meinen jugendlichen Spielen zu bemerken die Gelegenheit gehabt, wie rothe, schwere Vorhänge viele Jahre lang diese Fensteröffnungen verschlossen. Ich selbst vermochte mir dies nicht zu erklären und fragte deshalb in meiner kindlichen Neugierde meinen Vater oft, was diese Vorhänge wohl bergen möchten. Der Gute lächelte blos und sprach:

Es ist das Heiligthum der Familie, zu seiner Zeit wirst Du mehr erfahren.

Allein hiermit ließ sich meine Neugierde durchaus nicht zufrieden stellen; ich steckte mich hinter meine Mutter, um mehr zu erfahren, mußte jedoch leider vernehmen, daß sie in dieser Beziehung meine Unwissenheit theile und gerade so viel wisse, als ich. Von selbiger Zeit an vergaß ich Fenster und Heiligthum.

Jetzt stand ich plötzlich vor der Thüre des verhängnißvollen Zimmers; die Mienen meines Vaters sprachen deutlich aus, daß mir eine Enthüllung bevorstehe. Unwillkührlich richtete ich meine schlanke Figur in die Höhe, ein gewisses Etwas, von dem ich mir damals selbst keine Rechenschaft

geben konnte, sprach laut in meinem Innern, ich fühlte Etwas von einem Manne in mir, mein Herz pochte, meine Schläfe hämmerten, die Besinnung verging mir fast. Erst die feierlichen Worte meines Vaters schlugen meine fieberhafte Aufregung nieder:

„Gaston, mein lieber, theurer Sohn, waffne Dich mit Ruhe, Muth, Klugheit und Frömmigkeit, der wichtigste Augenblick Deines Lebens, er ist erschienen. Sprich, mein Sohn, bist Du gefaßt, eine Eröffnung zu vernehmen, die Deiner Zukunft eine bestimmte Richtung giebt, oder fühlst Du Dich zu schwach und willst noch ein Jahr harren?"

Mein Vater, versetzte ich mit leiser, aber fester Stimme, ich bin ruhig und entschlossen, Dein Wille geschehe.

Mein Vater drückte mir hierauf die Hand und zwar in einer Weise, die mir durch alle Glieder bis in das innerste Herz drang. Der Händedruck konnte reden und er sprach: Gaston, mein Sohn, Du bist ein Mann!

Alsdann drückte er mit einem Finger auf einen der vielen, starken Nägel, die sich in der Thüre befanden und sie öffnete sich, von einer verborgenen Feder getrieben.

Es kostete mich Anfangs Mühe, in dem ob der herabgelassenen Vorhänge herrschenden Halbdunkel Etwas unterscheiden zu können. Nach einigen Secunden hatten sich meine Augen accommodirt, ich konnte Alles erkennen.

Eine große Rüstung mit aufgestülptem Helme, das Visir herabgelassen, stand aufgerichtet mitten im Zimmer, so daß es im Augenblicke schien, als lebe noch ein Körper unter der eisernen Hülle. Eine halbabgehauene weiße Feder stak auf dem Helme, eine himmelblaue, seidene Feldbinde, jedoch über und über voll Blut, war um die rechte Schulter geschlungen, ein langes und starkes Schwert um die Hüfte gebunden und

hing über die Beinschienen fast bis zu den großen eisernen Sporen hinab, auf der rechten Seite stak ein langer Dolch am Gürtel.

Die ganze Rüstung, Helm, Brustharnisch, die Schuppenstücke, die Arm- und Beinschienen, Alles war von kostbarer Arbeit, reich mit Gold ausgelegt; ebenso der an die Beine des Ritters gelehnte Schild, dessen Devise aber durch unzählige ausgehaltene Lanzenstöße gänzlich verwischt war.

Der Helm sowohl als die Rüstung zeigten mehrere gähnende Oeffnungen, die Ränder waren mit einem hellrothen Roste überzogen. Ein Schwert hatte die Oeffnungen und wahrlich keine kleinen, gehauen, das Blut des Trägers der Rüstung hatte den Rost verursacht.

Endlich wandte sich mein erstaunter Blick von dem auf buntem Teppich stehenden Ritter ab und meinem Vater zu. Sein Auge hing mit einem feuchten, schwermüthigen Glanze auf der Figur, so daß ich mir selbst sagen mußte, der Träger jener Rüstung habe gewiß in ganz naher Beziehung zu seiner Person gestanden. Nachdem er die Gestalt lange, sehr lange angeblickt, erhob er seine Stimme. Sie zitterte vor Erregung; ich sah es dem Guten an, daß Weinen ihm näher stand als irgend ein anderer Affect.

„Mein Sohn, mein theurer Gaston," sprach er, „es ist nun Zeit, daß Du die Knabenschuhe ablegst, daß Du als demüthiger Knappe Ritterdienst und Ritterpflichten erlernest, um dereinst auch einmal einen Panzer zu tragen wie dieser hier. So ist es Sitte und ich finde diese Sitte für höchst zweckmäßig, denn wer nicht lernt gehorchen, der soll auch nicht befehlen. Gaston, mein theures Kind, beschaue Dir diese Rüstung."

Mein Vater, ich habe sie beschaut, antwortete ich.

„Gaston, mein Sohn, weißt Du, wer diese Rüstung trug, jenes große Schwert führte?“

Nein, mein Vater!

„Ich, Dein Vater, trug diese Rüstung, ich, Dein Vater führte jenes Schwert, ich, Andreas Graf von St. André. Gaston, mein Sohn, weißt Du, wessen Blut so reichlich die Feldbinde und Rüstung bedeckt?“

Das Deinige, o mein Vater! rief ich mit so ängstlicher Stimme, als ob sein Blut soeben erst vergossen worden sei.

„Das meinige, mein liebes Kind, Du vermuthest recht. Nun merke auf, Du bist in die Jahre gekommen, wo ich Dir die Bewandtniß, welche es mit dieser Rüstung hat, enthülle.

Weder ich, noch Deine gute Mutter theilten Euch je mit, daß ich in früheren Jahren und vor meiner Verheirathung einen Zug in das gelobte Land mitmachte. Ich sagte es Euch nicht, weil ich meine Gründe dazu hatte, sie nicht, weil sie es bis heut zu Tage selbst nicht weiß.“

Ich erstaunte bis zum Uebermaße, mein Vater aber fuhr mit bewegter Stimme fort:

„Ich befand mich bei dem Heere, welches im Jahre 1218 Damiette, die unbezwingliche Stadt, belagerte. Jene ewig denkwürdige Belagerung und Vertheidigung ist weltbekannt; auch Dir wird sie nicht fremd sein, weiß ich doch, daß Du und Deine Geschwister den Unterricht des Capellans Eusebius und den Deiner Mutter mit Lust und Erfolg besuchtet.“

Ich kenne den ganzen Hergang, mein lieber Vater!

„So habe Acht, mein Sohn, auf das, was ich Dir jetzt sagen werde. Ein Theil der Vorwerke befand sich in unseren Händen, wir trafen eben Anstalten zu der Eroberung des ungeheuren Nilthurmes. Ich und einige Ritter und Reißige

unserer Zunge hatten ein Terrain inne, welches durch eine über einen breiten mit Wasser .gefüllten Graben gehende Brücke mit der einen Abtheilung unserer Armee verbunden war, welche unter dem Befehle des Königs Johann von Jerusalem stand. An sie schloß sich die zweite an, bestehend aus Deutschen und Hospitalitern unter dem Commando des Herzogs von Oesterreich; an diese stieß die dritte, es waren dies Friesen unter dem kriegskundigen Grafen Adolph von Berg, dessen großer Tapferkeit und durch nichts zu erschütternder Ausdauer die Christen allein die endliche Eroberung der Stadt zu verdanken hatten. Eine vierte Abtheilung, zwischen der dritten und ersten, bestand aus Franzosen und wurde vom Herzog von Maine angeführt. Die vier Heeresmächte standen kreisförmig um Damiette und schlossen die Stadt ein.

Da geschah es, es war am 14. Juni 1218, an einem heißen Tag, als ich meine stärkste Rüstung anlegte, meinen festesten Helm aufsetzte, mein schwerstes Schwert umgürtete, meinen besten Schild ergriff und meinen kräftigsten und muthigsten Hengst bestieg. Eine himmelblaue Feldbinde, die Farbe unseres Hauses, schlang ich um die Brust, es schien mir, als ob ich dessen Alles — Du siehst es bis auf mein Roß hier stehen, mein Sohn — als ob ich dessen Alles bedürfen würde.

Wir richteten unser Auge sorgfältig auf die Feinde, welche mit dem Herzoge von Oesterreich ein leichtes Gefecht engagirt hatten. Nichts ahnend und nichts fürchtend — vor uns standen unsere Vorposten, hinter uns die Armee des Königs Johann — verfolgten wir den Gang der Schlacht, als wir plötzlich sehr unangenehm aus unserer Sicherheit gerissen wurden.

Die Türken hatten einen unterirdischen Gang bis zu dem breiten und tiefen Graben gewühlt, sie erschienen unversehens in zahlreichen Schwärmen hinter uns, in wenig Minuten, ehe wir uns nur von unserer Ueberraschung erholen konnten, lag unsere feste Brücke in Trümmern, wir waren gänzlich vom christlichen Heere abgeschnitten.

Wegen des vom Herzoge von Oesterreich unterhaltenen Kampfes kam es, daß Niemand unsere Noth gewahrte, aber wir Provençalen wehrten uns wacker gegen die wie Teufel anstürmenden Türken und richteten ein Blutbad unter ihnen an, wie es ihnen wohl nicht gefiel. Aber in dem Verhältnisse, wie ihre Zahl abnahm, verringerte sich auch die unsere, es kamen immer noch sechs Saracenen auf einen Christen. Plötzlich verkündete ein furchtbarer Schrei aus dem christlichen Lager, daß man unsere Noth bemerkt, es war aber auch die höchste Zeit. Ich und Jacob von Bicêtre, mein Jugendfreund, kämpften noch allein gegen ein Dutzend der Heiden. Wie eine Wolke kam zwar in schöner Linie eine Reihe von Rittern mit fliegenden weißen Mänteln angesprengt, aber was konnten sie uns nützen? Die Brücke war von den heimtückischen Türken zerstört worden. Die Ritter stießen einen gräßlichen Wuthschrei aus, wir aber waren verloren.

In dieser schreckhaften Noth — Niemand stirbt gerne als ein abgeschnittenes gehetztes Stück Wild auf einem verlorenen Posten — stieg ohne meinen Willen unwillkürlich ein glühendes Gebet zu Gott gen Himmel und sofort tauchte auch ein unbestimmter Rettungsgedanke in mir auf.

Jacob, mein Freund, rief ich, ziehen wir uns auf den Graben zurück, vielleicht kommen uns Bogenschützen zu Hülfe, so daß wir gerettet werden.

Statt aller Antwort führte Bicêtre zwei mächtige Streiche

in die Gegner, zwei Türken lebten weniger und er gelangte an meine Seite. Mein Freund blutete stark, auch mir floß das Blut aus mehreren kleinen Wunden und ich fühlte mich allmählig ermatten. Das Gesicht gegen unsere rasenden Feinde gewandt, marschirten wir rückwärts auf den Graben zu, denn unsere Rosse waren längst todt.

Aber mehr und mehr bedrängten uns die ungläubigen Hunde, Jacob blutete aus vielen Wunden, auch ich konnte mein Schwert kaum mehr führen. Nichts, nichts konnte uns zu Hülfe kommen, nur die Flüche der ohnmächtigen weißen Ritter schlugen wie Grabgeläute an unser Ohr und griffen mit eisigen Fingern an unsere Herzen.

Plötzlich stürzte Jacob von Bicêtre, von einem Schwerthiebe auf das Haupt getroffen, in die Kniee, schützend deckte ich den Wehrlosen mit meinem Schwerte und empfing im Momente selbst einige starke Verwundungen. Der Augenblick zu sterben war gekommen.

Da gellte auf einmal ein schrecklicher Fluch durch die Luft, in meinen Ohren tönte er aber wie der Gesang eines rettenden Engels, ein schwerer Schlag erschütterte den Boden in meiner nächsten Nähe, erschrocken und erstarrt blickten die Heiden wie auf eine überirdische Erscheinung.

„Beauséant, ha, Beauséant!“ donnerte es durch die Luft und mitten in den Haufen der Bedränger stürzte ein Tempelherr wie ein Gewitterkeil durch luftiges Gewölke.

Ein Ritter vom heiligen Tempel zu Zion, von unserer großen Noth ergriffen, hatte den entsetzlichen Sprung gewagt; er war über den über dreißig Fuß breiten Graben gesetzt, seine Lanze durchbohrte sofort den nächsten Bedränger. Im Momente stürzte auch sein Hengst, ein wunderbares, feuerfarbenes Roß, der Riesensprung hatte seinen Lebensfaden

zerrissen. Wenn aber auch das Roß stürzte, der Templer blieb auf den Beinen, sein breites Schwert blitzte im Sonnenstrahl. So viel mal es die Luft durchschnitt, so viel Muselmännerschädel spaltete es; uns rettete der Templer zwar, er aber büßte seine Heldenthaten mit dem Leben. Während ich einem der Heiden das Schwert in die Gurgel bohrte, kämpfte der Templer mit zweien derselben, den einen tödtete er zwar noch, allein der andere führte blitzesgeschwind zwei Streiche auf den Templer, der erste riß ihm den Helm vom Haupte, der zweite spaltete Hirnschaale und Stirne, bevor ich zur Rettung des Unglücklichen herbeistürzen konnte. Obgleich bis zum Tode ermattet, warf ich mich noch wie ein Tiger auf den letzten Türken und schickte seine Seele in die ewige Verderbniß. Als ich zu meinen Freunden zurückkehrte, lag Jacob von Bicêtre todt auf seinem Rücken, der Templer neben ihm, es war ein großer, starker Mann mit kohlschwarzem Haare und kleinem Bärtchen. Er war noch keine zwanzig Jahre alt. — Ich selbst sank vor Erschöpfung bei beiden nieder; als ich wieder zu mir kam, hatten die übrigen Templer, denn solche waren die weißen Ritter, einige große Balken über den Wassergraben gelegt und eine Nothbrücke gebildet; sie befanden sich an unserer Seite.

Ich war sehr schwer verwundet, wurde verbunden und nach einiger Zeit auf eine genueser Galeere geschafft und in die Heimath befördert. Jacob von Bicêtre wurde christlich bestattet, ebenso der Templer."

„Haltet ein, mein junger Freund," unterbrach Hans von der Steinach die lange Erzählung Gastons und hielt sein Roß an, welchem Beispiele alle Anderen folgten und gespannt des Kommenden harrten. Der Mond trat im selben Moment aus den ihn verschleiernden Wolken und warf sein fahles Licht

auf den greisen Comthur, der mit feuchten Augen und gefalteten Händen jetzt eher einem friedlichen Patriarchen, als einem Comthure der Templer glich. „Haltet ein, mein junger Freund, das letztere ist nicht wahr.“

„Mein Vater log niemals, Comthur!“ versetzte Gaston im Tone beleidigter Würde.

„Mag sein, er kann sich geirrt haben, aber ich sage nochmals, das letzte ist nicht wahr.“

„Wie! der Templer wäre nicht christlich bestattet worden?“

„Nein, mein Bruder.“

„Warum beerdigte man ihn nicht christlich?“

„Weil man seines Gleichen gar nicht begräbt.“

„Wie ist das zu verstehen?“

„Ich denke die Sache ist klar, man bestattet nur Todte und —“

„Weiter, Comthur, weiter!“

„Jener Templer war aber nicht todt.“

„Wie, der Retter meines Vaters blieb am Leben?“

„Ja wohl.“

„Wißt Ihr es gewiß?“

„Ganz gewiß.“

„Ihr kennt ihn, Comthur, Ihr kennt ihn!“ rief Gaston stürmisch, indem er des Greises Hand ergriff und sie krampfhaft schüttelte.

„Ich kenne ihn.“

„Ihr kennt ihn, sagt, lebt er auch jetzo noch?“

„Er lebt, mein Sohn.“

„Comthur, seinen Namen, um der Liebe des gerechten Gottes willen, seinen Namen! Comthur, wie hieß der Retter meines theuren Vaters?“

„Hans von der Steinach, mein Sohn.“

„Comthur, treibt keinen Scherz mit dem dankbaren Herzen eines Sohnes!“

Statt jeglicher Antwort nahm Steinach seinen Helm ab, strich die langen Silberlocken auseinander und zeigte dem vor Erwartung zitternden St. André seine über daumenbreite Narbe, welche sich von der Wange aus über die Stirne und den ganzen Schädel erstreckte. Mit dem Zeigefinger darauf deutend, sprach er mit sehr ernster Stimme:

„Mein Sohn, ich fluchte ein allereinziges Mal, so lange ich in unserem Orden bin, es war damals, als ich über den Graben setzte und ich kann sagen, die Umstände entschuldigten das Vergehen dazumal. Sehet Ihr diese Narbe, sie war die Strafe dafür. Und ach! wie sehr wird jetzt im Orden geflucht.“

Ein Seufzer entrang sich seiner Brust.

Ohne sich daran zu kehren, sprang Gaston vom Rosse, zog den Greis gleichfalls herab, drückte ihn an seine Brust und rief mit dem Tone des innigsten, aufrichtigsten Dankes:

„Ehrwürdiger Comthur Hans von der Steinach, Retter meines Vaters, nehmet meinen Dank hin und bedenket, er kommt von dem Sohne des Mannes, dessen lebenslängliche Trauer es war, sein Leben einem Helden zu schulden und ihm seine Hochachtung, seine aufrichtigste, tief innerste Dankbarkeit nicht selbst versichern zu können! Vater im Himmel, sei zufrieden, was Du nicht konntest, wird der Sohn thun. Dein Retter, dessen Existenz Du nimmer ahntest, er lebt, er lebt, er ging nicht für Dich in den Tod! Was meine schwache Kraft vermag, das soll geschehen, um die Pflichten der Dankbarkeit zu verringern. Denn sie gänzlich abzutragen bin ich außer Stand. Saget mir, mein zweiter Vater, denn ohne

Euch würde ich nicht existiren, wie kann ich Euch dienen, wie kann ich die große Schuld meines Vaters abtragen?"

„Sei ebenso tapfer, wie Dein Vater, Gaston, und diene unserem Orden mit allen Kräften, von nun an aber bist Du mein Sohn. Sprich willst Du?"

„Mein Vater, denn das bist Du, ich will; wollte Gott, mein verklärter Erzeuger blickte vom hohen Himmel herab und gewahrte dieses durch göttliche Schickung begünstigte Begegnen mit seinem Retter!"

„Mein Sohn, wir wollen zu Rosse steigen. Der Orden braucht Hülfe, er kann keine Zeit entbehren; auch können wir im Reiten sprechen."

„Mein Vater," entgegnete Gaston, indem er Steinach nochmals innigst umarmte und alsdann wieder sein Roß bestieg, „wie war es nur möglich, daß mein Vater Deinen Namen nicht erfuhr?"

„Lieber Gaston, damals blieben so viele Templer, überhaupt hielt der Tod zu jener Zeit solch eine reiche Erndte, daß man sich nach mehreren Monaten nur resultatlos nach dem Namen Verstorbener erkundigen konnte. Auch ich versuchte mehrmals den Namen jenes Tapferen zu erfahren, dem ich an jenem heißen Tage zu Hülfe kam, ich erhielt nur die Antwort, es sei eben ein Provençale gewesen. Wer wollte auch die Namen von so unzähligen Tausenden behalten! Jetzt freuet mich diese längst vergessene That um so mehr, da ich sehe, welch gute Frucht sie dem Orden in Deiner Acquisition getragen; denn ich müßte mich sehr irren, wenn nicht Etwas folgen sollte, was meine Vermuthung bestätigte. Darum fahre in Deiner Erzählung fort, mein Sohn."

„Wie Du wünschest, mein Vater. So will ich denn mit der Fortsetzung beginnen:"

„Betrachte die Oeffnungen in dieser Rüstung," sprach mein Vater weiter und deutete auf sie. „Bedenke, wenn jener heldenkühne Tempelherr nicht zu meiner Rettung das Unmögliche versuchte, zählte sie ein Loch mehr. Durch dieses Loch aber wäre meine Seele entflohen und weder die Rüstung, noch ich, noch Du hier.

Dem Orden des heiligen Tempels zu Zion verdanke ich mein Leben, Gaston. Als ich damals noch auf meinem angestammten Schlosse auf dem Krankenbette lag, gelobte ich mit einem heiligen Eide, daß ich mit meinem Blute dem Orden das Leben jenes Helden ersetzen würde. Gaston, mein Sohn, mein theurer Sohn, Du bist mein Erstgeborener, mein Stolz, sprich, willst Du mein verpfändetes Wort auslösen und in den glorreichen Orden der Templer eintreten?"

Ein freudiger Schreck ob dieses unerwarteten Antrags machte, daß mir die Stimme versagte. Mein Vater mochte dies für Widerwillen gegen seinen Vorschlag halten. Darum sagte er mit bewegter, zärtlicher Stimme:

„Gaston, mein Sohn, wenn Dir mein Plan, Templer zu werden nicht zusagt, so lasse Dich das nur nicht kümmern, einer Deiner Brüder wird schon mehr Neigung zum Stande der geistlichen Ritter haben, als Du und mein Wort wird dennoch gelöst."

Da richtete ich mich stolz in die Höhe und rief mit männlicher Stimme:

„Vater, ich bin Dein Erstgeborener, meine erste und heiligste Pflicht ist es, Dein verpfändetes Wort sobald als nur irgend möglich einzulösen. Aber glaube nicht, daß nur Dein Vorschlag allein mich zum Eintritt in jenen glorreichen Orden bewegt, nein, schon seit Jahren glüht das heißeste Verlangen in meiner Brust, dereinst den weißen Templermantel

zu tragen. Daß Du jetzt nicht nur mit meinem Begehren einverstanden bist, sondern sogar noch wünschest, was erfüllt zu bekommen ich nicht zu hoffen wagte, macht mich zu dem Glücklichsten der Sterblichen."

Mit Thränen in den Augen schloß mich mein Vater in die Arme.

„Wußte ich's doch, mein Gaston kennt die Stimme der Pflicht," rief er schluchzend. „Nun soll die Angelegenheit in Bezug auf Deinen Eintritt keinen Aufenthalt erleiden. Noch in dieser Woche schicke ich Dich, mit Allem wohl versehen, an den burgundischen Hof, zu unserem Verwandten, dem Seneschall von Giac, damit Du dort Ritterzucht und Rittersitte erlernest, um dereinst gleich als ein tüchtiges und brauchbares Mitglied in den Orden zu treten. Sprich, mein Kind, willst Du?"

„Ich will."

Bei dieser Antwort griff mein Vater an das Halsstück der Rüstung und nahm ein kleines unscheinbares Kreuzchen von Holz herab.

„Siehst Du, Gaston, dieses kleine Kreuzchen, es ist von dem wahren Leidensholze, daran Christus für uns sündige Menschen litt. So schwöre mir denn darauf mit einem heiligen Eide, unter allen und jeglichen Umständen einzutreten in den Orden des heiligen Tempels zu Zion, stets danach zu streben, ein ehrenwerthes und durch seine Tugenden hervorragendes Mitglied desselben zu sein, immer auf der Bahn des Gesetzes und Rechtes zu wandeln, wissentlich weder Unrecht zu thun, noch zu dulden, so daß Du dem Orden ersetzest, was er durch Deinen Vater verlor, auf daß sich meine Seele beruhige."

„Und Du schwurst, mein Sohn?" fragte der Greis begierig.

„Frei und fröhlich, mein neuer Vater, warum denn nicht?"

„Du wirst den Ernst des Schwures zu seiner Zeit schon noch bitter bereuen."

„Wie soll ich das nehmen?"

„Wenn Dich einst andere Pflichten rufen, werden sich in Deinem Inneren Stimmen erheben, die Deinen voreiligen Entschluß bitter tadeln."

„Du irrst Dich, Vater, vernimm meine Lebensgeschichte bis zu Ende. Ich besaß noch drei Brüder und eine Schwester, alle waren jünger als wie ich. Am burgundischen Hofe erhielt ich ungefähr nach Jahresfrist die Nachricht, daß meine vier Geschwister an den Pocken gestorben seien, meine Mutter sich aber an den Krankenbetten aufgerieben habe. Ich, der ich auf ihren Wunsch schon unterwegs war, sah sie nur im Sarge wieder, sie war meinen armen Geschwisterchen gefolgt.

Trostlos war die Oede, welche mich erwartete: meine innigst geliebte Mutter, meine blühenden Geschwister waren eine Beute des erbarmungslosen Todes, mein Vater vor Schmerz, Gram und Verzweiflung in ein Kloster gegangen. Dort suchte ich ihn auf und traf ihn im Sprechzimmer. Ich, der ich gekommen, um Trost zu schöpfen, mußte, o ermiß mein Unglück, selbigen noch an meinen Vater spenden, der in tiefe Schwermuth versunken war. Das einzige, was er mir öfters wiederholte, blieb stets: wenn ich einst den Ritterschlag erhalten, im Schlosse die bekannte Rüstung aufzusuchen, mir die Binde einmal auf das Herz zu binden, das Schwert aber immer und ewig zu tragen. Ich erfüllte seine Bitte. Seitdem ich Ritter wurde, gürte ich nur dies eine Schwert um und so Gott will, wird es dem heiligen Orden noch lange Dienste leisten."

Bei diesen Worten zog er eine lange, breite zweischneidige Klinge von wunderbarer Schwertfegerarbeit aus der kunstreichen Scheide, ließ die Klinge vor den Augen Steinachs im Mondenscheine blinken und steckte sie wieder ein.

„Ich begab mich zu meinem liebevollen Verwandten, dem Herrn von Giac zurück. Bald darauf vernahm ich, daß auch mein Vater das Zeitliche gesegnet; es war mir nicht vergönnt, ihn noch einmal vor seinem Tode zu sehen. Nur der Zuspruch des ehrwürdigen Seneschalls richtete mich auf, unter seiner Leitung verfloß meine Knappenzeit im Gebet für meine verstorbenen Lieben und in ritterlichen Uebungen, worin ich bei den trefflichen Lehren und Unterweisungen des waffenkundigen Seneschalls große Fortschritte machte. Vor drei Monaten schlug mich Giac zum Ritter und ich trug in dem kurz darauf stattfindenden Tourniere zu Dijon den ersten Preis davon. Hierauf ging ich in meine Heimath zurück, hing die Reliquie vom wahren Kreuze Christi um den Hals, gürtete das mir bestimmte Schwert um, legte die blutige Binde einmal auf das Herz und verließ die Burg meiner Väter auf immer, ich reiste nach Marseille, der ersten Großpriorei der Templer."

„Laß mich die kostbare Reliquie küssen, mein Sohn, laß sie mich küssen, auf daß ich selig werde für alle Zeiten. O mein Gott, schon fast vierundzwanzig Stunden befinde ich mich in der Nähe vom wahren Kreuze Christi und brachte ihm meine Verehrung nicht dar. Gaston, laß es mich küssen, auf daß der Teufel, die bösen Geister, die Hexen und Zauberer keine Macht über mich haben," rief Steinach bebend vor Erwartung.

Während dessen hatte Gaston das Kreuzchen, wenn auch mit Mühe unter seiner Rüstung hervorgebracht. Die Reisen-

den hielten alle, stiegen von den Pferden, nahmen ihre Kopfbedeckungen ab, knieten nieder und küßten unter den tiefsten Ehrfurchtsbezeugungen das an einem goldenen Kettchen hängende Kreuzchen. Sodann stiegen sie wieder zu Rosse und setzten ihre Fahrt fort.

„Selig bist Du auf ewige Zeiten,“ fuhr der Greis fort. „Gaston, das reichste Kleinod dieser Welt nennst Du Dein.“

„Ich weiß es auch zu würdigen,“ antwortete der Provençale und barg seine Reliquie, nachdem er sie nochmals ehrfurchtsvoll geküßt, wieder auf seiner Brust.

„Du bist also der letzte Deines Stammes und Namens, mein Sohn?“

„Meines Stammes wohl, nicht aber meines Namens. Bryan von St. André, einem Vetter von mir, liegt jetzt die Verpflichtung ob, den Namen der St. Andrés fortzupflanzen.“

„Und Deine Güter und Dein Vermögen? Hast Du schon darüber disponirt?“

„Beinahe hätte ich nichts mehr darüber zu disponiren gehabt, das Kloster, in dem mein Vater selig verschieden, hatte seine ganze Hinterlassenschaft in Beschlag genommen. All mein Drängen und Bitten war umsonst, die hartnäckigen Mönche verstanden sich durchaus zu keiner Herausgabe. Da vernahmen sie, ich weiß nicht durch wen, einstmals, daß ich beabsichtige, in den Orden der Tempelherren einzutreten und schnell wie der Blitz wurde mir die Herrschaft meiner Güter und Besitzungen wieder eingeräumt. Es schien mir damals, als ob die frommen Väter mein Vermögen lieber unserem Orden, als ihrer Commune gönnten.“

Ja, ja,“ lachte der alte Comthur in seinen weißen Bart. „Mit den Tempelherren ist nicht gut Kirschen essen, das wissen die Mönche, ebenso wie sie richtig ahnten, Euer Vermögen

würde ein garstiges Vomitiv für sie werden. Was gedenkt Ihr, Gaston, da einmal die Sprache darauf kommt, mit Eurem Vermögen zu machen?"

„Die eine Hälfte will ich dem Orden schenken, die andere werde ich einmal später dem Erstgeborenen meines Vetters vermachen. Die Einkünfte sollen bis zu jenem Zeitpunkte admassirt werden."

„Thue dies nicht, Gaston, schenke Dein ganzes Vermögen dem Orden. Der auf das Wohl des Ordens und seinen Reichthum versessene Generalconvent läßt die Güter, hat er einmal Kenntniß von ihnen, nie wieder aus seiner Gewalt und es ist besser, Du giebst freiwillig, ehe man Dich zur Entsagung zwingt. Doch ich will nichts sagen, Du hast Zeit, handele, wie es Dir gut dünkt."

„Kommt Zeit, kommt Rath."

„Du bist also gerne in den Orden getreten? Dein väterliches Erbe lag Dir nicht am Herzen und erschwerte Deinen Entschluß?"

„Ebenso freudig führte ich meinen Entschluß aus, als ich ihn damals beschwur."

„So ist es Recht, Gaston, lasse Dich durch nichts von der Bahn des Rechten abbringen und Du wirst eine Zierde des Ordens werden, wie selten eine dem Orden in der letzten Zeit blühete. Du bist jung, schön, klug und, das versteht sich von selbst, auch tapfer. Ein verderblicher Leichtsinn, der jetzt zur Zeit viele der Brüder erfaßt hat und die von ihnen beschworenen Pflichten öfters ihren Augen entrückt, klebt Dir noch nicht an, ich sah dies gleich an Deinen Augen, darum, mein Gaston, wache und bete, auf daß Du nicht in Anfechtung fallest, sagt unser Capellan, es wäre ewig schade um Dich. Vor allen Dingen meide aber

die Gesellschaft des Comthurs Odo von Chavannes, der ist ein furchtbarer, sündhafter Mensch."

„Ich denke, er ist eine Stütze des Ordens?"

„Ja, aber nur in der Schlacht, dort vertritt er die Stelle des Todesengels, außerdem aber das Laster auf Erden, er ist eine Schande für den Orden. Thomas Berard aber, der Großmeister, weigert sich stets unter den nichtigsten Gründen, ihn auszustoßen, ich fürchte, er ist nicht viel besser, als jener. Darum trifft unser Haupt auch jetzt so viel Unheil; doch wir wollen schweigen, die Knappen scheinen zu lauschen. Später, so Gott will, werden wir uns genauer besprechen."

Auf dem jetzt deutlicher erkennbaren Wege stob die kleine Gruppe vorwärts. Die Wolken eilten am grauen Himmel dahin, bisweilen den Mond auf kurze Zeit in ihre feuchten, wenig durchscheinenden Mäntel einhüllend, der Wind machte ihren Treiber mit einigem Geräusche und schien auch in den weiten, faltigen Mänteln der Templer etwas suchen zu müssen. Diese jedoch, von der Frechheit des ungestümen Naturkindes verletzt, zogen die wallenden Gewänder enger an die Eisenrüstungen, so daß der Wind ärgerlich an den ehernen Ecken derselben herum schnoberte. Von Weitem rauschte und brauste die Rhone im dunklen Bette, als ob sie sich ärgere, daß außer ihr noch Jemand des Nachts seinen Weg zu verfolgen habe.

Die Pferde, minder stark, als die in Arles abgegebenen, keuchten von dem scharfen Ritte, der Schweiß triefte ihnen vom ganzen Körper, große Schaumflocken hingen an dem Gebisse; Gaston fing an, von dem langen Ritte zu ermüden; es war ihm ungewohnt, trotz seiner ritterlichen Tüchtigkeit, lange und andauernde Ritte in der schweren ehernen Rüstung zu machen. Die Knappen murrten und fluchten unter ein=

ander; an ein üppiges Faullenzerleben im Ordenshause gewöhnt, wollte ihnen die Strapatze durchaus nicht gefallen.

Nur Hans von der Steinach schien nichts von Ermüdung zu fühlen, der eiserne Comthur ritt trotz seines hohen Alters ebenso stolz und so keck, als er Marseille am frühen Morgen verlassen.

Noch sah und hörte man nichts von Avignon; mehr und mehr keuchten die Pferde, da drang endlich von ferne ein ziemlich dumpfer Glockenschlag an das Ohr der Reisenden. Steinach hielt sein Roß an und lauschte aufmerksam auf den Klang.

„Der Ort, aus dem der Glockenschlag kommt, ist noch eine kleine halbe Meile von hier entfernt,“ sprach er.

„Bist Du dessen gewiß?“ fragte St. André, welcher diese Nachricht gar nicht übel aufnahm, da er sich und seinem Thiere von ganzem Herzen Ruhe gönnte.

„Was solche Streckentaxationen anbelangt, so irre ich mich nie,“ entgegnete der Greis mit Zuversicht. „Gaston, mein Sohn, sei Du einmal fast ein halbes Jahrhundert im Krieg und auf der Reise, so wird Dir das Vermögen, aus Klängen, Lauten und Tönen auf die Entfernung zu schließen, gewiß nicht ermangeln.“

„Mein Vater, es ist aber auch hohe Zeit, daß wir zur Ruhe gelangen. Die Rosse sind dem Umfallen nahe und, merkst Du, es beginnt sich Regen einzulegen.“

„Was liegt dem Templer an dem Leben eines Rosses!“ rief der Alte stolz aus, „da er seines zu jeder Stunde einsetzt; was kümmert ihn der Regen, da er gewohnt ist, sich in Blut zu baden. Ueberdies, mein Sohn, weißt Du denn, daß jener Glockenschlag von Avignon kommt, denn dort und nirgends anders rasten wir.“

„Ich vermuthe dies, denn nach Eurer Beschreibung müssen wir ganz in der Nähe sein.“

„Du vermuthest recht, mein Sohn. Aber ich weiß gewiß, daß es die Stadt Avignon ist, auch wenn ich mir über unsere Nähe daran nicht im Klaren wäre.“

„Wie so, mein Vater, woran erkennst Du dies?“

„An dem Klange des Glockenschlages. Die Glocke, mein Sohn, hat so einen vollen, majestätischen Klang, sie dringt durch Berg und Thal, durch Wald und Feld, aber auch bis in das innerste Herz und schlägt nicht nur seelenlos an das Ohr. Siehst Du, solche Glocken schlagen blos in den Residenzen großer und mächtiger Kirchenfürsten. Da nun aber meines Wissens noch in dieser Gegend kein Bischofs- oder Cardinalssitz ist, so muß die Glocke in Avignon sein, einer der Residenzen unseres allerheiligsten Vaters.“

„So lasset uns eilen, mein Vater!“

„Nicht zu sehr, sonst stürzen die Rosse, wir aber haben größeren Aufenthalt, als wenn wir unseren gewöhnlichen, gar nicht langsamen Trab beibehalten. Noch einige Minuten und wir sind vor der Stadt.“

Die Worte des Comthurs bestätigten sich; in Zeit von einer Viertelstunde befand man sich vor einer hohen, umfangreichen Mauer; grau und düster schien schon die Außenseite anzuzeigen, welche dunkle Umtriebe und schwere Bosheiten in dieser Stadt ausgebrütet und verübt worden waren und noch in Aussicht standen.

Das Thor war fest verschlossen, kein Wächter zeigte sich. Oede und einsam, wie ausgestorben und von Gott und der Welt verlassen, lag sie da, die alte Stadt.

„Heinz, tritt ein paar Mal an das Thor, wirf ein Paar

Steine dagegen und sieh zu, ob Du den faulen Gauch von einem Thorwart nicht den Schlaf aus seinem nichtsnutzigen Schädel pochest."

Der bezeichnete dienende Bruder stieg ab, packte einen großen Stein und schlug damit gegen das stark mit Eisen beschlagene Thor, als ob er es hätte in Stücken hauen müssen.

Es dauerte gar nicht lange, so erschien in dem Thurmfenster, welches sich über dem Thore befand, der Kopf eines Bewaffneten. Brummend rief er herab:

„Was ist für Gesindel vor den Thoren der Stadt des allerheiligsten Vaters? Macht, daß Ihr weiter kommt, oder es soll Euch nicht glimpflich gehen."

„Hundeseele, auf der Stelle mach auf, oder ich lasse Dir die Nase aus dem Gesicht und Deine lose Zunge aus dem Maule schneiden, so wahr mir Gott helfe! Schurke, ich will Dich lehren, Ritter des heiligen Tempels von Zion wie Strauchdiebe von des Papstes Residenz abzuweisen! Auf, sage ich noch einmal!" donnerte der Comthur dem Erschrockenen zu.

Wie der Blitz war dieser am Thore und entschuldigte, dasselbe öffnend, seine Ungezogenheit unter tausend Betheurungen, er habe in der Dunkelheit die hochgeehrten Ritter nicht erkennen können.

Die Templer traten ein, das Thor schloß sich wieder.

„Wo ist das Tempelhaus, sag an!" fragte Gaston den Thorwächter.

„Ich werde die tapferen Ritter führen," sprach dieser, zündete eine Fackel von Olivenholz an und führte sie durch die Stadt. Was Gaston von ihr sah, diente nicht dazu, ihm eine günstige Meinung von ihr beizubringen. Krumme,

enge, winklige Straßen, schlecht und unregelmäßig gepflastert, feucht und schmutzig, alle zehn Schritte fast eine Kirche oder ein geistliches Gebäude, unheimlich aus der dunklen Häuserreihe sich erhebend, gaben ein Bild der damaligen Hierarchie, welche ihren Wohnsitz in Avignon aufgeschlagen.

Das große Templerhaus lag ziemlich am entgegengesetzten Ende der Stadt und war ohne Mauern; in der Residenz ihres Begünstigers verschmähten die Templer dergleichen Schutzmittel, sie glaubten sich sicher und nicht mit Unrecht. Diesen Orden beleidigen oder schädigen, hieß dem heiligen Vater in das Auge greifen.

Vor der massiven Eingangspforte stand ein dienender Bruder, jedoch ohne Hellebarde; er schien über die Ankunft bewaffneter Ordensbrüder sehr erstaunt, denn Besuch erhielt das Ordenshaus zu Avignon selten, man scheute es in der ganzen Gegend.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ redete der Comthur den dienenden Bruder an und stieg vom Rosse. Die Uebrigen ahmten sein Beispiel nach.

„In Ewigkeit,“ lautete dessen grämliche Antwort.

„Ist der Comthur des Hauses schon auf oder ruht er noch im Arme des Schlummers?“

„Der Comthur Johann von Gaudin ist munter und mit den Brüdern bei der Morgenandacht.“

„Führe uns zu ihm.“

„Ich darf nicht wagen, den mir anvertrauten Posten zu verlassen.“

„Führe uns zu ihm, ich, der Comthur Hans von der Steinach, befehle es Dir. Dieser Bewaffnete hier — er deutete auf den Stadtwächter mit der Fackel — wird Dir seine Leuchte geben und zur Strafe für seine vorherige Frechheit

die Rosse halten und das Thor bewachen, bis man ihn ablöst."

„Gerne," sprach der Wächter, froh, so leichten Kaufes davon zu kommen. Der dienende Bruder aber führte die Reisenden in das Haus.

Heiligenbilder, Crucifixe, Madonnen u. s. w. waren an den Wänden und in den Ecken des großen Vorsaales angehäuft. Der vorausgehende dienende Bruder verbeugte sich andachtsvoll vor jedem Crucifixe und jedem Bilde, worüber die angekommenen Knappen sich manches Hohnlächeln erlaubten. Eine steinerne Wendeltreppe führte sie in das zweite Stock; schon auf der Treppe hörten die Ankommenden von vielen Stimmen den dreiundvierzigsten Psalm singen: Rex est deus et gloriose ornatus. Doch lauteten die Accorde eher, als ob sie von klagenden Mönchen, als von kräftigen Ritterstimmen gesungen würden, der Gesang machte mehr einen widerwärtigen Eindruck, als daß er Andacht erweckte.

Steinach öffnete die Thüre. Tempelherren, Capelläne und dienende Brüder lagen im Kreise auf den Knieen und sangen, die Hände vor der Brust gefaltet.

Obgleich Steinach ein sehr frommer Ritter war, fühlte er sich von dem Anblicke doch nicht erbaut. Des Morgens vor vier Uhr das vollständige Capitel auf dem Erdboden liegen zu sehen, gefiel ihm gar nicht, eben so wenig das ganze Betragen dieser seiner Brüder, es schien weniger aus Liebe zu Gott, als aus Gefälligkeit gegen den Comthur Johann von Gaudin hervorgegangen zu sein. Der einundvierzigjährige Mann mit grauem Haare, grauem Barte, einem Büßerantlitze und niedergeschlagenen Augen glich viel eher einem einsiedlerischen Frömmler, als einem Comthur der kriegerischen Templer; er lag inmitten des Kreises auf den

Knieen und hatte sein Haupt fast bis auf den Erdboden gebeugt.

Als der Psalter zu Ende gesungen, sprach Hans von der Steinach mit lauter Stimme:

„Gelobt sei Jesus Christus."

Langsam drehten sich die Häupter der Betenden nach den Eingetretenen, zeigten bleiche, verfallene Physiognomien und antworteten alle salbungsvoll:

„In Ewigkeit, Amen."

„Meine lieben Brüder, seid mir im Namen Gottes und unserer lieben Frauen willkommen. Kniet nieder, wir wollen den Psalm noch einmal und zwar zu Eurer Ehre singen."

„Ach was," versetzte Hans von der Steinach rauh. „Betens halber sind wir wahrlich nicht zu Euch gekommen, das können wir daheim zur Genüge. Erhebet Euch, es muß ein Capitel gehalten werden, rasch, meine Brüder, die Zeit drängt."

„Hier in diesem Hause befehle ich und ich will haben, daß man noch bete, denn nur Buße und Gebet erwerben das ewige Himmelreich," versetzte mit gesenkten Augen Johann von Gaudin unterwürfig, aber entschieden.

„Wenn einer hier befiehlt, so bin ich es," rief der deutsche Comthur drohend aus; Zorn über das Benehmen des Hauscomthurs erfüllte sein Herz. „Ich komme im Namen unseres erhabenen Großmeisters Thomas Berard und befehle Euch, Ritter vom heiligen Tempel zu Zion, sofort tretet Ihr zu einem Capitel zusammen."

Tiefe Entrüstung in den scheinheiligen Gesichtern erhoben sich die Frommen.

„So kommet denn!" sprach Johann von Gaudin, „auf

daß des Großmeisters Wille erfüllt werde." Man ging in das Refectorium.

Es war noch keine Stunde vorüber, so ritten der Comthur Hans von der Steinach, Gaston von St. André und die Knappen auf frischen Rossen, denen man ansah, sie wußten nicht, was Turnier ist, wieder zu den Thoren von Avignon hinaus, als ob es hinter ihnen brennte.

„An der ersten Herberge halten wir an und kehren wir ein, nach Avignon in das Tempelhaus tritt mein Fuß aber nie wieder!" sprach der Comthur halb mürrisch. halb lachend, „Großer Gott in dem allmächtigen Himmel, das sind Templer!"

„Wenn diese den Orden retten sollen," lachte Gaston, „werden die Hospitaliter keinen schweren Stand haben."

„Donnerwetter, können die beten," sprach ein Knappe, „und fromme Gesichter haben sie, daß der Teufel, falls er einem begegnet, gewiß ein entsetzliches Leibschneiden in seinen höllischen Gedärmen kriegt."

„Ich bat einen Knappen um einen Schluck Wein, weil ich vor Mattigkeit fast umfiel," sprach Heinz, „und der Kerl antwortete mir, indem er so ein frommes Schafsgesicht schnitt, wie ich noch niemals eines erblickt: Gebet giebt Kraft! Nein, von Eurem Wein mag ich nichts haben."

„Besser in Marseille in der Gesellschaft Chavannes und seiner schlimmen Genossen, als in der dieser Heuchler!" schloß Hans von der Steinach das Gespräch. „Jene übertreten das Gebot Gottes doch blos, diese aber schänden und profaniren es. Ich weiß mir gar nicht zu erklären, wie sich Gaudin verändert hat, vor wenig Jahren kannte ich ihn noch als einen der vergnügungssüchtigsten Ritter und jetzt betet er sich die Haare grau. Ich glaube immerhin, seine Frömmigkeit ist blos Schein."

Als die leuchtende Kugel der Sonne endlich die Wolken durchbrach, hielten die Templer an einer auf dem Wege nach Nimes liegenden Schenke. Die Ritter setzten sich an einen Tisch, die Knappen an einen dicht daneben stehenden. Man aß und trank weidlich, da es der Herbergsvater sich zur Ehre rechnete, einmal kriegerische Templer zu sehen. Manches Scherz- und Spottwort fiel ob der gleisnerischen Brüder in Avignon.

Viertes Capitel.

Kehren wir in das Tempelhaus zu Marseille zurück. Ein Thürmchen desselben nach der Seite des Hafens und des Meeres zu hatte wie alle übrigen seine Mauerluken; nur waren in diese Mauerluken Fensterchen von buntem Glase eingesetzt, dadurch wurde der Thurm sicherlich nicht fester und kriegstüchtiger, er war vorläufig aber auch zu etwas anderem bestimmt, als zur Abwehr von Angreifern.

In der Stadt galt dieser Thurm als der Aufbewahrungsort der Schätze des Ordens und als Geheimzimmer des Großpriors.

Betrachten wir diesen Thurm einmal von Innen. Die drei Reihen der übereinander liegenden Mauerluken zeigten die Existenz dreier Stockwerke an. Die beiden unteren Zimmer waren nicht sehr hell, da begreiflicher Weise das wenige Licht, welches durch die kleinen Fenster eindringen konnte, durch die bunten Glasscheiben noch obendrein geschwächt wurde. Es herrschte ein leichtes Halbdunkel, wenn nicht gerade die Sonne direkt an die Fenster schien. Die Zimmer waren außerdem ziemlich umfangreich; große goldene Kronleuchter an der Decke zeigten an, daß sie mit beginnender Dunkelheit dem Lichtmangel kräftig abzuwehren geeignet seien.

Es ist Morgen, Gaston von St. André und Hans von der Steinach sind soeben abgereist;. die Sonne bestrahlt die bunten Fensterchen des Hafenthurmes und es ist uns erlaubt, uns genau in den Thurmzimmern umzusehen.

Die Wände sind in dem untern Zimmer mit rothem Sammt ausgeschlagen, in den Sammt goldene Arabesken eingestickt; der Fußboden ist mit kostbaren türkischen Teppichen belegt. Tische und Sessel sind von Ebenholz, ein Ruhebette, dessen Füße goldene Löwenköpfe vorstellen, ist weich und hoch gepolstert und gleichfalls mit rothem Sammt überzogen. In dem unteren Zimmer befindet sich eine nach außen gehende Thüre, dieselbe führt in einige kleine Vorzimmer, die mit reichgearbeiteten Schreinen wahrhaft angefüllt sind. Das letztere derselben, welches in das Tempelhaus führt, ist fest verschlossen. Nur Wilhelm von Beaujeu führt den Schlüssel zu der äußeren Thüre. Von dem unteren Thurmzimmer führt eine schmale Wendeltreppe, deren Stufen gleichfalls mit bunten Teppichen bedeckt sind, in das mittlere Zimmer. Dasselbe ist ganz so ausgestattet, nur daß der Sammt an den Wänden königsblau, die Stickereien aber von Silber sind. Es führt in diesen Raum keine Thüre von Außen, der einzige Zugang ist die Wendeltreppe von unten. Werthvolle Gemälde in breiten goldenen Rahmen hängen an den Wänden; eine meisterhaft gearbeitete Laute liegt auf einem Tabouret. Einige große eiserne, mit Goldzierrathen versehene Kisten enthalten das gemünzte Geld und die Kleinodien des Provinzialschatzes. Auch von hier führt eine Wendeltreppe einen Stock höher.

Trat man in dieses Zimmer ein, das höchstliegende des Thurmes, so wurde das Auge geblendet. In den beiden unteren waren die kleinen Fenster sehr hoch an den Wänden

angebracht. Hier waren die Fenster tiefer und bedeutend größer, so daß man sogar sitzend bequem die Aussicht auf den Hafen und die blauen Wogen des Oceans genießen konnte. Eine strahlende Lichthelle fiel aber durch eine am Plafond befindliche Kuppel von geschliffenem, weißen Glase in die Mitte des Zimmers, welches mit Allem ausgestattet war, was der damalige Luxus kannte. Schneeweißer silberglänzender Atlas deckte die Wände, schwerer perlgrauer Seidenstoff, große Seidenquasten an goldene Stäbe, die sich um die Kuppel zogen, gebunden, fiel in malerischen Falten herab, nur an den Fenstern leichte Oeffnungen bildend. Die Falten wurden durch goldene, mit Rubinen besetzte Agraffen zusammen gehalten.

Möbels, wie sie nur die Kunst und ein unendlicher Fleiß zu erzeugen vermochten, glänzten reich mit Gold und Silber beschwert, überall, wo es nur der Raum und das Auge erlaubten. Auf den Tischen ruhten die herrlichsten Muscheln fremder Länder und Meere, goldene, getriebene Pokale, Vasen, Kannen, jedes ein Meisterwerk von ungeheurem Werthe. Ihre Anordnung war geschmackvoll und sinnig, die Hand auch des Frechsten würde sich gescheut haben, Etwas zu berühren. In der Mitte des Zimmers befand sich ein rundes Gestell von Ebenholz, pyramidenförmig zulaufend enthielt es eine Reihe über einander liegender Platten, die über und über mit exotischen in rothen, mit goldenen, erhabenen Figuren gezierten Thonscherben blühenden Blumen bedeckt waren, so daß der ganze Flor ein Strauß zu sein schien.

Während die untern Zimmer Wohlgerüche aus dem Morgenlande durchzogen, athmete man in dem oberen einen lieblichen Blumenduft.

Eine leichte Kühlung durchzog das zauberische Gemach, ein Zeichen, daß die Fenster geöffnet waren.

Lautlose Stille herrschte, es regte sich nicht einmal eine Mücke. Plötzlich erscholl von einer in der Nähe gelegenen Cathedrale ein vollständiges Läuten; majestätisch tönten die vollen Glockenaccorde durch die reine Luft, riefen jedes fromme Herz zum Gebete und erstarben weit oben im Gebirge in den dunkeln Tannenforsten. Sowie der erste Schlag erklang, konnte der aufmerksame Beobachter eine leise Bewegung hinter dem grauen Faltenwurfe an einem Fenster wahrnehmen und dabei ein leichtes Rauschen von seidenen Stoffen, doch wußte man nicht, rührte letzteres Geräusch von dem Vorhange her oder nicht.

Ein leichter Windzug vom Meere her kam dem Späherauge zu Hülfe, er öffnete auf einen Augenblick die schweren Seidenfalten und gewährte einen kurzen Blick dahinter. Auf einem Tabouret von kostbarer Arbeit stand ein Stickrahmen von Ebenholz und Perlmutter, auf dem Teppiche aber kniete, das Antlitz durch das geöffnete Fenster dem Himmel zugewandt, ein Weib, die Hände zum Gebete gefaltet: es war die Zeit der None.

Außer dem glänzend schwarzen, von einem fingerbreiten goldenen Reif um die Stirne zusammen gehaltenen Haare, welches in langen Locken auf die Schultern zurückfiel, und einen langen weißen Spitzenschleier durchstrahlte, der das Gesicht zu verdecken und nach hinten zurück zu schlagen eingerichtet war, sowie einer schönen Figur vermochte man im Augenblicke nichts zu erkennen.

Nachdem eine Viertelstunde verflossen und die Glocken schwiegen, konnte man abermals eine Bewegung hinter dem grauen Seidenwurfe wahrnehmen. Gleich darauf griff eine kleine, schmale, blendend weiße Hand in denselben und öffnete ihn: die Dame trat heraus.

Es war ein hohes, majestätisches Wesen, eine wahrhaft königliche Erscheinung.

Ein blendend weißes Antlitz zeigte sanft geröthete Wangen. Die Stirne war hoch und gewölbt; zwei Augenbrauen von der Schwärze des Ebenholzes, eben solche Wimpern beschatteten zwei Augen, deren feuchtes Dunkel schwärmerische Liebe verrieth. Die Nase war gerade, wohl gestaltet und bekundete Energie, der Mund leicht an der Oberlippe aufgeworfen, ein Zeichen des Stolzes. Das Kinn edel, mit einem leichten Grübchen versehen, der schlanke, wohlgeformte Hals von einer tadellosen Weiße. Wenn die Dame auch keine vollendete Schönheit genannt werden konnte, so lag doch in ihrem stolzen Antlitze und der Harmonie ihrer Züge etwas zu gleicher Zeit unendlich Anziehendes, dabei aber auch sehr Achtunggebietendes. Der übrige Körper verschwand in einem weiten Ueberwurfe von apfelgrüner Seide, überreich mit schwarzen Sammtbändern besetzt und in der Mitte von einer feinen goldenen Kette leicht zusammen gehalten, woran ein Täschchen von weißem Leder hing, wodurch eine fast mit den Händen umspannbare Taille sichtbar wurde. Auf dem Ueberwurfe breitete sich eine Spitzenkrause von wahrhaft kunstreicher Arbeit um den Hals, unter ihm trug die Dame ein weißes Wollkleid, dessen äußerst feiner Stoff nicht aus Europa stammte. Volle Arme, an welche die Aermel sich eng anschlossen und bis zur kleinen Hand reichten, schauten aus den weiten kurzen Faltenärmeln des Ueberwurfs hervor. Goldene Armbänder, reich mit Brillanten besetzt, glänzten an dem Arme der stolzen Dame; ein einfacher schmaler Goldreif schlang sich um den Ringfinger der linken Hand.

Wie schon gesagt, bedeckte ein langer durchsichtiger weißer Schleier die rabenschwarzen Locken, der dazu eingerichtet

war, hintenab zu hängen und vorgeschlagen zu werden. Vier Perlennadeln befestigten ihn in das duftende volle Haar.

Jeder Schritt, jede Bewegung der etwa zwanzig- bis zweiundzwanzigjährigen Dame zeugten von hoher Würde und königlichem Anstande. Einen fragenden Blick auf die Wendeltreppe werfend, schien sie Jemanden zu erwarten; für die Kostbarkeiten und Kleinodien im Zimmer hatte sie durchaus kein Auge.

Sie ging im Zimmer mit stolzen Schritten auf und nieder; eine gewisse Unruhe, die zuletzt in offenbare Ungeduld überging, bemächtigte sich ihres ganzen Wesens; eine höhere Röthe bedeckte das feine Gesicht, ein leiser Anflug von Zorn glänzte im schwarzen Auge. Plötzlich stampfte sie ungeduldig auf, wobei ein kleiner, in weißen Atlas gekleideter Fuß zum Vorschein kam.

Ebenso schnell als ihr Zorn entbrannt, legte er sich jedoch auch wieder; ein Blitz der Freude, von einem nachhaltigen der Liebe gefolgt, entsprang ihrem Auge, sie neigte ihr edles Haupt etwas vor und lauschte. Ihr feines Gehör bemerkte leichtes Sporengeklirr; die Schritte konnte man des dicken dämpfenden Teppichs halber nicht vernehmen.

Kaum hatte sie sich jedoch überzeugt, daß sie sich nicht getäuscht und wirklich Jemand komme, so nahm sie sofort eine Miene beleidigter Würde an, obgleich in Wahrheit ihr Herz nichts davon kannte.

Nach Verlauf einiger Secunden erschien Wilhelm von Beaujeu, der Großprior, im Zimmer. Er trug keine Rüstung, der weiße Templermantel deckte den weißen, gestickten Wappenrock. Bei seinem Eintritte nahm er seine Mütze ab, verbeugte sich leicht vor der Dame und sprach mit zufriedenem Lächeln und heiterer Stimme: „Guten Morgen, meine schöne, meine

stolze Helene.“ Bei diesen Worten ging er mit ausgebreiteten Armen auf sie zu.

„Wilhelm, Du kommst heute wieder einmal sehr spät, um mir guten Morgen zu wünschen,“ versetzte sie schmollend. „Wahrscheinlich warst Du wieder mit Deinem guten Freunde Chavannes und dessen liederlichen Cumpanen über Nacht bei einem Gelage, hast Dich erst bei Sonnenaufgang zu Bette gelegt und gedacht: Helene kann schon warten, hat sie doch Unterhaltung in ihren lebendigen Zimmern genug.“

„Wie doch selbst der Tadel aus dem Munde meiner holden Helene angenehm klingt,“ antwortete Beaujeu, die nach dem Ergusse ihrer Klage nicht mehr Widerstrebende, die in gleicher Größe mit ihm war und deshalb größer als er aussah, zärtlich umarmend, „ich glaube, wenn Du mein Todesurtheil aussprächest, sogar wenn Du mir mittheiltest, Du liebtest mich nicht mehr, Kleinod meiner Seele, ich würde dem Balsamhauche Deiner Stimme lauschen und mit Wollust Deinen herrlichen und ach so grausamen Mund küssen müssen.“

Ganz und gar besänftigt blickte bei diesen Worten Helene dem Templer in das Auge; eine tiefe Liebe sprach sich in ihrem Blicke aus, sie zog den Ritter fest an ihre Brust und drückte einen glühenden Kuß auf seinen Mund.

„Wilhelm, mein Wilhelm,“ rief sie in freudigem Entzücken, „wie oft mißtraute ich Deiner Liebe schon und nahm mir vor, Dir böse zu sein und zu zürnen, so oft ich aber Deine liebeglühende Sprache vernehme, so zittert mir das Herz vor lauter Wonne im Busen, ich möchte sofort an Deiner Heldenbrust aufgehen, aufgehen in Nichts, aber mit Dir, Wilhelm mit Dir, und unsere beiden Seelen müßten sich alsdann in einer einzigen vereinigen, die aber schweben und immer schweben durch das ewige Weltall, um nie, nie zu ermüden.“

„Helene, Geliebte meines Herzens, ich bin nicht so unersättlich in meinen Wünschen als wie Du, ich bin zufrieden mit dem, was ich bereits besitze, mit Deiner unwandelbaren Liebe, Du mein Kleinod."

„Wilhelm, nicht wahr, Du liebst mich und zwar sehr, sehr!"

„Das bist Du überzeugt, meine Holde."

„Sage mir aber, wie sehr Du mich liebst, Du stolzer Mann, wie sehr!"

„Ich liebe Dich mehr, als wie ich Vater und Mutter liebte, Helene," antwortete Beaujeu mit ernster Stimme, „ich liebe Dich mehr, als wie ich mich selbst liebe, mit einem Worte, sowie ein Mann das Mädchen seines Herzens lieben muß."

„Das genügt mir noch nicht, Wilhelm, das genügt mir noch nicht, Du Ritter, tapferer wie der Kriegsgott, Du Schrekken Deiner Feinde, Du Seele meiner Seele. Du hast noch eine andere Geliebte, auf welche ich eifersüchtig bin. Wilhelm, ich bin eifersüchtig."

„Närrchen, Du bist eifersüchtig? Ich soll eine Geliebte haben! Ich glaube, Du sprichst im Fieber!"

„Nein, nein, mein Wilhelm," rief Helene und schlug ihre Arme wonnetrunken um seinen Hals. „Du hast eine Geliebte, und ich, ich bin eifersüchtig auf sie."

„Ich versichere Dich nochmals, Du täuschest Dich mein Kind."

„Ich täusche mich nicht, Wilhelm, soll ich Dir sie nennen?

„Sprich!"

„Dein Orden, der Orden der Tempelherren."

„Närrchen, Närrchen —"

„Wilhelm, ich bin kein Närrchen, sage mir aber, o sage

Schüchtern ist er, wie ein Mädchen und erröthet, wenn er ein Frauenzimmer sieht. Nicht wahr, Helene, so haben die Frauen die Ritter gern?"

„Dann kann ich nicht begreifen, wie Dich eine lieben kann, Wilhelm!"

„Dich rechne ich auch nicht zu dem gewöhnlichen Geschlechte der Frauenzimmer, Helene, Du bist die Perle, die Zierde Deines Geschlechtes, Du bist die Göttin der Schönheit und der Liebe."

„Schmeichler, wie vielen Frauen machtest Du denn dieses Compliment schon?"

„So vielen, als ich liebte."

„Wie groß ist deren Zahl, Wilhelm?"

„Ihre Anzahl ist eins, mein Kind, und diese eine bist Du."

„Wenn also St. André ein Mädchen wäre, würdest Du Dich sicherlich nicht in ihn verlieben, Wilhelm?"

„Helene, sag mir einmal, was würdest Du mir antworten, falls ich mir erlaubte, dergleichen Fragen an Dich zu richten?"

„Ich würde sagen: beleidige mich nicht, Wilhelm von Beaujeu!"

„Habe ich nicht das Recht, Dir ein Gleiches zuzurufen, Helene?"

„Ich möchte dies Recht bezweifeln, Wilhelm. Du vergißt, daß, während ich und zwar gern meinen mir so lieb gewordenen Thurm bewohne, während ich mit Ausnahme meiner vertrauten Dienerin nur Dich sehe und oft sehr lange mit meiner Liebe allein bin, Du alle meine Schritte und Wege kennest, ich hingegen von den Deinigen erfahre, was Du mir mitzutheilen für gut findest. Erblicke aber hierin

keinen Vorwurf, Wilhelm, ich traue Dir, wie meinem Gotte und sage Dir diese meine Meinung nur, um Dir zu beweisen, daß Du nicht dasselbe Recht hast, Fragen des Inhalts wie vorhin an mich zu stellen, als ich es Dir gegenüber habe. Ueberdies hättest Du mir antworten sollen und zwar rasch und freudig, weißt Du doch, wie sehr Du mich beglückst, wenn Du mir sagst, Du liebtest mich, du schöner, stolzer Mann."

Sie küssend, antwortete ihr Beaujeu, sie beschwichtigend:

„Ereifere Dich doch nicht, mein süßes Weib, wie soll ich denn eine andere lieben können, als Dich."

„Das weiß ich ja auch, mein Wilhelm. Aber eben deswegen verletzte mich vorhin Dein Scherz, als ob ich einmal aufhören könnte, Dich zu lieben."

„Ich brauche also auf den Provençalen nicht eifersüchtig zu sein?" lachte Beaujeu.

„Geh, schäme Dich, Wilhelm! Traust Du mir nicht so viel Geschmack zu, den Knaben zu verschmähen, wo ich den Mann mein eigen nenne!"

„So höre ich mein Weib gerne reden, Helene."

„Noch eine Frage erlaube mir, geliebter Gatte."

„Sprich, mein theures Weib."

„Wie viel sind noch von Deinen Brüdern hier im Hause verheirathet?"

„Wie kommst Du zu der Frage?"

„Du wirst dies gleich erfahren, beantworte sie nur vorerst."

„Nun denn, so vernimm: außer mir, dem Großprior, ist Niemand hier verehelicht; ich allein wagte den verwegenen Schritt. Ich weiß dies um so gewisser, als kein Bruder ohne meine Erlaubniß würde eine Gemahlin im Ordenshause

halten können. Und wenn ich auch das Gesetz in meiner eignen Angelegenheit übertrat, so bin ich doch durchaus nicht gewillt, meine Erlaubniß einem Andern zu ertheilen, oder auch nur deshalb ein Auge zuzudrücken."

„Wie kommt es aber dann, Wilhelm," fragte Helene und warf einen forschenden Blick auf den Großprior, „wie kommt es dann aber, daß außer mir noch andere Frauenzimmer im Hause sind. In welcher Eigenschaft halten sie sich hier auf?"

„Wie kommst Du zu der barocken Annahme, mein Engel, daß außer Dir noch fremde Frauen im Hause sind?"

„Willst Du es leugnen, Wilhelm?" versetzte Helene scharf, wobei ihr Blick ruhig an dem des Großpriors haftete.

„Nun gut, ich will es nicht leugnen, doch was kann Dich dies kümmern?"

„Was und wie sehr mich dies angeht, wirst Du selbst gleich einsehen."

„Ich bin sehr begierig."

„Was haben diese Personen im Hause zu schaffen? Wilhelm, sprich die Wahrheit."

„Nun, wenn Du es durchaus wissen mußt, sie waschen und backen für die Brüder."

„Wilhelm, Du lügst; ich würde es schon an dem Tone Deiner Stimme merken, wüßte ich es nicht noch aus besserer Quelle. Den dienenden Brüdern liegt das Waschen und Backen ob, ich weiß dies. Aber die sind auch noch viel zu bequem, um diese doch gewiß ganz leichten Geschäfte zu besorgen, denn schon oft sah ich sie von meinem Fenster aus mit Körben auf den Schultern angezogen kommen, worin mein scharfes Auge nicht nur frisch gewaschenes Weißzeug, sondern auch Brode und sonstiges Gebäck entdeckte. Schäme

Dich, Wilhelm, daß Du nicht besser auf den Dienst Deiner Brüder und Untergebenen siehst."

„Helene, ich bitte Dich, ärgere Dich nicht über solche Kleinigkeiten. Wenn Du willst, so befehle ich den Dienern, daß sie diese Arbeiten in Zukunft selbst verrichten sollen."

„Nicht weil ich es will, Wilhelm, sondern weil es die Pflicht erheischt, mußt Du dies wieder einführen."

„Gut, es mag sein."

„Aber Du schuldest mir noch eine Antwort, Wilhelm: warum sind jene Frauen hier? — Du schweigst," fuhr sie fort, während eine lebhafte Röthe der tiefsten sittlichen Entrüstung ihr edles Antlitz überflog, „Du schweigst! So werde ich es Dir sagen: Buhlerinnen sind es, Buhlerinnen jenes nichtswürdigen Chavannes und seiner Gleichgesinnten. Ich ahnte dies wohl, denn es gingen schon in meiner Jugend schlimme, sehr schlimme Gerüchte über Eure Moralität im Volke umher, nie aber glaubte ich, daß der biedere, stolze Großprior Wilhelm von Beaujeu, die Blüthe der Ritterschaft, mein so innig geliebter Gemahl, solch ein schnödes Unwesen dulden würde. Als aber meine brave Dienerin einige dunkle Aeußerungen fallen ließ, als ich selbst öfters freches Gelächter bis zu meinem entlegenen Thurm dringen hörte, als ich schließlich jetzt Dein Schweigen bemerken mußte, Wilhelm, ist mir endlich klar geworden: das Templerhaus birgt öffentliche Dirnen! Pfui, schäme Dich, Du schwacher Mann, so Etwas zu dulden!"

Bebend vor Unwillen schwieg das edle Weib; ihr fragender Blick forderte drohend eine Antwort.

„Meine liebe Helene," versetzte der Großprior gelassen, „wenn ich bedenke, daß auch ich gegen die Gesetze des Or-

dens verstieß, indem ich Dir meine Hand zum ehelichen Bunde reichte, so mag ich auch nicht zu streng gegen meine Brüder verfahren, die aus Liebe ähnlich handelten, wie ich."

„Wilhelm, was sagst Du da! Bedenkst Du, was Du sprichst, Unglücklicher!" rief das Weib und richtete sich drohend in die Höhe, die ganze Majestät ihrer Erscheinung drückte sich in dem stolzen Blicke aus, der zur Genüge bekundete, wie tief ihre edle Weiblichkeit verletzt sei. „Unglücklicher, Du sagtest, Deine Brüder handelten aus Liebe ähnlich wie Du! Wilhelm, wenn die Selbstschändung Deiner Brüder, die sich an gemeine, freche Dirnen wegwerfen, Deiner mir gegenüber so oft gerühmten Liebe nur im Entferntesten gliche, Wilhelm, ich würde diese Liebe verwünschen, verabscheuen, verfluchen, Dir aber würde ich sagen: Großprior Wilhelm von Beaujeu, Du bist ein Niederträchtiger!!"

Ganz vernichtet sank das Weib in das Sopha zurück.

„Was sprichst Du, meine traute Gattin?" rief Beaujeu aus und wollte sie an sich ziehen. „Redest Du im Fieber, kennest Du mich nicht mehr?"

„Nein, ich kenne Dich nicht mehr, Wilhelm von Beaujeu," rief sie im Uebermaße ihrer schmerzhaften Gemüthsbewegung aus und stieß den Ritter, welcher so manchen Helden wie eine Feder zu Boden geworfen, mit einer Kraft zurück, daß er taumelte. „Sprich, Beaujeu, kennt Jemand vom Orden meine Anwesenheit in diesem Hause?"

„Außer Chavannes und Veit Walter, dem Untermarschalle, den Zeugen unserer Verheirathung, sowie dem Capellan Andreas, unserem Einsegner, Niemand."

„Schwörst Du dies, Wilhelm?"

„Ich schwöre es Dir, Helene, bei dem Haupte meines verstorbenen Vaters," sprach Beaujeu erschüttert; „auch schwöre

ich, daß aus ihrem Munde Niemand ein darauf bezügliches Wort erfährt.“

„So vernimm, Wilhelm, was ich Dir sage. Nicht aus Begierde zu dem großen Reichthume des Ordens reichte ich Dir die Hand, denn mein Vater, der Goldschmied Armand Berthoud, besitzt mehr Geld, als der gesammte Tand“ — sie zeigte mit einer wegwerfenden Handbewegung auf die sie umgebenden, zahllosen Kostbarkeiten — „hier in diesem Hause ausmacht, den ich verachte, und ich bin sein einziges, ach von ihm so sehr geliebtes Kind; nicht Deine hohe Stellung bestach mich, denn viele ausgezeichnete Ritter wollten ihre angeborenen Vorurtheile verleugnen und mich ehelichen, nein, jene tiefe, unendliche Liebe, von der sich der Verstand selbst keine Rechenschaft geben kann, die das magische Band ist, welches Seelen an einander kettet, sie erfaßte mein Herz und zog mich zu Dir hin, nicht der Hochmuth, den tapferen Ritter Wilhelm von Beaujeu mein eigen zu nennen, jene Liebe war es, die mich heimlicher Weise aus dem Hause meiner ob der Entfernung ihrer Tochter so tiefbetrübten Eltern zog, jene Liebe war es, die mich der Welt entsagen ließ, um in den engen Mauern eines steinernen Thurmes und auf ewig von der Welt abgeschlossen Dir ewig anzugehören, jene Liebe war es, die mich das Verbrechen begehen ließ, einem Bruder vom heiligen Tempel zu Zion behülflich zu sein, der von ihm gelobten Pflicht abtrünnig zu werden und diese Liebe, Wilhelm, sie war, sie ist noch mein Glück. Aber, Wilhelm, die Ehre eines tugendsamen Weibes geht noch über ihre Liebe; ehe ich Dir angehörte, mußte ein Priester die heiligen Band um uns schlingen und wenn der gelehrte Geistliche in unserem Schritte keine Sünde erblickte, so brauchte weder meine liebende Seele vor einem solchen Schritte zurückzubeben, noch

meine jungfräuliche Stirne davor zu erröthen. Wilhelm von Beaujeu! Wenn ich nur ahnen könnte, es ginge in der Stadt das Gerücht, Helene Berthoud ist in dem Templerhause bei Buhldirnen und frechen Weibern, sofort würde ich mir einen Dolch in meinen Busen stoßen und meinem armen Herzen mit seinem Blute jene Liebe zu Dir entströmen lassen, die nur mit meinem Leben endigt. Wilhelm von Beaujeu, wenn auch meine greisen Eltern sich zu Tode betrüben, so sollen sie doch nicht über die Handlungsweise ihrer Tochter erröthen. Sie tragen ihr weißes Haar mit Ehren, meine Schande aber würde ihr schmerzlichster Tod sein, ich bin jedoch nicht gewillt, freventlich eine Elternmörderin zu werden. Wilhelm, meine Liebe zu dir ist übergroß, so weit geht sie aber, Gott sei Dank! nicht!"

Erschöpft sank sie in die Kissen zurück. Es trat eine lange Pause ein. Auf der Stirne des Großpriors perlte kalter Schweiß, er sah ein, welch eine herrliche Gemahlin er besaß, er fürchtete sie zu verlieren, ich sage fürchtete, denn seine Liebe zu ihr war, trotzdem er ein leichtsinniger, frivoler Lebemann war, nie größer als in diesem Augenblicke, wo er ihren Werth vollkommen schätzen lernte.

„Helene, angebetetes Weib," stammelte er endlich mit fast heiserer Stimme, sank ihr zu Füßen und umspannte ihre Kniee, „sprich, wie kann ich mein Benehmen gegen Dich, was mir erst jetzt als eine schändliche Niederträchtigkeit erscheint, sprich, Du herrliches Wesen, wie kann ich mein Benehmen wieder gut machen und Dir Deine Seelenruhe zurück geben, die mein Glück ist? Sprich, Wilhelm von Beaujeu, der Großprior der Templer kann Alles, Alles, wenn es sein Weib, seine Helene, wünscht!"

„Wilhelm," rief die Frau mit lebhafter Stimme und leuchtenden Augen, „Wilhelm, sage, liebst Du mich?"

„Helene, ich liebe Dich!" versetzte der eherne Ritter in einem Affecte, der zu deutlich das Gepräge der Wahrheit trug und eine unendliche Liebe bekannte.

„So wirst Du jene nichtswürdigen Dirnen aus diesem Hause jagen, noch heute fortjagen, um Deiner Gattin ihre Ehre, ihre Ruhe, das Glück ihrer Seele zurückzugeben?"

„Ich werde es," antwortete der Großprior mit großer Entschiedenheit; „war ich es doch Deiner, meiner Ehre schon längst schuldig" und er erhob sich. In unendlichem Entzücken, eine Himmelswonne im Busen, zog ihn die Gattin zu sich, drückte ihr brennendes Haupt an seine volle Brust und brach in dem Uebermaße ihrer Liebe in einen Strom von Thränen aus. Sie benetzte das rothe Kreuz auf dem weißen Mantel mit ihren heißen Zähren, Beaujeu aber schlang seine Arme um das theure Weib und betrachtete ihre Freude mit Blicken der größten Theilnahme, der innigsten Liebe.

Wie nach langem Regenschauer die Sonne um so freundlicher aus dem sie umgebenden Wolkenschleier blickt, so schaute Helene, nachdem ihre Thränen versiegt, den theuren Gatten mit zärtlichem Auge an. „Ich wußte ja, mein Wilhelm ist gut, denn er liebt," begann sie und das Glück ihres Herzens sprach sich im Tone ihrer Stimme aus. „Wilhelm, verzeihe, verzeihe, daß ich Dir, wenn auch nur einen Augenblick lang solch schnödes Unrecht that."

„Verzeihe mir im Gegentheil, mein göttliches Weib, weil ich nicht Alles that, um Dir die Umgebung, die Würde einer Königin zu verschaffen."

„Schweig, Geliebter," antwortete sie und drückte ihm ihr weißes Händchen auf den Mund, welches er küßte. Darauf verfolgte sie die Spitzen seines langen Bartes bis in ihre äußersten Enden und sprach lächelnd:

ander; an ein üppiges Faullenzerleben im Ordenshause gewöhnt, wollte ihnen die Strapatze durchaus nicht gefallen.

Nur Hans von der Steinach schien nichts von Ermüdung zu fühlen, der eiserne Comthur ritt trotz seines hohen Alters ebenso stolz und so keck, als er Marseille am frühen Morgen verlassen.

Noch sah und hörte man nichts von Avignon; mehr und mehr keuchten die Pferde, da drang endlich von ferne ein ziemlich dumpfer Glockenschlag an das Ohr der Reisenden. Steinach hielt sein Roß an und lauschte aufmerksam auf den Klang.

„Der Ort, aus dem der Glockenschlag kommt, ist noch eine kleine halbe Meile von hier entfernt,“ sprach er.

„Bist Du dessen gewiß?“ fragte St. André, welcher diese Nachricht gar nicht übel aufnahm, da er sich und seinem Thiere von ganzem Herzen Ruhe gönnte.

„Was solche Streckentaxationen anbelangt, so irre ich mich nie,“ entgegnete der Greis mit Zuversicht. „Gaston, mein Sohn, sei Du einmal fast ein halbes Jahrhundert im Krieg und auf der Reise, so wird Dir das Vermögen, aus Klängen, Lauten und Tönen auf die Entfernung zu schließen, gewiß nicht ermangeln.“

„Mein Vater, es ist aber auch hohe Zeit, daß wir zur Ruhe gelangen. Die Rosse sind dem Umfallen nahe und, merkst Du, es beginnt sich Regen einzulegen.“

„Was liegt dem Templer an dem Leben eines Rosses!“ rief der Alte stolz aus, „da er seines zu jeder Stunde einsetzt; was kümmert ihn der Regen, da er gewohnt ist, sich in Blut zu baden. Ueberdies, mein Sohn, weißt Du denn, daß jener Glockenschlag von Avignon kommt, denn dort und nirgends anders rasten wir.“

„Ich vermuthe dies, denn nach Eurer Beschreibung müssen wir ganz in der Nähe sein."

„Du vermuthest recht, mein Sohn. Aber ich weiß gewiß, daß es die Stadt Avignon ist, auch wenn ich mir über unsere Nähe daran nicht im Klaren wäre."

„Wie so, mein Vater, woran erkennst Du dies?"

„An dem Klange des Glockenschlages. Die Glocke, mein Sohn, hat so einen vollen, majestätischen Klang, sie dringt durch Berg und Thal, durch Wald und Feld, aber auch bis in das innerste Herz und schlägt nicht nur seelenlos an das Ohr. Siehst Du, solche Glocken schlagen blos in den Residenzen großer und mächtiger Kirchenfürsten. Da nun aber meines Wissens noch in dieser Gegend kein Bischofs- oder Cardinalssitz ist, so muß die Glocke in Avignon sein, einer der Residenzen unseres allerheiligsten Vaters."

„So lasset uns eilen, mein Vater!"

„Nicht zu sehr, sonst stürzen die Rosse, wir aber haben größeren Aufenthalt, als wenn wir unseren gewöhnlichen, gar nicht langsamen Trab beibehalten. Noch einige Minuten und wir sind vor der Stadt."

Die Worte des Comthurs bestätigten sich; in Zeit von einer Viertelstunde befand man sich vor einer hohen, umfangreichen Mauer; grau und düster schien schon die Außenseite anzuzeigen, welche dunkle Umtriebe und schwere Bosheiten in dieser Stadt ausgebrütet und verübt worden waren und noch in Aussicht standen.

Das Thor war fest verschlossen, kein Wächter zeigte sich. Oede und einsam, wie ausgestorben und von Gott und der Welt verlassen, lag sie da, die alte Stadt.

„Heinz, tritt ein paar Mal an das Thor, wirf ein Paar

Steine dagegen und sieh zu, ob Du den faulen Gauch von einem Thorwart nicht den Schlaf aus seinem nichtsnutzigen Schädel pochest."

Der bezeichnete dienende Bruder stieg ab, packte einen großen Stein und schlug damit gegen das stark mit Eisen beschlagene Thor, als ob er es hätte in Stücken hauen müssen.

Es dauerte gar nicht lange, so erschien in dem Thurmfenster, welches sich über dem Thore befand, der Kopf eines Bewaffneten. Brummend rief er herab:

„Was ist für Gesindel vor den Thoren der Stadt des allerheiligsten Vaters? Macht, daß Ihr weiter kommt, oder es soll Euch nicht glimpflich gehen."

„Hundeseele, auf der Stelle mach auf, oder ich lasse Dir die Nase aus dem Gesicht und Deine lose Zunge aus dem Maule schneiden, so wahr mir Gott helfe! Schurke, ich will Dich lehren, Ritter des heiligen Tempels von Zion wie Strauchdiebe von des Papstes Residenz abzuweisen! Auf, sage ich noch einmal!" donnerte der Comthur dem Erschrockenen zu.

Wie der Blitz war dieser am Thore und entschuldigte, dasselbe öffnend, seine Ungezogenheit unter tausend Betheurungen, er habe in der Dunkelheit die hochgeehrten Ritter nicht erkennen können.

Die Templer traten ein, das Thor schloß sich wieder.

„Wo ist das Tempelhaus, sag an!" fragte Gaston den Thorwächter.

„Ich werde die tapferen Ritter führen," sprach dieser, zündete eine Fackel von Olivenholz an und führte sie durch die Stadt. Was Gaston von ihr sah, diente nicht dazu, ihm eine günstige Meinung von ihr beizubringen. Krumme,

enge, winklige Straßen, schlecht und unregelmäßig gepflastert, feucht und schmutzig, alle zehn Schritte fast eine Kirche oder ein geistliches Gebäude, unheimlich aus der dunklen Häuserreihe sich erhebend, gaben ein Bild der damaligen Hierarchie, welche ihren Wohnsitz in Avignon aufgeschlagen.

Das große Templerhaus lag ziemlich am entgegengesetzten Ende der Stadt und war ohne Mauern; in der Residenz ihres Begünstigers verschmähten die Templer dergleichen Schutzmittel, sie glaubten sich sicher und nicht mit Unrecht. Diesen Orden beleidigen oder schädigen, hieß dem heiligen Vater in das Auge greifen.

Vor der massiven Eingangspforte stand ein dienender Bruder, jedoch ohne Hellebarde; er schien über die Ankunft bewaffneter Ordensbrüder sehr erstaunt, denn Besuch erhielt das Ordenshaus zu Avignon selten, man scheute es in der ganzen Gegend.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ redete der Comthur den dienenden Bruder an und stieg vom Rosse. Die Uebrigen ahmten sein Beispiel nach.

„In Ewigkeit,“ lautete dessen grämliche Antwort.

„Ist der Comthur des Hauses schon auf oder ruht er noch im Arme des Schlummers?“

„Der Comthur Johann von Gaudin ist munter und mit den Brüdern bei der Morgenandacht.“

„Führe uns zu ihm.“

„Ich darf nicht wagen, den mir anvertrauten Posten zu verlassen.“

„Führe uns zu ihm, ich, der Comthur Hans von der Steinach, befehle es Dir. Dieser Bewaffnete hier — er deutete auf den Stadtwächter mit der Fackel — wird Dir seine Leuchte geben und zur Strafe für seine vorherige Frechheit

die Rosse halten und das Thor bewachen, bis man ihn ablöst.“

„Gerne,“ sprach der Wächter, froh, so leichten Kaufes davon zu kommen. Der dienende Bruder aber führte die Reisenden in das Haus.

Heiligenbilder, Crucifixe, Madonnen u. s. w. waren an den Wänden und in den Ecken des großen Vorsaales angehäuft. Der vorausgehende dienende Bruder verbeugte sich andachtsvoll vor jedem Crucifixe und jedem Bilde, worüber die angekommenen Knappen sich manches Hohnlächeln erlaubten. Eine steinerne Wendeltreppe führte sie in das zweite Stock; schon auf der Treppe hörten die Ankommenden von vielen Stimmen den dreiundvierzigsten Psalm singen: Rex est deus et gloriose ornatus. Doch lauteten die Accorde eher, als ob sie von klagenden Mönchen, als von kräftigen Ritterstimmen gesungen würden, der Gesang machte mehr einen widerwärtigen Eindruck, als daß er Andacht erweckte.

Steinach öffnete die Thüre. Tempelherren, Capelläne und dienende Brüder lagen im Kreise auf den Knieen und sangen, die Hände vor der Brust gefaltet.

Obgleich Steinach ein sehr frommer Ritter war, fühlte er sich von dem Anblicke doch nicht erbaut. Des Morgens vor vier Uhr das vollständige Capitel auf dem Erdboden liegen zu sehen, gefiel ihm gar nicht, eben so wenig das ganze Betragen dieser seiner Brüder, es schien weniger aus Liebe zu Gott, als aus Gefälligkeit gegen den Comthur Johann von Gaudin hervorgegangen zu sein. Der einundvierzigjährige Mann mit grauem Haare, grauem Barte, einem Büßerantlitze und niedergeschlagenen Augen glich viel eher einem einsiedlerischen Frömmler, als einem Comthur der kriegerischen Templer; er lag inmitten des Kreises auf den

Knieen und hatte sein Haupt fast bis auf den Erdboden gebeugt.

Als der Psalter zu Ende gesungen, sprach Hans von der Steinach mit lauter Stimme:

„Gelobt sei Jesus Christus."

Langsam drehten sich die Häupter der Betenden nach den Eingetretenen, zeigten bleiche, verfallene Physiognomien und antworteten alle salbungsvoll:

„In Ewigkeit, Amen."

„Meine lieben Brüder, seid mir im Namen Gottes und unserer lieben Frauen willkommen. Kniet nieder, wir wollen den Psalm noch einmal und zwar zu Eurer Ehre singen."

„Ach was," versetzte Hans von der Steinach rauh. „Betens halber sind wir wahrlich nicht zu Euch gekommen, das können wir daheim zur Genüge. Erhebet Euch, es muß ein Capitel gehalten werden, rasch, meine Brüder, die Zeit drängt."

„Hier in diesem Hause befehle ich und ich will haben, daß man noch bete, denn nur Buße und Gebet erwerben das ewige Himmelreich," versetzte mit gesenkten Augen Johann von Gaudin unterwürfig, aber entschieden.

„Wenn einer hier befiehlt, so bin ich es," rief der deutsche Comthur drohend aus; Zorn über das Benehmen des Hauscomthurs erfüllte sein Herz. „Ich komme im Namen unseres erhabenen Großmeisters Thomas Berard und befehle Euch, Ritter vom heiligen Tempel zu Zion, sofort tretet Ihr zu einem Capitel zusammen."

Tiefe Entrüstung in den scheinheiligen Gesichtern erhoben sich die Frommen.

„So kommet denn!" sprach Johann von Gaudin, „auf

daß des Großmeisters Wille erfüllt werde." Man ging in das Refectorium.

Es war noch keine Stunde vorüber, so ritten der Comthur Hans von der Steinach, Gaston von St. André und die Knappen auf frischen Rossen, denen man ansah, sie wußten nicht, was Turnier ist, wieder zu den Thoren von Avignon hinaus, als ob es hinter ihnen brennte.

„An der ersten Herberge halten wir an und kehren wir ein, nach Avignon in das Tempelhaus tritt mein Fuß aber nie wieder!" sprach der Comthur halb mürrisch, halb lachend, „Großer Gott in dem allmächtigen Himmel, das sind Templer!"

„Wenn diese den Orden retten sollen," lachte Gaston, „werden die Hospitaliter keinen schweren Stand haben."

„Donnerwetter, können die beten," sprach ein Knappe, „und fromme Gesichter haben sie, daß der Teufel, falls er einem begegnet, gewiß ein entsetzliches Leibschneiden in seinen höllischen Gedärmen kriegt."

„Ich bat einen Knappen um einen Schluck Wein, weil ich vor Mattigkeit fast umfiel," sprach Heinz, „und der Kerl antwortete mir, indem er so ein frommes Schafsgesicht schnitt, wie ich noch niemals eines erblickt: Gebet giebt Kraft! Nein, von Eurem Wein mag ich nichts haben."

„Besser in Marseille in der Gesellschaft Chavannes und seiner schlimmen Genossen, als in der dieser Heuchler!" schloß Hans von der Steinach das Gespräch. „Jene übertreten das Gebot Gottes doch blos, diese aber schänden und profaniren es. Ich weiß mir gar nicht zu erklären, wie sich Gaudin verändert hat, vor wenig Jahren kannte ich ihn noch als einen der vergnügungssüchtigsten Ritter und jetzt betet er sich die Haare grau. Ich glaube immerhin, seine Frömmigkeit ist blos Schein."

Als die leuchtende Kugel der Sonne endlich die Wolken durchbrach, hielten die Templer an einer auf dem Wege nach Nîmes liegenden Schenke. Die Ritter setzten sich an einen Tisch, die Knappen an einen dicht daneben stehenden. Man aß und trank weidlich, da es der Herbergsvater sich zur Ehre rechnete, einmal kriegerische Templer zu sehen. Manches Scherz- und Spottwort fiel ob der gleisnerischen Brüder in Avignon.

Viertes Capitel.

Kehren wir in das Tempelhaus zu Marseille zurück. Ein Thürmchen desselben nach der Seite des Hafens und des Meeres zu hatte wie alle übrigen seine Mauerluken; nur waren in diese Mauerluken Fensterchen von buntem Glase eingesetzt, dadurch wurde der Thurm sicherlich nicht fester und kriegstüchtiger, er war vorläufig aber auch zu etwas anderem bestimmt, als zur Abwehr von Angreifern.

In der Stadt galt dieser Thurm als der Aufbewahrungsort der Schätze des Ordens und als Geheimzimmer des Großpriors.

Betrachten wir diesen Thurm einmal von Innen. Die drei Reihen der übereinander liegenden Mauerluken zeigten die Existenz dreier Stockwerke an. Die beiden unteren Zimmer waren nicht sehr hell, da begreiflicher Weise das wenige Licht, welches durch die kleinen Fenster eindringen konnte, durch die bunten Glasscheiben noch obendrein geschwächt wurde. Es herrschte ein leichtes Halbdunkel, wenn nicht gerade die Sonne direkt an die Fenster schien. Die Zimmer waren außerdem ziemlich umfangreich; große goldene Kronleuchter an der Decke zeigten an, daß sie mit beginnender Dunkelheit dem Lichtmangel kräftig abzuwehren geeignet seien.

Es ist Morgen, Gaston von St. André und Hans von der Steinach sind soeben abgereist; die Sonne bestrahlt die bunten Fensterchen des Hafenthurmes und es ist uns erlaubt, uns genau in den Thurmzimmern umzusehen.

Die Wände sind in dem untern Zimmer mit rothem Sammt ausgeschlagen, in den Sammt goldene Arabesken eingestickt; der Fußboden ist mit kostbaren türkischen Teppichen belegt. Tische und Sessel sind von Ebenholz, ein Ruhebette, dessen Füße goldene Löwenköpfe vorstellen, ist weich und hoch gepolstert und gleichfalls mit rothem Sammt überzogen. In dem unteren Zimmer befindet sich eine nach außen gehende Thüre, dieselbe führt in einige kleine Vorzimmer, die mit reichgearbeiteten Schreinen wahrhaft angefüllt sind. Das letztere derselben, welches in das Tempelhaus führt, ist fest verschlossen. Nur Wilhelm von Beaujeu führt den Schlüssel zu der äußeren Thüre. Von dem unteren Thurmzimmer führt eine schmale Wendeltreppe, deren Stufen gleichfalls mit bunten Teppichen bedeckt sind, in das mittlere Zimmer. Dasselbe ist ganz so ausgestattet, nur daß der Sammt an den Wänden königsblau, die Stickereien aber von Silber sind. Es führt in diesen Raum keine Thüre von Außen, der einzige Zugang ist die Wendeltreppe von unten. Werthvolle Gemälde in breiten goldenen Rahmen hängen an den Wänden; eine meisterhaft gearbeitete Laute liegt auf einem Tabouret. Einige große eiserne, mit Goldzierrathen versehene Kisten enthalten das gemünzte Geld und die Kleinodien des Provinzialschatzes. Auch von hier führt eine Wendeltreppe einen Stock höher.

Trat man in dieses Zimmer ein, das höchstliegende des Thurmes, so wurde das Auge geblendet. In den beiden unteren waren die kleinen Fenster sehr hoch an den Wänden

angebracht. Hier waren die Fenster tiefer und bedeutend größer, so daß man sogar sitzend bequem die Aussicht auf den Hafen und die blauen Wogen des Oceans genießen konnte. Eine strahlende Lichthelle fiel aber durch eine am Plafond befindliche Kuppel von geschliffenem, weißen Glase in die Mitte des Zimmers, welches mit Allem ausgestattet war, was der damalige Luxus kannte. Schneeweißer silberglänzender Atlas deckte die Wände, schwerer perlgrauer Seidenstoff, große Seidenquasten an goldene Stäbe, die sich um die Kuppel zogen, gebunden, fiel in malerischen Falten herab, nur an den Fenstern leichte Oeffnungen bildend. Die Falten wurden durch goldene, mit Rubinen besetzte Agraffen zusammen gehalten.

Möbels, wie sie nur die Kunst und ein unendlicher Fleiß zu erzeugen vermochten, glänzten reich mit Gold und Silber beschwert, überall, wo es nur der Raum und das Auge erlaubten. Auf den Tischen ruhten die herrlichsten Muscheln fremder Länder und Meere, goldene, getriebene Pokale, Vasen, Kannen, jedes ein Meisterwerk von ungeheurem Werthe. Ihre Anordnung war geschmackvoll und sinnig, die Hand auch des Frechsten würde sich gescheut haben, Etwas zu berühren. In der Mitte des Zimmers befand sich ein rundes Gestell von Ebenholz, pyramidenförmig zulaufend enthielt es eine Reihe über einander liegender Platten, die über und über mit exotischen in rothen, mit goldenen, erhabenen Figuren gezierten Thonscherben blühenden Blumen bedeckt waren, so daß der ganze Flor ein Strauß zu sein schien.

Während die untern Zimmer Wohlgerüche aus dem Morgenlande durchzogen, athmete man in dem oberen einen lieblichen Blumenduft.

Eine leichte Kühlung durchzog das zauberische Gemach, ein Zeichen, daß die Fenster geöffnet waren.

Lautlose Stille herrschte, es regte sich nicht einmal eine Mücke. Plötzlich erscholl von einer in der Nähe gelegenen Cathedrale ein vollständiges Läuten; majestätisch tönten die vollen Glockenaccorde durch die reine Luft, riefen jedes fromme Herz zum Gebete und erstarben weit oben im Gebirge in den dunkeln Tannenforsten. Sowie der erste Schlag erklang, konnte der aufmerksame Beobachter eine leise Bewegung hinter dem grauen Faltenwurfe an einem Fenster wahrnehmen und dabei ein leichtes Rauschen von seidenen Stoffen, doch wußte man nicht, rührte letzteres Geräusch von dem Vorhange her oder nicht.

Ein leichter Windzug vom Meere her kam dem Späherauge zu Hülfe, er öffnete auf einen Augenblick die schweren Seidenfalten und gewährte einen kurzen Blick dahinter. Auf einem Tabouret von kostbarer Arbeit stand ein Stickrahmen von Ebenholz und Perlmutter, auf dem Teppiche aber kniete, das Antlitz durch das geöffnete Fenster dem Himmel zugewandt, ein Weib, die Hände zum Gebete gefaltet: es war die Zeit der None.

Außer dem glänzend schwarzen, von einem fingerbreiten goldenen Reif um die Stirne zusammen gehaltenen Haare, welches in langen Locken auf die Schultern zurückfiel, und einen langen weißen Spitzenschleier durchstrahlte, der das Gesicht zu verdecken und nach hinten zurück zu schlagen eingerichtet war, sowie einer schönen Figur vermochte man im Augenblicke nichts zu erkennen.

Nachdem eine Viertelstunde verflossen und die Glocken schwiegen, konnte man abermals eine Bewegung hinter dem grauen Seidenwurfe wahrnehmen. Gleich darauf griff eine kleine, schmale, blendend weiße Hand in denselben und öffnete ihn: die Dame trat heraus.

Es war ein hohes, majestätisches Wesen, eine wahrhaft königliche Erscheinung.

Ein blendend weißes Antlitz zeigte sanft geröthete Wangen. Die Stirne war hoch und gewölbt; zwei Augenbrauen von der Schwärze des Ebenholzes, eben solche Wimpern beschatteten zwei Augen, deren feuchtes Dunkel schwärmerische Liebe verrieth. Die Nase war gerade, wohl gestaltet und bekundete Energie, der Mund leicht an der Oberlippe aufgeworfen, ein Zeichen des Stolzes. Das Kinn edel, mit einem leichten Grübchen versehen, der schlanke, wohlgeformte Hals von einer tadellosen Weiße. Wenn die Dame auch keine vollendete Schönheit genannt werden konnte, so lag doch in ihrem stolzen Antlitze und der Harmonie ihrer Züge etwas zu gleicher Zeit unendlich Anziehendes, dabei aber auch sehr Achtunggebietendes. Der übrige Körper verschwand in einem weiten Ueberwurfe von apfelgrüner Seide, überreich mit schwarzen Sammtbändern besetzt und in der Mitte von einer feinen goldenen Kette leicht zusammen gehalten, woran ein Täschchen von weißem Leder hing, wodurch eine fast mit den Händen umspannbare Taille sichtbar wurde. Auf dem Ueberwurfe breitete sich eine Spitzenkrause von wahrhaft kunstreicher Arbeit um den Hals, unter ihm trug die Dame ein weißes Wollkleid, dessen äußerst feiner Stoff nicht aus Europa stammte. Volle Arme, an welche die Aermel sich eng anschlossen und bis zur kleinen Hand reichten, schauten aus den weiten kurzen Faltenärmeln des Ueberwurfs hervor. Goldene Armbänder, reich mit Brillanten besetzt, glänzten an dem Arme der stolzen Dame; ein einfacher schmaler Goldreif schlang sich um den Ringfinger der linken Hand.

Wie schon gesagt, bedeckte ein langer durchsichtiger weißer Schleier die rabenschwarzen Locken, der dazu eingerichtet

war, hintenab zu hängen und vorgeschlagen zu werden. Vier Perlennadeln befestigten ihn in das duftende volle Haar.

Jeder Schritt, jede Bewegung der etwa zwanzig- bis zweiundzwanzigjährigen Dame zeugten von hoher Würde und königlichem Anstande. Einen fragenden Blick auf die Wendeltreppe werfend, schien sie Jemanden zu erwarten; für die Kostbarkeiten und Kleinodien im Zimmer hatte sie durchaus kein Auge.

Sie ging im Zimmer mit stolzen Schritten auf und nieder; eine gewisse Unruhe, die zuletzt in offenbare Ungeduld überging, bemächtigte sich ihres ganzen Wesens; eine höhere Röthe bedeckte das feine Gesicht, ein leiser Anflug von Zorn glänzte im schwarzen Auge. Plötzlich stampfte sie ungeduldig auf, wobei ein kleiner, in weißen Atlas gekleideter Fuß zum Vorschein kam.

Ebenso schnell als ihr Zorn entbrannt, legte er sich jedoch auch wieder; ein Blitz der Freude, von einem nachhaltigen der Liebe gefolgt, entsprang ihrem Auge, sie neigte ihr edles Haupt etwas vor und lauschte. Ihr feines Gehör bemerkte leichtes Sporengeklirr; die Schritte konnte man des dicken dämpfenden Teppichs halber nicht vernehmen.

Kaum hatte sie sich jedoch überzeugt, daß sie sich nicht getäuscht und wirklich Jemand komme, so nahm sie sofort eine Miene beleidigter Würde an, obgleich in Wahrheit ihr Herz nichts davon kannte.

Nach Verlauf einiger Secunden erschien Wilhelm von Beaujeu, der Großprior, im Zimmer. Er trug keine Rüstung, der weiße Templermantel deckte den weißen, gestickten Wappenrock. Bei seinem Eintritte nahm er seine Mütze ab, verbeugte sich leicht vor der Dame und sprach mit zufriedenem Lächeln und heiterer Stimme: „Guten Morgen, meine schöne, meine

stolze Helene." Bei diesen Worten ging er mit ausgebreiteten Armen auf sie zu.

„Wilhelm, Du kommst heute wieder einmal sehr spät, um mir guten Morgen zu wünschen," versetzte sie schmollend. „Wahrscheinlich warst Du wieder mit Deinem guten Freunde Chavannes und dessen liederlichen Cumpanen über Nacht bei einem Gelage, hast Dich erst bei Sonnenaufgang zu Bette gelegt und gedacht: Helene kann schon warten, hat sie doch Unterhaltung in ihren lebendigen Zimmern genug."

„Wie doch selbst der Tadel aus dem Munde meiner holden Helene angenehm klingt," antwortete Beaujeu, die nach dem Ergusse ihrer Klage nicht mehr Widerstrebende, die in gleicher Größe mit ihm war und deshalb größer als er aussah, zärtlich umarmend, „ich glaube, wenn Du mein Todesurtheil aussprächest, sogar wenn Du mir mittheiltest, Du liebtest mich nicht mehr, Kleinod meiner Seele, ich würde dem Balsamhauche Deiner Stimme lauschen und mit Wollust Deinen herrlichen und ach so grausamen Mund küssen müssen."

Ganz und gar besänftigt blickte bei diesen Worten Helene dem Templer in das Auge; eine tiefe Liebe sprach sich in ihrem Blicke aus, sie zog den Ritter fest an ihre Brust und drückte einen glühenden Kuß auf seinen Mund.

„Wilhelm, mein Wilhelm," rief sie in freudigem Entzücken, „wie oft mißtraute ich Deiner Liebe schon und nahm mir vor, Dir böse zu sein und zu zürnen, so oft ich aber Deine liebeglühende Sprache vernehme, so zittert mir das Herz vor lauter Wonne im Busen, ich möchte sofort an Deiner Heldenbrust aufgehen, aufgehen in Nichts, aber mit Dir, Wilhelm mit Dir, und unsere beiden Seelen müßten sich alsdann in einer einzigen vereinigen, die aber schweben und immer schweben durch das ewige Weltall, um nie, nie zu ermüden."

„Helene, Geliebte meines Herzens, ich bin nicht so unersättlich in meinen Wünschen als wie Du, ich bin zufrieden mit dem, was ich bereits besitze, mit Deiner unwandelbaren Liebe, Du mein Kleinod."

„Wilhelm, nicht wahr, Du liebst mich und zwar sehr, sehr!"

„Das bist Du überzeugt, meine Holde."

„Sage mir aber, wie sehr Du mich liebst, Du stolzer Mann, wie sehr!"

„Ich liebe Dich mehr, als wie ich Vater und Mutter liebte, Helene," antwortete Beaujeu mit ernster Stimme, „ich liebe Dich mehr, als wie ich mich selbst liebe, mit einem Worte, sowie ein Mann das Mädchen seines Herzens lieben muß."

„Das genügt mir noch nicht, Wilhelm, das genügt mir noch nicht, Du Ritter, tapferer wie der Kriegsgott, Du Schrekken Deiner Feinde, Du Seele meiner Seele. Du hast noch eine andere Geliebte, auf welche ich eifersüchtig bin. Wilhelm, ich bin eifersüchtig."

„Närrchen, Du bist eifersüchtig? Ich soll eine Geliebte haben! Ich glaube, Du sprichst im Fieber!"

„Nein, nein, mein Wilhelm," rief Helene und schlug ihre Arme wonnetrunken um seinen Hals. „Du hast eine Geliebte, und ich, ich bin eifersüchtig auf sie."

„Ich versichere Dich nochmals, Du täuschest Dich mein Kind."

„Ich täusche mich nicht, Wilhelm, soll ich Dir sie nennen?

„Sprich!"

„Dein Orden, der Orden der Tempelherren."

„Närrchen, Närrchen —"

„Wilhelm, ich bin kein Närrchen, sage mir aber, o sage

es mir, ist die Liebe, die Du zu mir hast, stark genug, um Deinen Orden zu verrathen? Wilhelm, sprich, sprich!"

Eine düstere Wolke legte sich bei diesen Worten auf des Großpriors hohe Stirne.

„Helene, was sprichst Du! Habe ich Deinethalben nicht schon den Orden verrathen! Bist Du nicht mein Weib, mein liebes, trautes Weib? Warum belästigst Du mich mit unnöthigen, ungereimten Fragen?"

„Vergieb, mein Wilhelm, vergieb mir armen Frau, die Liebe zu Dir macht mich schwach. Ich will Dich nie wieder mit meinem albernen Gerede verletzen."

Dabei zog sie den Großprior wieder fest an sich, schaute ihm so flehend und liebevoll ins Auge, daß dieser den Arm um ihre zarte Taille, die sich bei dieser Bewegung deutlich zeigte, schlang, sie auf die Stirne küßte und in weichem Tone sprach:

„Beruhige Dich, Helene, die Liebe sündigte, der Liebe sei vergeben, wer könnte ihr denn richtig zürnen. Du weißt, wie sehr mein Herz für Dich glüht, meine stolze Gemahlin, und daß seine Liebe nur mit dem letzten Tropfen Blut hienieden endigt, um jenseits um so verklärter und reiner von Neuem und zwar auf die Ewigkeit zu blühen."

„Wir werden also nicht verdammt und des Himmels untheilhaftig, weil wir die Gelübde des Ordens brachen, Wilhelm?"

„Thörichtes Kind, die Liebe ist das Grundelement des Christenthums, die Basis, worauf die ganze Lehre ruht. Sollte Gott uns zürnen, weil in uns beiden solch eine mächtige Liebe lebt, die kein Hinderniß kennt und auch vor dem gewaltigsten nicht zurück bebt? Helene, meine Gemahlin, Gott sandte die Liebe auf die Erde, damit sie die Menschen beselige, erhebe, sie zu höheren Wesen mache; unser stilles Glück ist der

beste Beweis, daß Gott bei und mit uns ist, warum sollte er nicht auch später für uns sein?"

„Du hast Recht, wie immer, mein Freund. Du hast auch Dein Lebtage schon so viele Heiden und Türken zu Gottes Ehre erschlagen, fromme Pilger so mannhaft und tapfer beschützt, daß Gott, unsere liebe Frauen, alle Heiligen und Engel gewiß mit Lust und Stolz auf Dich blicken und, o Wonne, mein lieber Wilhelm, sie müssen mich alsdann auch sehen, weil ich so oft, so oft bei Dir bin. Aber Du Böser," fuhr sie nach diesem Ausdrucke der höchsten Entzückung leicht schmollend fort, „Du gehst so oft fort und läßt Deine arme Frau stets so lange allein. So komme denn wenigstens, wir wollen uns zusammen setzen und plaudern und kosen, nicht wahr?"

Ohne nur seine Antwort abzuwarten, nahm sie seinen Arm in den ihrigen und führte ihn auf ein schwellendes Sopha. Dort setzte er sich nieder, sie neben ihm, schlang ihren rechten Arm um seinen Hals, blickte ihm traulich ins Gesicht und sprach:

„Nun sage mir vor allen Dingen, warum Du heute so gar spät kommst, mein saumseliger Liebhaber?"

„Es hat sich seit gestern Abend viel ereignet, meine theure Helene, wir nahmen ein neues Mitglied auf und bekamen fast zu gleicher Zeit Besuch und zwar aus dem heiligen Lande."

„Sag an, Wilhelm, wen nahmet Ihr denn in den Orden auf?"

„Einen jungen Provençalen, wenn ich nicht irre, aus der Gegend von Digne, ein Bursche von Milch und Blut mit Namen Gaston von St. André. Helene, wenn Du diesen neuen Bruder sähest, glaube ich, würdest Du mir untreu.

Schüchtern ist er, wie ein Mädchen und erröthet, wenn er ein Frauenzimmer sieht. Nicht wahr, Helene, so haben die Frauen die Ritter gern?"

„Dann kann ich nicht begreifen, wie Dich eine lieben kann, Wilhelm!"

„Dich rechne ich auch nicht zu dem gewöhnlichen Geschlechte der Frauenzimmer, Helene, Du bist die Perle, die Zierde Deines Geschlechtes, Du bist die Göttin der Schönheit und der Liebe."

„Schmeichler, wie vielen Frauen machtest Du denn dieses Compliment schon?"

„So vielen, als ich liebte."

„Wie groß ist deren Zahl, Wilhelm?"

„Ihre Anzahl ist eins, mein Kind, und diese eine bist Du."

„Wenn also St. André ein Mädchen wäre, würdest Du Dich sicherlich nicht in ihn verlieben, Wilhelm?"

„Helene, sag mir einmal, was würdest Du mir antworten, falls ich mir erlaubte, dergleichen Fragen an Dich zu richten?"

„Ich würde sagen: beleidige mich nicht, Wilhelm von Beaujeu!"

„Habe ich nicht das Recht, Dir ein Gleiches zuzurufen, Helene?"

„Ich möchte dies Recht bezweifeln, Wilhelm. Du vergißt, daß, während ich und zwar gern meinen mir so lieb gewordenen Thurm bewohne, während ich mit Ausnahme meiner vertrauten Dienerin nur Dich sehe und oft sehr lange mit meiner Liebe allein bin, Du alle meine Schritte und Wege kennest, ich hingegen von den Deinigen erfahre, was Du mir mitzutheilen für gut findest. Erblicke aber hierin

keinen Vorwurf, Wilhelm, ich traue Dir, wie meinem Gotte und sage Dir diese meine Meinung nur, um Dir zu beweisen, daß Du nicht dasselbe Recht hast, Fragen des Inhalts wie vorhin an mich zu stellen, als ich es Dir gegenüber habe. Ueberdies hättest Du mir antworten sollen und zwar rasch und freudig, weißt Du doch, wie sehr Du mich beglückst, wenn Du mir sagst, Du liebtest mich, du schöner, stolzer Mann."

Sie küssend, antwortete ihr Beaujeu, sie beschwichtigend:

„Ereifere Dich doch nicht, mein süßes Weib, wie soll ich denn eine andere lieben können, als Dich."

„Das weiß ich ja auch, mein Wilhelm. Aber eben deswegen verletzte mich vorhin Dein Scherz, als ob ich einmal aufhören könnte, Dich zu lieben."

„Ich brauche also auf den Provençalen nicht eifersüchtig zu sein?" lachte Beaujeu.

„Geh, schäme Dich, Wilhelm! Traust Du mir nicht so viel Geschmack zu, den Knaben zu verschmähen, wo ich den Mann mein eigen nenne!"

„So höre ich mein Weib gerne reden, Helene."

„Noch eine Frage erlaube mir, geliebter Gatte."

„Sprich, mein theures Weib."

„Wie viel sind noch von Deinen Brüdern hier im Hause verheirathet?"

„Wie kommst Du zu der Frage?"

„Du wirst dies gleich erfahren, beantworte sie nur vorerst."

„Nun denn, so vernimm: außer mir, dem Großprior, ist Niemand hier verehelicht; ich allein wagte den verwegenen Schritt. Ich weiß dies um so gewisser, als kein Bruder ohne meine Erlaubniß würde eine Gemahlin im Ordenshause

halten können. Und wenn ich auch das Gesetz in meiner eignen Angelegenheit übertrat, so bin ich doch durchaus nicht gewillt, meine Erlaubniß einem Andern zu ertheilen, oder auch nur deshalb ein Auge zuzudrücken."

„Wie kommt es aber dann, Wilhelm," fragte Helene und warf einen forschenden Blick auf den Großprior, „wie kommt es dann aber, daß außer mir noch andere Frauenzimmer im Hause sind. In welcher Eigenschaft halten sie sich hier auf?"

„Wie kommst Du zu der barocken Annahme, mein Engel, daß außer Dir noch fremde Frauen im Hause sind?"

„Willst Du es leugnen, Wilhelm?" versetzte Helene scharf, wobei ihr Blick ruhig an dem des Großpriors haftete.

„Nun gut, ich will es nicht leugnen, doch was kann Dich dies kümmern?"

„Was und wie sehr mich dies angeht, wirst Du selbst gleich einsehen."

„Ich bin sehr begierig."

„Was haben diese Personen im Hause zu schaffen? Wilhelm, sprich die Wahrheit."

„Nun, wenn Du es durchaus wissen mußt, sie waschen und backen für die Brüder."

„Wilhelm, Du lügst; ich würde es schon an dem Tone Deiner Stimme merken, wüßte ich es nicht noch aus besserer Quelle. Den dienenden Brüdern liegt das Waschen und Backen ob, ich weiß dies. Aber die sind auch noch viel zu bequem, um diese doch gewiß ganz leichten Geschäfte zu besorgen, denn schon oft sah ich sie von meinem Fenster aus mit Körben auf den Schultern angezogen kommen, worin mein scharfes Auge nicht nur frisch gewaschenes Weißzeug, sondern auch Brode und sonstiges Gebäck entdeckte. Schäme

Dich, Wilhelm, daß Du nicht besser auf den Dienst Deiner Brüder und Untergebenen siehst."

„Helene, ich bitte Dich, ärgere Dich nicht über solche Kleinigkeiten. Wenn Du willst, so befehle ich den Dienern, daß sie diese Arbeiten in Zukunft selbst verrichten sollen."

„Nicht weil ich es will, Wilhelm, sondern weil es die Pflicht erheischt, mußt Du dies wieder einführen."

„Gut, es mag sein."

„Aber Du schuldest mir noch eine Antwort, Wilhelm: warum sind jene Frauen hier? — Du schweigst," fuhr sie fort, während eine lebhafte Röthe der tiefsten sittlichen Entrüstung ihr edles Antlitz überflog, „Du schweigst! So werde ich es Dir sagen: Buhlerinnen sind es, Buhlerinnen jenes nichtswürdigen Chavannes und seiner Gleichgesinnten. Ich ahnte dies wohl, denn es gingen schon in meiner Jugend schlimme, sehr schlimme Gerüchte über Eure Moralität im Volke umher, nie aber glaubte ich, daß der biedere, stolze Großprior Wilhelm von Beaujeu, die Blüthe der Ritterschaft, mein so innig geliebter Gemahl, solch ein schnödes Unwesen dulden würde. Als aber meine brave Dienerin einige dunkle Aeußerungen fallen ließ, als ich selbst öfters freches Gelächter bis zu meinem entlegenen Thurm dringen hörte, als ich schließlich jetzt Dein Schweigen bemerken mußte, Wilhelm, ist mir endlich klar geworden: das Templerhaus birgt öffentliche Dirnen! Pfui, schäme Dich, Du schwacher Mann, so Etwas zu dulden!"

Bebend vor Unwillen schwieg das edle Weib; ihr fragender Blick forderte drohend eine Antwort.

„Meine liebe Helene," versetzte der Großprior gelassen, „wenn ich bedenke, daß auch ich gegen die Gesetze des Or-

dens verstieß, indem ich Dir meine Hand zum ehelichen Bunde reichte, so mag ich auch nicht zu streng gegen meine Brüder verfahren, die aus Liebe ähnlich handelten, wie ich."

„Wilhelm, was sagst Du da! Bedenkst Du, was Du sprichst, Unglücklicher!" rief das Weib und richtete sich drohend in die Höhe, die ganze Majestät ihrer Erscheinung drückte sich in dem stolzen Blicke aus, der zur Genüge bekundete, wie tief ihre edle Weiblichkeit verletzt sei. „Unglücklicher, Du sagtest, Deine Brüder handelten aus Liebe ähnlich wie Du! Wilhelm, wenn die Selbstschändung Deiner Brüder, die sich an gemeine, freche Dirnen wegwerfen, Deiner mir gegenüber so oft gerühmten Liebe nur im Entferntesten gliche, Wilhelm, ich würde diese Liebe verwünschen, verabscheuen, verfluchen, Dir aber würde ich sagen: Großprior Wilhelm von Beaujeu, Du bist ein Niederträchtiger!!"

Ganz vernichtet sank das Weib in das Sopha zurück.

„Was sprichst Du, meine traute Gattin?" rief Beaujeu aus und wollte sie an sich ziehen. „Redest Du im Fieber, kennest Du mich nicht mehr?"

„Nein, ich kenne Dich nicht mehr, Wilhelm von Beaujeu," rief sie im Uebermaße ihrer schmerzhaften Gemüthsbewegung aus und stieß den Ritter, welcher so manchen Helden wie eine Feder zu Boden geworfen, mit einer Kraft zurück, daß er taumelte. „Sprich, Beaujeu, kennt Jemand vom Orden meine Anwesenheit in diesem Hause?"

„Außer Chavannes und Veit Walter, dem Untermarschalle, den Zeugen unserer Verheirathung, sowie dem Capellan Andreas, unserem Einsegner, Niemand."

„Schwörst Du dies, Wilhelm?"

„Ich schwöre es Dir, Helene, bei dem Haupte meines verstorbenen Vaters," sprach Beaujeu erschüttert; „auch schwöre

ich, daß aus ihrem Munde Niemand ein darauf bezügliches Wort erfährt."

„So vernimm, Wilhelm, was ich Dir sage. Nicht aus Begierde zu dem großen Reichthume des Ordens reichte ich Dir die Hand, denn mein Vater, der Goldschmied Armand Berthoud, besitzt mehr Geld, als der gesammte Tand" — sie zeigte mit einer wegwerfenden Handbewegung auf die sie umgebenden, zahllosen Kostbarkeiten — „hier in diesem Hause ausmacht, den ich verachte, und ich bin sein einziges, ach von ihm so sehr geliebtes Kind; nicht Deine hohe Stellung bestach mich, denn viele ausgezeichnete Ritter wollten ihre angeborenen Vorurtheile verleugnen und mich ehelichen, nein, jene tiefe, unendliche Liebe, von der sich der Verstand selbst keine Rechenschaft geben kann, die das magische Band ist, welches Seelen an einander kettet, sie erfaßte mein Herz und zog mich zu Dir hin, nicht der Hochmuth, den tapferen Ritter Wilhelm von Beaujeu mein eigen zu nennen, jene Liebe war es, die mich heimlicher Weise aus dem Hause meiner ob der Entfernung ihrer Tochter so tiefbetrübten Eltern zog, jene Liebe war es, die mich der Welt entsagen ließ, um in den engen Mauern eines steinernen Thurmes und auf ewig von der Welt abgeschlossen Dir ewig anzugehören, jene Liebe war es, die mich das Verbrechen begehen ließ, einem Bruder vom heiligen Tempel zu Zion behülflich zu sein, der von ihm gelobten Pflicht abtrünnig zu werden und diese Liebe, Wilhelm, sie war, sie ist noch mein Glück. Aber, Wilhelm, die Ehre eines tugendsamen Weibes geht noch über ihre Liebe; ehe ich Dir angehörte, mußte ein Priester die heiligen Band um uns schlingen und wenn der gelehrte Geistliche in unserem Schritte keine Sünde erblickte, so brauchte weder meine liebende Seele vor einem solchen Schritte zurückzubeben, noch

meine jungfräuliche Stirne davor zu erröthen. Wilhelm von Beaujeu! Wenn ich nur ahnen könnte, es ginge in der Stadt das Gerücht, Helene Berthoud ist in dem Templerhause bei Buhldirnen und frechen Weibern, sofort würde ich mir einen Dolch in meinen Busen stoßen und meinem armen Herzen mit seinem Blute jene Liebe zu Dir entströmen lassen, die nur mit meinem Leben endigt. Wilhelm von Beaujeu, wenn auch meine greisen Eltern sich zu Tode betrüben, so sollen sie doch nicht über die Handlungsweise ihrer Tochter erröthen. Sie tragen ihr weißes Haar mit Ehren, meine Schande aber würde ihr schmerzlichster Tod sein, ich bin jedoch nicht gewillt, freventlich eine Elternmörderin zu werden. Wilhelm, meine Liebe zu dir ist übergroß, so weit geht sie aber, Gott sei Dank! nicht!"

Erschöpft sank sie in die Kissen zurück. Es trat eine lange Pause ein. Auf der Stirne des Großpriors perlte kalter Schweiß, er sah ein, welch eine herrliche Gemahlin er besaß, er fürchtete sie zu verlieren, ich sage fürchtete, denn seine Liebe zu ihr war, trotzdem er ein leichtsinniger, frivoler Lebemann war, nie größer als in diesem Augenblicke, wo er ihren Werth vollkommen schätzen lernte.

„Helene, angebetetes Weib," stammelte er endlich mit fast heiserer Stimme, sank ihr zu Füßen und umspannte ihre Kniee, „sprich, wie kann ich mein Benehmen gegen Dich, was mir erst jetzt als eine schändliche Niederträchtigkeit erscheint, sprich, Du herrliches Wesen, wie kann ich mein Benehmen wieder gut machen und Dir Deine Seelenruhe zurück geben, die mein Glück ist? Sprich, Wilhelm von Beaujeu, der Großprior der Templer kann Alles, Alles, wenn es sein Weib, seine Helene, wünscht!"

„Wilhelm," rief die Frau mit lebhafter Stimme und leuchtenden Augen, „Wilhelm, sage, liebst Du mich?"

„Helene, ich liebe Dich!" versetzte der eherne Ritter in einem Affecte, der zu deutlich das Gepräge der Wahrheit trug und eine unendliche Liebe bekannte.

„So wirst Du jene nichtswürdigen Dirnen aus diesem Hause jagen, noch heute fortjagen, um Deiner Gattin ihre Ehre, ihre Ruhe, das Glück ihrer Seele zurückzugeben?"

„Ich werde es," antwortete der Großprior mit großer Entschiedenheit; „war ich es doch Deiner, meiner Ehre schon längst schuldig" und er erhob sich. In unendlichem Entzücken, eine Himmelswonne im Busen, zog ihn die Gattin zu sich, drückte ihr brennendes Haupt an seine volle Brust und brach in dem Uebermaße ihrer Liebe in einen Strom von Thränen aus. Sie benetzte das rothe Kreuz auf dem weißen Mantel mit ihren heißen Zähren, Beaujeu aber schlang seine Arme um das theure Weib und betrachtete ihre Freude mit Blicken der größten Theilnahme, der innigsten Liebe.

Wie nach langem Regenschauer die Sonne um so freundlicher aus dem sie umgebenden Wolkenschleier blickt, so schaute Helene, nachdem ihre Thränen versiegt, den theuren Gatten mit zärtlichem Auge an. „Ich wußte ja, mein Wilhelm ist gut, denn er liebt," begann sie und das Glück ihres Herzens sprach sich im Tone ihrer Stimme aus. „Wilhelm, verzeihe, verzeihe, daß ich Dir, wenn auch nur einen Augenblick lang solch schnödes Unrecht that."

„Verzeihe mir im Gegentheil, mein göttliches Weib, weil ich nicht Alles that, um Dir die Umgebung, die Würde einer Königin zu verschaffen."

„Schweig, Geliebter," antwortete sie und drückte ihm ihr weißes Händchen auf den Mund, welches er küßte. Darauf verfolgte sie die Spitzen seines langen Bartes bis in ihre äußersten Enden und sprach lächelnd:

„Wilhelm, Du bist aber ein recht gefährlicher Mensch, ich werde mich gewiß noch einmal an Deinem spitzen Barte verletzen und dann muß Deine kleine Frau sterben!“

„Schöne kleine Frau!“ lachte der Großprior, „sie ist größer als wie ich und mich nennen sie die Säule des Ordens.“

„Aber, um wieder auf unser ursprüngliches, durch Zank abgebrochenes Gespräch zurückzukommen, noch immer theiltest Du mir den Grund Deines verspäteten Kommens nicht mit, Du Böser, jetzt beichte schnell oder —?“

„Oder—?“

„Oder Du bekommst in dreien Tagen keinen Kuß, kein gutes Wort wieder von Deiner Frau, nur schmollen will ich und Dich schmähen, der Du wahrscheinlich bei der Bewunderung eines Rosses oder eines schönen Schwertes Deiner Frau gänzlich vergaßest.“

„Du irrst Dich, meine Theure,“ entgegnete der Großprior mit besorgter Stimme, wobei sich eine gewisse Unruhe auf seinem markirten Angesichte lagerte, „etwas Anderes verursachte meine Verspätung und wahrlich, ich wollte Gott auf meinen Knieen danken, wenn sie die einzige Folge des stattgefundenen Ereignisses bliebe.“

„Wilhelm, Du erschreckst mich, schnell, schnell, sage, was ist vorgefallen?“

„Ich sagte doch, gestern oder vielmehr heute in der Nacht sei Besuch eingetroffen.“

„Nun?“

„Der Comthur Hans von der Steinach kam aus Palästina.“

„Ist dies nicht einer der ältesten Templer?“

„Woher weißt Du dies, mein theures Helenchen?“

„Ich behielt die Namen fast aller Deiner Bekannten im Gedächtniß, von denen Du mir erzähltest.“

„Nun gut, Steinach ist so ziemlich der älteste, aber auch rüstigste der activen Ritter. Er kam als Eilbote vom Großmeister Berard und brachte die Nachricht, daß unsere sämmtlichen Brüder bis auf fünf im Kampfe von unseren Rivalen, den Hospitalitern, erschlagen wurden, sowie den gemessenen Befehl, jede Commende und jedes Präceptorium in der Provence, in Frankreich, Burgund, Lothringen, im Elsaß, in der Bretagne, Champagne, Deutschland u. s. w. müsse unverzüglich die Hälfte seiner Brüder nach Palästina absenden.“

„Da sehe ich doch gar nichts so Schreckliches dabei, Wilhelm. Du giebst die eine Hälfte Deiner Ritter jetzt zwar ab, aber in einigen Jahren schon ist ihre Anzahl wieder reichlich ersetzt.“

„Hiergegen kann und will ich nichts einwenden, meine liebe Frau, dies ist auch nicht, was mich mit Besorgniß erfüllt. Wisse, auch ich muß mit nach Palästina ziehen, der Machtspruch des Großmeisters ruft mich, sein Abacus winkt ungeduldig, ich muß folgen und mein so innig geliebtes theures Weib ist hier.“

Ein Seufzer schloß seine Rede.

„Wilhelm, was sagst Du! Scherzest Du oder redest Du die Wahrheit?“

„Die Wahrheit, die bittere Wahrheit.“

„Wilhelm, Du willst Dein Weib, Deine Helene, hier lassen? So sage mir wenigstens, ist denn Deine Anwesenheit im Oriente so dringend erforderlich? Kannst Du nicht beim Großmeister durchsetzen, daß Du hier bleibst, bist Du doch ein großer und angesehener Mann im Orden, dessen Wunsch man

nicht leicht unerfüllt lassen wird. Deine Gegenwart ist auch hier von Nöthen und auf einen Arm mehr oder weniger wird es im Oriente auch nicht ankommen."

„Abermals richtig geurtheilt, mein theures Weib. Es kommen jedoch noch andere Umstände in Betracht, die meine Abreise nothwendig erheischen. Das Generalcapitel ist aufgelöst, erfahrene kluge Männer sind nöthig, um den Orden vom Untergange zu erretten; die hohen Ordenshäupter bis auf den Meister und den Marschall sind erschlagen, man bedarf tapferer Männer, um dieselbigen zu ersetzen. Dieses, im Vereine mit der Pflicht, die jeden wackeren Ritter zum Kampfe gegen die sich wieder erhebenden Heiden ruft, läßt sich nicht umgehen, Helene, ich muß, ich muß mit meinen Rittern nach Palästina ziehen."

„Wilhelm, gedenkst Du Deiner Frau nicht, die Dich so sehr liebt, ach so sehr! Deiner starken Stütze entbehrend, steht sie allein, o ganz allein in dieser bösen Welt. Zu Vater und Mutter darf sie nicht zurück, denn sie verließ dieselben schnöde, auch würde sie eher den Tod erleiden, als sich selbst sagen: Du zogest einen andern Deinen Eltern vor, und nun drängst Du Dich bettelnd wieder unter ihr Dach. Wilhelm, meine Eltern würden mich mit offenen Armen aufnehmen. Was soll ich aber antworten, wenn sie fragen: Helene, theure Tochter, wo bist Du so lange gewesen, hörtest Du unser Jammern und Klagen, sahest Du unseren Kummer und Elend nicht? Wilhelm, soll, darf ich ihnen antworten: ich bin das Weib eines Templers! Sollen sie mir Glauben schenken, wer überhaupt wird dies thun? Wilhelm, Wilhelm, sie werden mich in eine Kategorie mit denen stellen, die Du mir soeben aus dem Tempelhause zu jagen gelobtest, die Welt ist ja so böse, so böse und ich, ich müßte sterben, sterben vor Schande und Scham!"

Helene hatte die letzten Worte nur noch hervorstöhnen können; ein mächtiges, krampfhaftes Schluchzen drohte ihren Busen zu zerreißen, sie barg ihr vor Scham glühendes Gesicht fest an die Brust des Ritters, ihre Hände zitterten, ihr schlanker Körper bebte.

„Helene," versetzte Beaujeu traurig, „was mich anbelangt, so muß ich nach Palästina ziehen."

„Beaujeu," stöhnte Helene, „bohre vorher Deinen scharfen Dolch in meinen liebevollen Busen; der Tod von Deiner Hand muß süß sein."

Der Großprior schüttelte abwehrend mit dem Haupte und schaute einige Augenblicke lang düster vor sich hin; endlich richtete sich sein Blick auf das Haupt seines schmerzzerrissenen Weibes, ein Gedanke durchblitzte sein Gehirn wie ein leuchtender Strahl.

„Helene," rief er feurig aus, „noch giebt es ein Mittel, das uns zusammen zu bleiben erlaubt, doch ich zaudere, es Dir mitzutheilen. Sage, mein Weib, bist Du stark?"

„Stark!" wiederholte Helene, wie aus einem schweren Traume erwachend, „stark? Wilhelm, Du fragst noch! Deine Frau erträgt Alles, Kummer, Sorge, Noth, Mühsale, Hunger, Durst, Wunden und Elend, wenn sie nur bei Dir ist, bei Dir, Du Heißgeliebter, und Deine Liebe genießt."

Das große, schwarze Auge voll Thränen, schaute das sonst so stolze, jetzt aber wie eine Lilie geknickte Weib in banger Erwartung auf zu ihrem Gemahle.

„Helene, ziehe mit mir in das heilige Land."

„Gern würde ich es thun," versetzte sie, ihr schönes Haupt traurig schüttelnd; „was würden aber Deine Brüder, was der Großmeister sagen, wenn sie sähen, daß sich ein

Großprior so weit vergäße, den Ordensgesetzen zuwider ein Weib bei sich zu führen."

„Du mißverstehst mich, Theure, Du sollst zwar mit mir gehen, jedoch nicht als mein Weib, sondern als mein Knappe."

„Als Dein Knappe!" rief Helene mit freudigem Auge, „als Dein Knappe, nicht wahr, da kann ich stets bei Dir sein, geliebter Mann?"

„Bis auf wenige Augenblicke des Tages immer. Sprich, willst Du mir im braunen Mantel der Knappen folgen?"

„Ob ich will, theurer Mann? Du fragst auch noch? Doch ich muß Dir gestehen," fuhr sie, bei diesem unerwarteten und unverhofften Auswege wieder im ganzen Besitze ihrer natürlichen Heiterkeit, fort: „ich bin etwas eitel, ich glaube, der weiße Mantel mit dem rothen Kreuze stände mir besser."

„Das glaube ich auch," versetzte Beaujeu, vergnügt ob der Zufriedenheit seines Weibes, dem er einen herzlichen Kuß auf den rosigen Mund drückte, „das glaube ich auch, dann mußt Du aber eine schwere Rüstung anlegen, mußt einen Schwur leisten, den Dein gerades Herz nie leisten kann. Helene, wenn Du auch das schönste Weib auf Erden bist, so bist Du damit aber noch gar nicht der beste Ritter —"

„Der bist Du ja schon," rief sie stolz aus.

Der Großprior aber fuhr fort: „Und wenn es der Comthur befiehlt, oder der Marschall, so mußt Du mich verlassen und Dich einer anderen Abtheilung anschließen."

„Nein, nein, ich werde Knappe, Dein Kappe," rief sie ängstlich und schlang den Arm um ihren Gemahl, als ob er ihr entrissen werden sollte.

„Liebes Weibchen, so vernimm meinen Plan. Heute Nacht, wenn sich die Ritter zu Bette begeben, laß ich für

Dich und mich ein Roß satteln, wir haben eines im Stalle, das ist frommer als ein Lamm. Sobald der Mond sein weißes Licht über die Stadt ausbreitet, steigen wir auf, reiten durch die Stadt und an das Gestade des Meeres, so recht traulich neben einander und wenn es meine theure Helene wünscht —"

„Dein Knappe," bitte ich zu bemerken.

„Wenn es meine theure Helene wünscht, kehren wir zurück. Damit ich aber ein klein wenig auf Deine Eitelkeit Rücksicht nehme, werde ich Dir den weißen Rock und den weißen Mantel der Tempelherren umlegen. Sprich, bist Du hiermit zufrieden?"

„Du erfüllst damit alle meine Wünsche, theurer Gemahl," rief sie beseligt aus. Dann fuhr sie im drolligen Tone fort: „So kann ich dann später einmal sagen: Auch ich trug den weißen Mantel der Templer und ließ den Großprior Wilhelm von Beaujeu gnädigst an meiner linken Seite reiten."

Beaujeu lächelte vergnügt und schloß den phrasenreichen Mund seiner Frau mit dem seinigen.

In demselben Augenblicke dröhnten viele Rossoshufe auf dem steinernen Pflaster des Tempelhofes.

„Was ist das, Wilhelm," fragte Helene neugierig. „Reiten die Ritter etwa zu einem Tourniere und Du begleitest sie nicht? Ist Deine Frau keines Preises werth, daß Du ihn andern überlassen willst? Soll ihn der wilde Chavannes davon tragen und am Ende einer der Dirnen geben?"

„Es ist kein Tournier, welches Jene ruft, sonst würde ich Dir schon mitgetheilt haben, daß ich den mehrfachen, für Dich errungenen Preisen einen weiteren zufügen würde. Es sind zehn bis zwölf Ritter, die ich, behufs der Ueberbringung von des Großmeisters Befehlen in verschiedene Ordensprovinzen

sende. Doch," fuhr er fort und griff sich unschlüssig in die Haare, „da Du soeben der leichtfertigen Dirnen erwähnst, so fällt mir ein, daß sie, da wir das Haus verlassen, auch von meinem Nachfolger, den ich bestimmt damit beauftragen will, nach unserer Entfernung aus dem Hause gejagt werden können. Ich würde die soeben abgereisten Ritter zu sehr vor den Kopf stoßen, wollte ich das Haus in ihrer Abwesenheit reinigen; ich brauche ihre Arme und Stimme in Palästina zu sehr, um sie durch eine hinter ihrem Rücken gegen sie geführte Maßregel zu reizen. Helenchen, gieb mir mein Wort zurück, dulde, weiß ich doch, was Du leidest, noch einige Tage, wir wollen auch jeden Abend das Haus zusammen verlassen, bald sind wir ja der lästigen Gesellschaft enthoben. Sprich, willst Du?"

„Wilhelm, es widerstrebt mir, mich mit solch verlorenen Geschöpfen unter einem Dache zu wissen, doch es sei. Deine Gründe sind jedenfalls überwiegend, sonst hättest Du Deiner Frau sicher keinen derartigen, ihrer Ehre zu nahe tretenden Vorschlag gemacht."

Letztere Worte berührten den Großprior unangenehm; er hatte theilweise gelogen. Zwar liebte er seine Gemahlin aufrichtig, doch war er dem Verlangen nach Ehre und Ruhm durchaus nicht unzugänglich. Er stand so allgemein angesehen und gefürchtet im Ordenshause da, daß selbst sein Freund und Helfershelfer bei vielen Angelegenheiten, der Comthur Odo von Chavannes, ihm die ihm gebührende Achtung niemals zu versagen wagte; er hätte die Buhlerinnen aus dem Hause jagen können und keiner der Ritter würde sich, selbst wenn er das Verhältniß Beaujeus zu Helene gekannt hätte, geregt haben, sondern im Gegentheil noch zufrieden gewesen sein, mit keiner anderweitigen Strafe belegt zu werden. Si-

cher hätte auch der Großprior das Haus, seinem Worte entsprechend, mit eisernem Besen gefegt, hätte ihm nicht die Aussicht auf eine erhöhte Stellung gelächelt, was er bei dem schrecklichen Herzensergusse seiner Frau gänzlich vergessen. Aus dem Zorne der Ritter machte er sich sehr wenig, doch er bedurfte ihrer noch und hatte die Ansicht: wenn die Ritter in Dir einen klugen, aber toleranten Vorgesetzten erblicken, werden sie dereinst nicht anstehen, Dir die höchste Würde des Ordens zu zu erkennen."

Wir wollen sehen, in wie weit er Recht hatte.

Jedenfalls opferte er das Gefühl seiner Frau diesen Aussichten, welche sich scheute, mit schamlosen, öffentlichen Dirnen unter einem Dache zu wohnen. Nur die Liebe zu ihrem angebeteten Manne und das Versprechen, es solle in der Kürze durch beider Abreise eine Aufhebung dieses schmachvollen Zustandes herbeigeführt werden, vermochten die ehr- und tugendsame Helene auf die glatten Worte ihres Gemahles, wenn auch ungern, einzugehen. — In derselben Nacht, in welcher der Comthur Hans von der Steinach nebst Gaston von St. André und der Dienerschaft eiligst von Arles aus auf Avignon zuritten, öffnete sich, ungefähr gegen zehn Uhr die Zugbrücke zum Tempelhause, es verließen zwei Tempelherren die Burg im tiefen Schweigen.

Langsam ritten sie durch die dunkeln Straßen der alten Stadt, dumpf dröhnten die Hufe ihrer Rosse auf dem Steinpflaster; selten erscholl ein Wort aus dem Munde eines der Reiter, bis man die Stadt im Rücken hatte und auf dem Damme des voll Schiffe liegenden Hafens angelangt war.

„Helene, bist du ermüdet?" fragte der eine der beiden Ritter, der von derselben Größe, aber viel breiter und stärker als der Angeredete war und in welchem wir sofort den

Großprior Wilhelm von Beaujeu erkennen, in seinem Begleiter aber seine als Ritter verkleidete Gemahlin.

„Durchaus nicht, Wilhelm! ich glaube im Gegentheil durch eine fortgesetzte Uebung dieser Art ein solch gewandter Reiter zu werden, als Ihr nur irgend einen Knappen in Eurem Orden habt. Wilhelm," fuhr sie fort und lenkte ihr Roß so nahe an das seinige, daß sich erst die Mäntel, dann auch die Beine berührten, „Wilhelm, wie herrlich ist es doch, nach langem Verschlusse in dem Thurme endlich einmal wieder sich frei in Gottes Natur bewegen zu können. Mein theurer Gemahl, es ist ein schönes Ding um die Liebe. Der arme Fischer, wenn er mit seiner jungen Gattin in ärmlicher, baufälliger Hütte an einer Brodrinde nagt und nicht weiß, ob er sich am kommenden Morgen besserer Glücksumstände erfreut; er vergißt sein armselig Loos, schlingt er seinen Arm um das liebende Weib und ist glücklich. Der Handwerker, bei schwerer Arbeit beschäftigt, die ihm und den lieben Seinigen Nahrung und Bequemlichkeit gewährt und die sein Stolz ist: er springt plötzlich von seinem Arbeitssessel auf, sein verlangendes Auge sucht die treue Lebensgefährtin; ein freundlich lächelnder Blick läßt ihm Arbeit, Brod und Bequemlichkeit aus dem Gedächtniß entschwinden, er zieht die Person seiner Liebe an die Arbeitsschürze, darunter sein Herz so heiß und rasch pocht. Die Jungfrau, am Webestuhle oder Stickrahmen beschäftigt, läßt unbewußt die Hände in den Schoos, das Haupt auf die Brust sinken, gedenkt sie des Jünglings, der durch ihr dunkles Auge den Weg in ihr kleines Herzchen gefunden, er zieht vor ihrem Blicke vorüber, sie seufzt seinen Namen, aber der Klang dieses Seufzers weckt sie aus ihrem Traume, sie erröthet bis zur Stirne, rasch greift die kleine Hand zur Nadel, emsig fliegt der Arm hin und her

und ach — in wenig Minuten ruht er in neuer Trägheit, in neuem Glücke. Wie anders aber ist es, Wilhelm, wenn das keusche Auge einer Jungfrau in erster Liebe auf einen tapferen Ritter, die Krone seiner ruhmreichen Gefährten, fällt, dessen erhabener Ruf die ganze Welt durchtönt; wenn dieses Ritters Seele hinwiederum die des Mädchens trifft und beide sich vereinigen zu einem innigen, unlöslichen Ganzen; wenn nun die Beiden, alle äußeren Hindernisse besiegend, durch Gottes Gnade auch als Menschen vereinigt werden, dann ist ihr heißester Wunsch gestillt. Lebt sie dann aber als Weib inmitten von Reichthum und Ueberfluß, ganz allein bei dem Manne, den sich ihre Liebe erkor, abgeschlossen von der übrigen Welt, nur in und für den Geliebten; so schwellt eine überirdische Wonne den Busen des Weibes. Darf sie aber, wenn durch göttlichen Rathschluß bestimmt, ihr Gemahl auszieht zum wilden Kampfe, ihm folgen in Schlacht und Sieg, stets an seiner Seite sein, Gefahr und Noth, Freude und Sieg, alle Lust und Schmerz mit ihm theilen, so blühet himmlische Seligkeit in stiller Blüthe in der Brust der treuen Gattin, die Liebe hat ihr letztes, permanentes Stadium erreicht, der Mensch ist das geworden, wozu ihn der ewige Gott bestimmte. Ist es nicht so, Wilhelm, Geliebter meiner Seele?"

Ganz begeistert von der wahrhaft englischen Zuneigung der ihm so theuren Gattin, brach der Großprior in die Worte aus:

„Wer solch ein Weib sein eigen nennt, der ist selig und der Selige bin ich —"

Dröhnende Hufschläge galoppirender Pferde brachen seine Rede ab.

Beim Scheine des Mondes konnte man bald zwei Reiter in schwarzen Mänteln und behelmten Häuptern erblik-

ken; näher heran gekommen, gewahrte man, daß der vordere von beiden ein weißes Kreuz auf der linken Brust und ein goldenes am Halse trug, ein rother Gürtel hielt den weiten Mantel um die Hüfte zusammen. Es war eine hohe stattliche Figur auf einem feurigen Rosse.

„Es ist ein Comthur der Hospitaliter mit einem Knappen, die jedenfalls aus Palästina kommen. Schweig, Helene, was auch vorgeht, ich gedenke schon mit ihnen fertig zu werden,“ rief Beaujeu seinem Weibe mit der ganzen Macht seiner Lunge zu, um sich bei dem von den Reitern hervorgebrachten Geräusche verständlich zu machen.

Da trafen beide Partheien auf einander und hielten ihre Rosse an.

„Ritter vom heiligen Tempel zu Zion?“ rief der Hospitaliter im halb fragenden, halb höhnenden Tone.

„So ist es und nicht anders,“ entgegnete der Großprior.

„Wilhelm von Beaujeu, seid froh, daß Euch ein guter Stern fern von Palästina hielt. Euren Brüdern ist derzeit schlecht mitgespielt worden.“

„Louis von Beaurepas,“ sprach Beaujeu ruhig, „seid Ihr es? Bei Gott, ich möchte wetten, Ihr seid gekommen, um Hülfe zu holen.“

„Wenn ich Hülfe hole, so hole ich sie nicht gegen Euch und Eure Brüder. Die müssen sich jetzt in Palästina versteckt halten, wie die Mäuse in ihren Löchern, nur wenn es die Ritter vom heiligen Hospital ihnen gnädiglich verstatten, ist es ihnen erlaubt, der Sonne Licht zu sehen, sich in freier Luft zu baden.“

„Sprecht nicht so hochtrabend, Comthur, und vergeßt in Eurem Uebermuthe nicht, wie oft Euch die Tempelherren von den Schwertern der Muselmänner erretteten.“

„Sparet Eure Worte, Großprior, rühmt Euch Eurer Tapferkeit nicht, die Zeit hat Urthel gesprochen, wer der bessere Orden ist, der des Tempels oder des Hospitals. Deine Brüder, vernimm es und zittere, sie sind erschlagen, erschlagen durch das Schwert unserer Brüder, ihre Ungerechtigkeit schrie zu laut gen Himmel und Gott befahl uns, sie zu züchtigen.“

„Befahl Euch Gott etwa auch, uns meuchlerischer Weise zu überfallen, Louis von Beaurepas?“ rief der Großprior in ein gellendes Hohngelächter ausbrechend. „Gebt Euch keine Mühe, Comthur, ich habe Eure Unthat schon vernommen, aber die Vergeltung wird Euch ereilen, glaubet meinen Worten, bevor Ihr vermuthet. Waret Ihr kaum im Stande, unsere sich in Minderzahl befindenden Brüder durch einen feigen Ueberfall meuchlerisch zu bewältigen, was wird aus Euch Buben werden, wenn wir Euch eine gleiche Anzahl Templer entgegenstellen? Denn wisset, Comthur Louis von Beaurepas,“ fuhr Beaujeu mit majestätischem Wesen und stolzem Tone fort. „Die Tempelherren, sie werden, obgleich sie Eurem Orden numerisch dreifach überlegen sind, doch nur eine gleiche Zahl entgegenstellen. Mit Uebermacht anzugreifen, Beaurepas, schickt sich blos für Hospitaliter, ein Tempelherr hält es für ehrlos, anders als wie Mann gegen Mann zu kämpfen und seine Pflicht gebietet ihm, einem Streite gegen drei Ritter nicht auszuweichen!“

„Großprior, ich will nicht hoffen, daß den maßlosen Beleidigungen, die Ihr gegen unseren Orden ausstoßt, der Vorwurf der Feigheit zu Grunde liegt.“

„Und wenn dem so wäre?“

„So würde ich Euch bitten, Eure Beschuldigung zu motiviren.“

„Sie ist durch Eure jüngste Heldenthat genugsam bewiesen.“

„Großprior, Ihr schlagt Euch mit Euren eigenen Worten. Soeben sagtet Ihr, der Templer dürfe seiner Pflicht gemäß selbst drei Rittern nicht weichen und jetzt wollt Ihr uns unsere Ueberzahl zum Vorwurfe machen? Ich hätte Euch für klüger gehalten, Wilhelm von Beaujeu.“

„Beaurepas, Ihr seid ein so feiner Logiker, daß Ihr mein Mitleiden verdient! Wenn es eine Ehre für den Tempelherren ist, den Kampf mit drei Feinden anzunehmen, so ist es doch die höchste Schmach und Schande für einen Ritter vom Hospital, einen solchen Streit anzubieten. Diese Schmach artet jedoch in erbärmliche Feigheit, in nichtswürdige Verrätherei aus, wenn der Angriff mit vielfach überlegener Kraft heimlich und ohne Absagebrief vor sich geht. Schämet Euch, Comthur, im Namen Eures Ordens ob solcher Heldenthaten, in den Annalen der Tempelherren werdet Ihr derartige nicht finden!“

„Nicht finden?“ brüllte Beaurepas außer sich vor Wuth, wobei seine Faust das Schwert suchte. „Nicht finden? Saget doch, welcher Orden sich größere Nichtswürdigkeiten zu Schulden kommen läßt, als der Eurige? Wer anders als der Eurige? Wer verrieth die Stadt Askalon durch seine grenzenlose Habsucht, als Euer würdiger Großmeister Bernhard von Tremelay? Wer verkaufte Nasireddin, den christlichen Proselyten, um schnödes Geld, als Bertrand von Blancfort, Großmeister der Tempelherren, wer hieb treuloser und verrätherischer Weise Bohäddewlet, den Gesandten der Assassinen, nieder, als Walter von Dumesnil, einer Eurer Brüder, und dergleichen Abscheulichkeiten könnte ich Euch noch viele erzählen, darum spielt den Klugen, Beaujeu, und unterlasset, Beschuldigungen von Verbrechen, die Euren Orden erdrücken, auf einen ehrenwerthen zu werfen.“

„Ich verzichte darauf,“ versetzte Beaujeu stolz, „Ereignisse,

deren Verständniß über den Horizont Eurer Gedanken hinaus ragt, Euch faßlich und begreiflich zu machen. Merket jedoch das eine: gesetzt auch, es sei ein Unrecht von Seiten unseres Ordens begangen worden, so war dies doch nie gegen Euren, einen geistlichen Orden gerichtet, sondern erstreckte sich stets auf unsere beiderseitigen Feinde."

„Wahrscheinlich," rief Beaurepas ironisch, „nahmen Eure Brüder unsere Stadt Sidon mit dem Schlosse Belfort aus Neigung und Wohlwollen für uns in Besitz! Doch es ist vergeblich, einem Templer Begriffe von Recht und Unrecht beibringen zu wollen und ich würde meine desfallsige Mühe als eine fruchtlose zu bereuen haben. Darum gebet Raum, Ihr Brüder vom Tempel, ich will in die Stadt einreiten."

„Geck, alberner!" donnerte Beaujeu, „bist Du von dem jüngsten Triumphe Deines Ordens wahnwitzig geworden, daß Du einem Großprior der Tempelherren eine derartige Zumuthung stellst; so werde ich Dich in ein Kloster sperren müssen, wo nicht, so diene Dir jetzt zur Weisung, Bursche, daß wenn sich Templer und Hospitaliter begegnen, entweder die Hospitaliter ausweichen oder spüren müssen, wie die Schwerter unserer Ritter einen lustigen Reigen tanzen auf Euren Helmen, daß Euch die hohlen Schädel klingen."

„Ihr werdet maßlos unverschämt, Großprior Wilhelm von Beaujeu," antwortete der Hospitaliter mit eisiger Ruhe. „Ihr und Euer Gefährte werdet mir deshalb mit den Waffen in der Hand Rede stehen."

„Dieser Vorschlag ist nicht anders als anerkennungswerth und benimmt mir Etwas von der Verachtung, die ich Eurem Orden zolle," entgegnete der Großprior in verbindlicher Weise, sich leicht verbeugend. „Es wird auch uns beiden zum allerhöchsten Vergnügen gereichen, die Gerechtigkeit

unserer Worte mit den Waffen zu beweisen. Ihr würdet uns Euch sehr verbinden, Beaurepas, wenn Ihr uns Eure Wünsche in Bezug auf den Waffengang zu erkennen geben wolltet."

„Ein Kampf auf gepanzertem Rosse in voller Rüstung mit Lanze und Schwert bis zu Eines Kampfesunfähigkeit," erwiderte der Hospitaliter mit einer Verbeugung, „dürfte den Umständen der Beleidigung wohl angemessen sein."

„Ihr sprechet vortrefflich, Comthur, wir beide haben nichts an Euren Worten auszusetzen. Nur theilet uns mit, wann die Zweikämpfe vor sich gehen sollen?"

„Morgen gegen Abend, wenn die Vesper zu Ende, renne ich mit Euch, Großprior, gewisse Aufträge erlauben mir den Kampf nicht früher. Besiegt Ihr mich, so wird Euer Gefährte harren müssen, bis ich wieder genesen, im Gegentheile aber wird er mir das Vergnügen des Kampfes auf den folgenden Tag gewähren. Darf ich Euch um die Ehre bitten, Euren Namen zu erfahren, werthester Ritter?" wandte sich der Comthur mit verbindlicher Verbeugung zu Helene, die kaum zu athmen wagte.

„Wartet einen Augenblick, Comthur," legte sich Beaujeu sofort in das Mittel. „Dieser Bruder kann, falls Ihr mich besiegt, übermorgen nicht mit Euch kämpfen, das Ordenscapitel beauftragte ihn mit einer wichtigen Sendung, von der er erst in drei bis vier Wochen im allergünstigsten Falle zurückkehren wird. Bis dahin müßt Ihr Euch also gedulden."

„Ihr als Großprior könnt ihn von der Sendung dispensiren."

„Das Capitel bindet mir die Arme. Ich werde Euch aber derzeit einen anderen Kämpen stellen, was sagt Ihr zu Odo von Chavannes?"

„Den nehme ich nicht an, Großprior!“

„Mögt wohl nicht gern mit ihm rennen, nehme Euch das nicht übel, versetzte Beaujeu heiter, ist gar ein grober Mensch, dieser Odo.“

„Glaubet nur nicht, daß ich ihn fürchte,“ rief Beaurepas stolz aus, seine hohe Figur in ihrer ganzen Größe aufrichtend. „Ihr seid zwar tapfere Ritter, Ihr Tempelherren, Beaurepas streckte aber schon viele in den Sand und Thomas Berard, der Großmeister, trägt eine blutige Erinnerung von mir an den letzten Kampf sein Leben lang mit sich herum. Wenn ich den Comthur Chavannes zurückweise, so geschieht dies, weil ich noch einen anderen Streit, den seine Bosheit a nfachte, mit ihm auszufechten habe. Ich werde daher warten, bis der Herr Ritter zurückgekehrt ist. Darf ich vielleicht nochmals um seinen Namen bitten?“

„Er heißt, er heißt — Gaston von St. André,“ sprach Beaujeu nach einigem Zögern.

„Warum spricht der Ritter nicht selbst, ist er stumm?“ fragte der Hospitaliter.

„Wo der Großprior ist, muß ein simpler Bruder schweigen,“ antwortete Beaujeu, „zumal wenn er noch keine vierundzwanzig Stunden dem Orden angehört und kaum in die Mannesschuhe getreten ist.“

„Dann verzichte ich auf den Kampf mit ihm,“ rief Beaurepas mit Stolz, „ich bin kein Kindermörder.“

„Ihr werdet mit Gaston von St. André rennen, oder ich kündige Euch vor Gott und der Welt als einen ehrlosen Feigling, eine hündische Memme an,“ rief Beaujeu zornesroth.

„Es sei!“ versetzte Beaurepas, „der Knabe mag die Zeit zu Buße und Gebet benutzen, der Kampf mit mir wird an

seinem Todestage stattfinden. Theilet mir mit, Ritter Gaston von St. André, wann Ihr zurückgekommen seid."

Helene verbeugte sich, ebenso Beaurepas und Beaujeu, sodann wandte jeder sein Pferd bei Seite, der Hospitaliter ritt mit seinem Knappen in die Stadt, Beaujeu und seine Gemahlin verfolgten ihre Straße weiter.

„Wilhelm, was hast Du angerichtet?" stöhnte Helene, nachdem sie Luft geholt hatte und zu sich gekommen war. Der wilde Comthur wird den armen jugendlichen St. André tödten, ohne daß der gute Mensch nur eine Ursache kennt und, und vielleicht — Dich auch, mein Herr und Gemahl. Bist Du aber todt, so muß auch ich sterben."

„Ha, ha, ha," lachte der Großprior aus vollem Halse. „Du glaubst doch nicht, mein Kind, daß mir der Comthur überlegen ist?"

„O mein lieber Wilhelm, es ist ein großer und wilder Mann, hörtest Du nicht, wie er sagte, er habe den Großmeister verwundet?"

„Wer weiß, wie sich das zugetragen hat, Schätzchen. Ich freue mich ordentlich darauf, einem Hospitaliter zu Leibe zu kommen, Chavannes wird mich ob meines Glückes verfluchen und zugleich beneiden."

„Laß uns umwenden, laß uns umwenden, Geliebter, ich muß heute die ganze Nacht für Dich beten."

„Wenn Du Dich um solcher Kleinigkeiten halber ängstigst, wirst Du ein schlechter Knappe Deines Herrn sein, Helene."

Verzeihe, mein theurer Gemahl, verzeihe, habe ich Dich doch so lieb."

Beaujeu drückte seiner Gattin die Hand und wendete die Rosse. Im Tempelhause angekommen, führte er sie in

ihre Gemächer zurück, wo sie noch lange kos'ten, wobei Helene allerlei Pläne schmiedete.

Erst spät begaben sie sich zur Ruhe.

Am nächsten Tage, als die Vesper zu Ende, hielten auf einem freien, mit kleinen Obstbäumchen eingefaßten Rasenplatze viele Ritter zu Roß und zu Fuß entweder in weiße Mäntel mit rothen Kreuzen gehüllt oder in schwarze Mäntel mit weißem Kreuze. Nur vier waren gänzlich ohne Mäntel, es waren dies der Großprior Wilhelm von Beaujeu und Odo von Chavannes, der, als er kaum vernommen, daß sein Freund von einem Hospitaliter zum Zweikampfe gefordert sei, eine Gelegenheit vom Zaune brach, den Comthur Pedro da Mare von den Hospitalitern, einen kriegserfahrenen und gefürchteten Ritter, schwer beleidigte und ihn gleichfalls zu einem Waffengange zwang. Auf der andern Seite hielten Louis von Beaurepas und Pedro da Mare. Die Mäntel hatten alle vier abgelegt, damit sie durch dieselben nicht genirt würden, weil jetzt die Ehre des Ordens auf dem Spiele stand. Die Helmvisire waren bei allen geschlossen. Man war allgemein in großer Spannung, denn die vier Ritter galten in Marseille als die vorzüglichsten und die Niederlage eines derselben würde ein ungünstiges Licht auf den betreffenden Orden geworfen haben.

Die Comthure Louis von Beaurepas und Odo von Chavannes blickten stolz von ihren Rossen herab, während dienende Brüder beider Orden herbeieilende Neugierige entfernten, ersterer im Gefühle seiner letzterfochtenen Siege, dieser, weil sein Wunsch endlich erfüllt war, sich einmal mit einem der von ihm so sehr gehaßten Hospitaliter messen zu können.

Für die beiden Kämpfe hatte man zwei Richter ernannt, einen von Seiten der Templer und einen von Seiten ihrer

Gegner. Die Templer hatten den Ordensmarschall Bryan von Auterne erwählt, die Hospitaliter Stephan von Pilles, einen fast ebenso alten Ritter. Ein hoher Sessel bildete den improvisirten Thron, ihm gegenüber hielten sechs Trompeter, drei in der Kleidung der dienenden Brüder der Templer, drei in der der Hospitaliter. Die Ritter befanden sich im weiten Kreise um den Kampfplatz und stellten auf solche Weise die Schranken dar.

Zuerst ritten, während Bryan von Auterne den Sessel bestieg, der Großprior Wilhelm von Beaujeu und der Comthur Louis von Beaurepas vor. Während des Hospitaliters Rüstung ganz einfach war, strotzte die des Templers von Gold und Zierrathen. Auf dem Helme des letzteren stand ein goldener Löwe aufrecht, mit geöffnetem Rachen und ausgestreckter Zunge. Beaujeu ritt einen feurigen Schimmel, schlank und gewandt wie ein Panther; Beaurepas einen kräftigen friesischen Hengst von kohlschwarzer Farbe; die Vordertheile beider steckten in eisernen Schienen. Jetzt reichten schnell hervortretende Knappen den Kämpfern Lanzen dar, die sich dieselben vorher ausgesucht. Auterne hob seinen Stab, strich sich den Bart und schaute mit stolzen Blicken auf den Vertreter seines Ordens, der leuchtend wie ein Kriegsgott auf seinem ungeduldigen Hengste des Commandowortes harrte. Eine weißseidene Schärpe mit rothem, eingestickten Kreuze, welch letzteres aber durch den kleinen am linken Arme getragenen Schild verdeckt wurde, schlang sich um seine breiten Schultern, ein Geschenk, welches ihm die Hand der liebenden Helene vor wenig Minuten, als er Abschied von ihr genommen, unter heißen Thränen und Gebeten umgebunden. Plötzlich senkte Bryan von Auterne den Stab gegen die Trompeter, diese bliesen eine schmetternde Fanfare und sofort

legten die Ritter die Lanzen ein, ihre kaum zu bändigenden Rosse schossen wie zwei Pfeile vom Bogen. Krachend trafen die Ritter auf einander, die Lanzen splitterten in tausend Stücke, die Hengste sanken auf den Hinterfüßen zusammen, um im Momente, durch die Sporen und die Faust ihrer Reiter getrieben, wieder in die Höhe zu schnellen.

Die beiden Ritter wandten ihre Pferde stolz zurück und ritten zu ihren Freunden, wo sie die Pferde wieder umkehrten.

Veit Walter trat zu Beaujeu, reichte ihm eine mächtige Lanze und sprach:

„Wilhelm, ich sagte Dir vorhin gleich, die Lanze wird keinen festen Stoß aushalten, wie Du ihn führst, Du kanntest es aber besser. Schuster bleibe bei Deinem Leisten, heißt es nicht umsonst. Mit einer Lanze rennen kannst Du wohl, aber nur keine gute auslesen. Diese hier wird Dir bessere Dienste thun, sie ist Deiner Kraft eher angemessen.“

„Veit,“ sprach Beaujeu dumpf durch das vorgeschlagene Visir, „diesmal will ich dem Hund auf den Helm zielen und verdammt will ich sein, wenn er kein Rad in der Luft schlägt.“

„Sieh Dich dabei vor, es ist dies ein gefährlicher Stoß und Dein Gegner versteht keinen Scherz, wie ich aus dem jetzigen Rennen bemerkt habe,“ warnte Veit.

Der Großprior legte die Lanze ein, ein Gleiches that sein Gegner. Die Trompeten schmetterten, wieder rannten die Ritter auf einander, jedoch mit anderem Erfolge als das erste Mal. Während Wilhelm von Beaujeu fest wie eine Statue an dem Orte des Zusammenstoßes hielt, stürzte Louis von Beaurepas kopfüber in mächtigem Schwunge, so daß die Steigbügelriemen rissen, auf den Rasen, daß der ganze Erdboden dröhnte. Der Templer hatte richtig gezielt, die

stählernen Muskeln seines Armes hatten die Lanze auch nicht um einen Gedanken breit von ihrer Richtung abweichen lassen, woraus denn der furchtbare Stoß gegen den Helm des Hospitaliters erfolgte, der diesen weit über sein Roß zurück schleuderte.

Der Großprior hob seine Lanze und senkte sie vor dem Kampfrichter, ein Zeichen, daß er den Kampf für beendigt ansehe.

„Wilhelm von Beaujeu," fragte der Greis höchlichst erstaunt und es schien, als ob er den eignen Augen nicht traue, „hörte ich falsch, gehet Euer Zweikampf nicht bis zur Kampfunfähigkeit des einen Streiters?"

„Ihr vernahmet recht, ehrwürdiger Marschall," versetzte der Angeredete, nachdem er sein Visir mit Mühe zurückgeschlagen.

„Warum setzet Ihr alsdann den Kampf nicht fort?"

„Mein Gegner," versetzte der Großprior und deutete auf den noch immer unbeweglich Daliegenden, „ist leider schon kampfunfähig, ich hätte mich gern noch auf das Schwert mit ihm gemessen."

„Woraus schließt Ihr, daß er kampfunfähig sei?"

„Ich müßte mich sehr irren, wären ihm nicht die Hüften verrenkt und einige Rippen gebrochen."

Einige Hospitaliter ritten herzu und nahmen dem Comthur den Helm ab; sein schönes Gesicht war todtenblaß, er lag in tiefer Ohnmacht. Einige dienende Brüder trugen ihn zur Stadt, wo man ihm die Rüstung abnahm und ihn untersuchte.

Beaujeu's scharfes Auge hatte sich keineswegs getäuscht; ein Hüftknochen war verrenkt und vier Rippen zerbrochen.

Gleichgültig, als ob er eben gebetet, ritt der Templer zu seinen Freunden zurück.

„Was sagte ich?“ rief der bärtige Veit Walter, während die Templer ihren Vorgesetzten beglückwünschten, „mit Lanzen, die ich verabreiche, wird alleweg Sieg errungen und ich werde noch heute ein Lied zu Deinen Ehren singen, tapferer Großprior.“

„Schön, mein Freund,“ antwortete dieser, „so reiche unserem Chavannes nur auch eine gute Lanze. Wenn er den Sieg alsdann nicht erringt, so liegt es bei Gott nicht an ihm.“

„Habe Dank, Beaujeu, meine Lanze habe ich schon selbst ausgesucht, auch wette ich eine Ladung Malvasier gegen einen Schluck Dünnbier, daß der Hospitaliter sein Roß nicht wieder zu wenden braucht.“

Dies sagend, ritt der kolossale Chavannes auf einem feuerfarbenen Hengste von großer Stärke vor; ihm gegenüber hielt schon Pedro da Mare auf einem kräftigen Eisenschimmel.

„Vorgesehen, Odo, vorgesehen,“ rief ihm das Ordenshaupt mit Nachdruck zu. „Vorsicht schadete noch nie.“

Unterdessen hatte der ehrwürdige Hospitalritter Stephan von Pilles den von Bryan von Auterne verlassenen Stuhl eingenommen; in seinen vor Alter zitternden Händen senkte sich der Stab, aber um so kräftiger schmetterten die Trompeten und die Ritter stießen auf einander.

Vor dem mächtigen Stoße des Templers, in dem sich seine ganze Wuth und Bosheit concentrirte, flog der Hospitaliter pfeilschnell aus dem Sattel.

Chavannes schien aber nicht gleiche Ansichten mit Beaujeu über Kampfesunfähigkeit zu hegen. Da Mare hatte kaum den Boden berührt, als Chavannes auch schon mit gezogenem Schwerte vom Rosse sprang.

Sofort trat ihm der Hospitaliter, der sich schnell aufgerafft, entgegen.

„Ha, Beauséant, Beauséant!" brüllte Chavannes unter seinem Visire und stürzte seinem Feinde entgegen. Dieser entbehrte aber durch den jähen Sturz noch zu sehr des Odems, um dem Angriffe wirksam begegnen zu können. Zwar führte er, als geschickter Fechter, noch zwei schnelle, gewandte Hiebe auf Kopf und Hals seines Gegners, doch sie ermangelten der Kraft und blieben ohne Wirkung.

Desto besser reussirte aber Chavannes; ein furchtbares Rad mit seinem langen, gewichtigen Schwerte schlagend, traf er den Hospitaliter mit solcher Wucht auf das Haupt, daß er in die Kniee sank; ehe noch der Kampfrichter durch Niederwerfen seines Stabes, welchem Zeichen bei Ehrlosigkeit Folge geleistet werden mußte, dem Kampfe Einhalt gethan, hatte die Spitze von Chavannes Schwert die Gurgel des Unglücklichen durchbohrt.

„Beauséant! So ergehe es allen Widersachern des heiligen Tempels zu Zion!" rief der Sieger, wischte sein blutiges Schwert an dem grünen Rasen ab, bestieg sein Roß und ritt zu seinen Gefährten zurück. Lauter Beifall über seine Geschicklichkeit im Waffenhandwerke empfing ihn da, man beschloß die Siege mit einem großartigen Gelage zu feiern.

Traurig trugen die Hospitaliter ihren allseits geachteten Freund nach Hause.

In seinem kleinen Zimmer ging der Capellan Dominicus auf und ab; die Kürze der Wände zwang ihn, jedesmal beim sechsten Schritte umzukehren.

Die innere Ausstattung seines Gemaches war zwar nicht reich, wohl aber bequem und wohnlich. Die Wände waren bemalt, der Fußboden schön gedielt, die Fenster ziemlich groß,

aber vergittert. Ein kleiner, schwarz behangener Altar mit darauf stehendem Kreuze von Ebenholz, woran ein übergoldeter Heiland hing, befand sich an der Wand der Thüre gegenüber; ein Tisch mit verschiedenen Pergamenten, einige weiche Sessel und ein schwellendes Ruhebette von schöner und zugleich dauerhafter Arbeit, ein großer, jedenfalls mit Kleidern seines Standes angefüllter Schrank verengten den ohnedies kleinen Raum des Zimmers noch mehr, gaben aber auch zugleich im Vereine mit zahlreichen, sorgsam gepflegten Blumenstöcken dem Ganzen einen Anstrich von Wohnlichkeit und stiller Häuslichkeit, wenn schon die ganze Einrichtung desselben gleichfalls gegen die die größte Einfachheit anbefehlenden Ordensgesetze verstieß.

Die auf dem Tische liegenden Schriftwerke, das Tintenfaß und einige Schwanenkiele ließen vermuthen, daß sich der Inhaber der Stube mehr wissenschaftlichen Arbeiten, als wie den Gebeten und Schmausereien der übrigen Ordensdiener geistlichen Standes hingab; ein Blick in das kluge, aber zurückhaltungsvolle Antlitz des Clerikers bestätigte die Vermuthung.

Langsam ging er in seinem Zimmer auf und nieder, die Hände vor der Brust gefaltet, das Haupt leicht nach vorwärts gebeugt. Es schien, als sei er ein Heiliger, welcher nach dem ihm vom Capitel angethanen Schimpf noch für dasselbe bitte; Dominicus machte einen ungemein wohlthuenden Eindruck.

Bei näherer Besichtigung konnte ein scharfblickender Beobachter jedoch wahrnehmen, daß die Gedanken des Clerikers nicht so rein religiösen Inhaltes sein mußten. Ein scharfer Blitz durchzuckte zu öfterem sein dunkles Auge wie ein Wetterleuchten, um plötzlich wieder hinter der eisigen Ruhe

seines edlen Gesichtes zu verschwinden und nach einiger Zeit mit einer wahrhaft erschreckenden Intensivität von Neuem hervorzubrechen.

Was mochte wohl im Innern des Ordenscapellans vorgehen?

Daß nicht Liebe und Versöhnlichkeit, wie sie das Christenthum, ihre Mutter, will, die Ursache seiner kaum bemerkbaren, aber dennoch ungeheuren Aufregung waren, bewies das krampfhafte, in lautes Knirschen ausartende Zusammenschlagen seiner Zähne zu deutlich, was man wohl zu hören, nicht aber zu sehen vermochte, dahingegen man deutlich mit den Augen zu bemerken im Stande war, wie sich seine feinen, weißen Hände fast blutig rieben.

Der Kampf in seinem Innern mußte von großer Bedeutung sein.

Was waren wohl die Ursachen desselben?

Die Hintenansetzung seiner Würde im Capitel, die persönlichen Beleidigungen Chavannes, sowie die vom Großprior ausgesprochene und vom Capitel gebilligte Strafe für ein Vergehen, welches in der Ausübung seiner von ihm beschworenen Pflichten bestand, konnte keinen so glühenden Brand in das Innere des äußerlich so kalt erscheinenden Capellans geworfen haben. Die Ursache, warum er von seinen Gefühlen so sehr beherrscht wurde, mußte jedenfalls wo anders liegen. In dumpfe Worte ausbrechend, löste er das Räthsel endlich selbst:

„Man hat mich beleidigt, geschimpft und geschmäht — ich verzeihe ihnen, sie wissen ja nicht, daß der Arme, der Niedriggeborene auch ein Herz und ein fühlendes in der Brust trägt — ich verzeihe den Sündern — daß sie den regen Eifer, den Trieb zur Frömmigkeit, welcher mein reines

Inneres durchglüht, mißkennen — daß sie gerade den Gegensatz von Dem erblicken, was Vernunft und guter Wille darin ersehen muß. — Ich kam zum Orden, dessen Berühmtheit die Welt übersteigt — ich liebte ihn, liebte ihn, wie eine Mutter ihr einziges Kind nur lieben kann — ich wußte aber auch, daß er auf der Bahn des Verderbnisses wandelte — meine unbegrenzte Zuneigung ließ mich einen Entschluß fassen, der lächerlich erscheint, dessen Realisirung Kräfte in Anspruch zu nehmen versprach, welche die eines gewöhnlichen Menschenkindes übersteigen — allein ich bebte nicht zurück, der Mensch ist stark — verrückt doch der Glaube Berge — und ich, ich trage den ganzen, ganzen Glauben in meiner gefühlreichen Brust, einen Glauben, der dem Sünder verzeiht, ihn liebt, der ihn stützt, hilft und aufrichtet, der ihn auf die Bahn zurück bringt, auf die enge, die hinan strebt zu den überirdischen Gefilden ewiger Glückseligkeit. —"

Das Auge des Priesters, welches bisweilen in seiner Rede mit dem Blicke eines Heiligen auf zum Himmel geschaut, umzog sich jetzt mit dem Mantel düsterer Schwermuth und kraftloser Niedergeschlagenheit.

„Stolz schwellte meine Brust ob des erhabenen Ziels, welches sich meine Willenskraft gesetzt — o dieser Stolz ist keine Sünde, im Gegentheil — es liegt eine himmlische Wonne darinnen — es ist der Stolz des Märtyrers, der, das Auge voll Triumph, zu dem Scheiterhaufen emporblickt, welcher seine Glieder röstet. — Die Ritter des Tempels zu Zion, den sie freventlich den heiligen schmähen, sind tapfere, kühne Männer — sie sind fähig, die Erde aus ihren Fugen zu heben — aber auch wie schwach, wie schwach sind sie nicht: das Blut der Heiden dünkt ihnen ein Opfergeruch, wenn es empor zum Himmel raucht und mit diesem einen

Opfer, welches sie freilich unaufhörlich und in Hekatomben weihen, und selbst das Gebet und die Buße verschmähend, glauben sie alle ihre furchtbaren Laster und Verbrechen zu sühnen. — Die Unglücklichen, sie wissen nicht: Gott will die Bekehrung, nicht aber den Tod des Sünders — ich bin stolz gewesen, sagte ich, stolz — die Ritter sind stark und muthig — wer aber von ihnen könnte sich messen mit mir, mit Wilhelm Imbert, den sie Bruder Dominicus nennen, dem armen, niedriggeborenen Jüngling, dessen Vater das eiserne Halsband des Leibeigenen trug. — Ihnen gegenüber bin ich ein Riese, ein Gott an Kraft und Muth — sie unternahmen es, Heiden zu tödten — ich aber richtete mein Streben darauf, den Orden der Tempelherren zu regeneriren, ihn aufzuschütteln aus seinem Verfalle, ihn zu reinigen von Schmach und Schande, ihn zu machen zu einer Schaar von Heiligen, ich wollte ein Institut in ihm errichten, aus dem auf alle Zeiten Segen und Heil der Menschheit entsprießen sollte! Was trieb mich dazu? Vor Dir, o mein Gott und Erzeuger, der Du Herz und Nieren prüfst und den Menschen in das Dunkel der Brust blickest, vor Dir kann ich es sagen und gestehen, weißt Du es doch schon längst: es war die Liebe, die Liebe zu Dir, die Liebe zu meinen armen, in Elend, Dunkel und Aberglauben schmachtenden Mitbrüdern.

Was war wohl das meiner harrende Loos?

Meine Jugend, meine Kraft, mein ganzes Dasein mußte ich opfern, mußte Widerspruch und Widerstand dulden, Schmach und Lästerung ertragen, mußte trotz meines Stolzes und meiner Kraft kriechen und mich demüthigen, mußte mich schimpfen und schmähen lassen und am Ende einen Märtyrertod durch die rohe Faust eines Ritters erwarten.

Ich sah dies Alles voraus, ich überlegte es reiflich, aber

ich bebte auch keinen Augenblick zurück, keinen Gedanken lang gab ich meinen einmal gefaßten Entschluß auf.

Und was würde endlich der Lohn meines mühsamen und uneigennützigen Strebens gewesen sein?

Vielleicht hätte ich ein bescheidenes Plätzchen erhalten neben Hugo von Payens und Gottfried von St. Omer, den frommen Meistern, vielleicht hätte man mein vergessen, jedenfalls aber und ich bin zu wenig kurzsichtig, um mich einer Täuschung hinzugeben, jedenfalls aber hätte man mich gesteinigt, gekreuzigt, verwünscht und verflucht.

Was liegt aber an dem Leben eines armseligen Menschenkindes, wie ich bin, noch dazu, wenn es sich selbst dem Opfertode weihet, falls nur die unzähligen Seelen gerettet und Liebe und Eintracht, Aufklärung und Duldung unter der Menschheit verbreitet worden wäre!

Aber mein Traum ist zu Ende, ich sehe das Ziel nicht mehr, das ich verfolgte, dem sich mein eifrig Streben zugewandt.

Eitel ist des Menschen Sinnen, eitel sein Schaffen und Wirken!

Ich Thor! ich maßte mir an, die ehernen Seelen jener adelsstolzen, üppigen Ritter zu beugen!

Eher reiße ich mit Riesenarmen die Sterne aus ihren Wurzeln von dem unendlichen Himmelsgewölbe, ehe ich die Sinnesart auch nur eines dieser Centauren bessere!

Wohlan, wenn ich sie nicht beugen kann, so sollen sie brechen!! schrie Dominicus jetzt mit Donnerstimme, brechen sollen sie, stürzen will ich diese hierarchisch-aristokratische Sippschaft, diese in lasciven Lüsten, in verderblichem Unglauben über und über versunkenen Aristokraten, nur um die Welt vor ihren schrecklichen Armen zu retten. Wenn ich

nicht ihr Heiland zu werden das Vermögen besitze, so bin ich doch fähig, ihr böser Geist zu werden, die Feuersbrunst, welche das großartige Gebäude des Tempels verheert!

Etwas beruhigt, fuhr der Capellan fort, nachdem er schweigend den engen Raum seines Zimmers durchschritten:

Was bin ich? — Ein armseliger Geistlicher.

Welche Mittel stehen mir zu Gebote? — Ein eiserner Charakter, eine zähe, durch nichts zu beugende Willenskraft. Das Glück der Menschheit winket meinen Anstrengungen, das ewige Recht, ein gutes Gewissen und somit auch der Beistand Gottes stehen mir zur Seite.

Was will ich?

Vernichten will ich eine Lawine, hervorgegangen aus einem Häufchen Schnee, welches ein mitleidiger Wanderer von dem schmalen Felspfade warf, der zum kleinen Wallfahrtscapellchen führt, um seinen Nachfolgern einen mühsamen Weg gangbar zu machen. Aber diese Hand voll Schnee, sie wuchs und wuchs zu einem dräuenden Colosse, der jetzt verderbenschwanger über der ganzen Welt, sowohl der gebildeten als wie der ungebildeten, sich zu entladen droht. Darf ich junger Mensch mich aber auch erfrechen, solch einen furchtbaren Vorwurf auszusprechen über eine Gesellschaft, deren Gründer und Begünstiger der Papst, der allerheiligste Vater ist?

Jung bin ich an Jahren, das ist wahr, die kurze Zeit jedoch, in welcher mein Auge das Getriebe des Ordens sowohl im Oriente, als im Occidente durchschaute, genügte, um mir die Erfahrung eines Greises zu verleihen.

Ehe ich meinen furchtbaren Vorsatz der Vernichtung ins Leben setze, will ich noch einmal mit aller Ruhe die Gebrechen, die Laster und Verbrechen des Ordens kurz resu-

miren, das Urtheil und das Benehmen des Papstes in dieser Sache kann mich nicht irren, meinem unpartheiischen Auge blieb das selbstsüchtige Interesse dieses fälschlich Vater der Christenheit genannten Kirchenoberhauptes nicht verborgen.

Orden des heiligen Tempels von Zion, Deine Schuld will ich jetzt zu Tage legen, die Feder in meiner emsigen Hand soll ein bleibendes Urtheil für die Nachwelt werden!

Du aber Statthalter Gottes auf Erden, Dich trifft hauptsächlich mein Fluch und mit ihm der Fluch Gottes, der Fluch der ganzen Menschheit. Du kennest die schreckliche Verderbniß des Ordens und schützest und vertheidigst ihn, weil Du Deinen Seckel mit seinem Golde füllest. Die Templer sind die Sünder, Du aber stachelst sie zu Laster und Verbrechen an!

Was war vor allen Dingen der Zweck des Ordens, wie ihn die Gründer im Auge hatten?

Er sollte eine Vereinigung frommer Streiter zum Schutze der Christen gegen Türken und Heiden sein!

Sind die heutigen Templer noch dies?

Furchtbare Streiter sind sie, jedoch nur, weil es ihrer Rauflust zusagt, das ist wahr, aber fromm? Von Gebet wissen sie nichts, Beichte kennen sie nicht, Buße glauben sie nicht nöthig zu haben.

Wohl streiten sie für die Christenheit gegen Türken und Heiden, doch wie oft kam es nicht schon vor, daß der Orden für elendes Gold nicht nur gegen Saracenen, sondern auch gegen Bekenner des christlichen Glaubens focht!

Wenn Derjenige nur ein Christ ist, der dem Glauben mit Ueberzeugung und Liebe anhängt, so können die Tempelherren sofort auf dieses Prädicat verzichten, denn sie halten zum Glauben nur aus dem einzigen Grunde, weil es ihr Interesse

erheischt, weil sie ohne dies wie Anteus des Bodens entbehren würden, woraus ihnen die Kraft zuströmt.

Von dem Glauben komme ich auf die von den Rittern beschworenen Gelübde.

Wie hielten sie es mit der Armuth?

O davon will ich nur gleich schweigen, wer kennt die unermeßlichen Schätze dieses geistlichen Bundes nicht? Anstatt einfach und Stand und Würde angemessen, laufen die Templer herum geputzt wie die Pfauen, sie schwelgen, prassen und saufen, sie führen neben ihren Kriegsfahrten ein wahres Sybaritenleben. Doch Gott wird sie richten.

Die Keuschheit!

Ich möchte vor Scham in die Erde sinken und mit ehernem Griffe den weißen Rock von meinen unter seiner Last seufzenden und sich dagegen auflehnenden Schultern reißen, ich möchte mir die Augen verdecken und meine Hand zu einem vernichtenden Fluche emporrecken, bedenke ich die Verworfenheit dieser Männer, die Ehre auch nicht der reinsten Jungfrau ist ihnen heilig, sie haben keine Scheu vor dem durch göttliche Bande an einen Gemahl gebundenen Eheweibe, sobald es nur ihre Lüste erregt. Aber nicht zufrieden mit diesen schmählichen Sünden, werfen sie auch noch mit frevelhafter Hand das letzte von sich weg, was dem Menschen seine Würde giebt, sie verrathen und beschmuzen Seele und Leib, mit kothigen Füßen zertreten sie die Selbstachtung, nichts, nichts ist ihnen mehr heilig auf Gottes Erde!

Wehe, wehe Euch Sodomiten und Selbstschändern, bald wird der Himmel einstürzen und Euch, die Ihr meint, Ihr müßt, weil Ihr die Keuschheit beschworen, Euch so recht im Schmutze der frechen Schamlosigkeit und thierischen Gemeinheit wälzen, unter seiner Last Eure vergifteten Seelen ersticken. Pfui, pfui!

So genügt Ihr denn vielleicht Eurem dritten Gelübde, Ritter des Tempels von Zion, seid Ihr Euren Obern und Vorgesetzten in unbedingtem Gehorsam ergeben?

O ja, bisweilen, das heißt, wenn ein strenger Meister in der Nähe ist und mit eiserner Faust regiert, so müßt Ihr wohl, wenn Ihr auch nicht wollt. Allein ist dies nicht der Fall, so weiß man nur zu gut, wie ungeberdig, wild und unlenksam Ihr seid, Ihr Brüder des Ordens, Ihr raubt, mordet, sengt, brennt aus frevelhafter Lust, trotzdem Euch der beschworene Gehorsam gerade das Gegentheil hiervon auflegt.

Doch was soll ich fortfahren, Laster und Verbrechen zu schildern, die die Welt lieber vor jeglichem Auge verbergen sollte.

Und wie der Herr, so der Knecht.

Wie die Tempelherren, so sind auch die dienenden Brüder und leider, leider, Gott sei es geklagt! ihre Priester und Capelläne!

Aber ein Tropfen läßt das Gefäß überlaufen, Gottes Langmuth ist groß, endlich erreicht sie die Sünder doch!

Eure Sünden schreien empor zum Himmel, Brüder des Tempels zu Zion und Gott schickt seinen Engel der Zerstörung.

Ich bin dieser Engel der Zerstörung, ich vernichte, zerschmettere Eure großartige Verbindung, da ich ihr Retter und Heiland nicht sein konnte.

Noch weiß ich die Pfade nicht, welche ich zu betreten habe. Gott aber wird mein Angesicht erleuchten, meinen Muth erhöhen, meine Kraft stärken, den Blick meines Auges schärfen.

Er wird mir meine Wege vorzeichnen, mein Fuß wird

sie alle gehen, selbst die allerkrümmsten, er wird mein Thun unterstützen und segnen!

Wohlan, es ist abgemacht, ich entsage dem Dienste eines Ordenscapellans, ich lege den Bruder Dominicus ab, ich verlasse das Haus der Sünde und bin wieder der simple Mensch, bin wieder Wilhelm Imbert, der Sohn des Leibeigenen. Eines nur betübt mich, schloß er, indem er seine Blätter und einige Kleidungsstücke in ein kleines Bündel packte, ich muß sogleich meine Laufbahn mit einem krummen Pfade beginnen, ich muß heimlich und auf Verräthersohlen die Veste verlassen, bin ich doch zu Haft und Buße verurtheilt, ich muß leise aus dem Hause fliehen, muß mich hinaus stehlen, da wo ich der Engel des Friedens zu sein berufen war.

Allein aller Anfang ist schwer, durch Geduld gelangt man zum Ziele; das Dunkel der Nacht wird die Schritte eines Mannes begünstigen, der wie ein Verbrecher im Finstern zu schleichen gezwungen ist!

Ruhig, als ob nichts geschehen sei, setzte sich Wilhelm Imbert zu seinen Pergamenten nieder, sein Entschluß stand unwiderruflich fest.

Einige Minuten später, als der Großprior Wilhelm von Beaujeu mit seiner in Templertracht gekleideten Gemahlin die Ordensveste verließ, um an dem Ufer des Meeres entlang zu reiten, verließ Wilhelm Imbert seine Zelle, unter seinem Mantel ein kleines Päckchen tragend. Seine Kleidung öffnete ihm die Thüre, da sich der Thürhüter nicht unterstehen durfte, einem Cleriker den Austritt zu verweigern. Die Herren Capelläne standen zu gut mit den Rittern und die wachehaltenden, dienenden Brüder waren zu sehr gewöhnt, dieselben auf galante Abenteuer ausgehen zu sehen, um Mißtrauen in den Weggang eines Mannes zu setzen,

dessen Gesicht durch die Kapuze des Geistlichen verhüllt wurde.

Der Diener war discret und fragte nicht einmal nach dem Namen des Flüchtlings.

Dieser eilte zum Hafen, öffnete sein Bündel, nahm einen bereitgehaltenen dunkeln Anzug heraus, riß sein Capellanskleid mit einer Eile und einem Mienenspiele ab, als ob es ihn verbrenne, wickelte es um einen schweren Stein, warf es in die dunkle Meeresfluth und zog sich die ausgepackten Kleider an. Der Capellan Dominicus war todt.

Wilhelm Imbert knieete nieder und sprach ein glühendes Gebet, hierauf ging er, um womöglich Platz auf einem Schiffe zu bekommen.

Fünftes Capitel.

Einige Wochen nach der Abreise der Templer Steinach und St. André in die verschiedenen Ordensprovinzen können wir sie auf ihrem Rückwege nach Marseille abermals treffen.

Die ganze Gesellschaft war noch beisammen und befand sich auf der Straße von Dijon nach Lyon. Wenn schon sie annehmen mußten, das Herzogthum Burgund, worin sich viele Ordensbesitzungen befanden, sei bereits durch Abgesandte von Marseille bereist, so lag dies Reich doch direct auf der Linie von Paris, wo sie ihre Mission beendigt, nach Marseille, da die Hauptstraße über Melun, Sens, Joigny, Dijon, Beaune, Maron, Lyon, Avignon zurück nach der Seestadt Marseille führte.

Die Reisenden erfreuten sich ohne Ausnahme einer fröhlichen Laune; die reizenden Gegenden, welche sie durchreisten, verbunden mit dem angenehmsten Wetter und einer allwegs gastfreien Aufnahme hatten Gaston und die Knappen in die vergnügteste Stimmung versetzt; auch der alte Hans von der Steinach war sowohl mit dem Resultate, als auch den Begebnissen seiner Sendung zufrieden. Die Frömmler in Avignon waren ein zu abschreckendes Beispiel gewesen, um nicht die einzelnen Gebrechen der Brüder — die gänzliche Corrup-

tion des Ordens konnte er auf dem schnellen Fluge seiner Reise nicht wahrnehmen, da sich die Ritter ohnedies sehr bestrebten, ihre Laster dem Uneingeweihten, dem inneren Orden nicht Angehörenden, so viel als möglich zu verbergen — zu übersehen, zumal er sämmtliche Commenden in schlagfertigem Zustande fand, um sofort die Hälfte ihrer Ritter behufs der Sendung in das heilige Land abgeben zu können.

Unter den Scherzen und heiteren Einfällen Heinzens ritt man die breite Straße entlang von Dijon, wo man übernachtet, auf Beaune zu, dessen Commende zur Rast für den heutigen Tag dienen sollte.

Auch Steinach schmunzelte bei den Witzen seines deutschen Landsmannes, was die Art des orthodoxen Ritters sonst gar nicht war, ein Zeichen, daß er sich in jeder Beziehung wohl befinde. Das Gespräch, welches Heinz in lauter Sprache erst nur mit seinen Collegen führte, erstreckte sich sodann auf St. André, seinen speciellen Herrn, und wurde schließlich vom Comthur aufgenommen.

„He, Bursche, sage mir, wo bist Du denn eigentlich her, welche Stadt oder welches Dorf nennt Dich seinen Sohn, Heinz?“ fragte der Alte, einen forschenden Blick auf das offene, ziemlich hübsche Gesicht des jungen Deutschen werfend, dessen Augen und rasche Bewegungen allein den Schalk nicht verleugnen konnten.

„Nürnberg“ antwortete der Gefragte keck, „kann sich schmeicheln, daß durch meine Geburt in seinen Mauern eine Lücke in der Schöpfung ausgefüllt wurde, die durch mein Ausbleiben einen gewissen Mangel unstreitig sehr fühlbar gemacht haben würde.“

„Heinz, Du giebst Dich einer Irrung hin, mein Sohn!“

„Ihr werdet doch nicht behaupten wollen, Comthur, daß,

da nichts in der ganzen Welt ohne Grund und Ursache vorhanden, wie unsere Capelläne so oft sich ereifern, meine Existenz für die Welt keine Nothwendigkeit ist?"

„Du irrst, mein Sohn, bemerke ich nochmals," schmunzelte der Alte, „ob unter den vielen Millionen Schelmen und Ketzern, welche heut zu Tage die Erde zu einem Orte der Sünde und des Lasters machen, ein Taugenichts mehr oder weniger ist, findet gewiß keine Berücksichtigung."

„Diese Meinung theile ich durchaus nicht, Comthur," gegenredete der Knappe mit einer gewissen Salbung, „Sünder und Ketzer muß es geben und zwar je mehr desto besser."

„Weißt Du, mein Sohn, daß diese Ansicht stark nach dem Scheiterhaufen riecht? Doch bin ich sehr begierig, die Gründe zu vernehmen, womit Du Deine saubere Sache vertheidigst."

„Eine theologische Controverse zwischen einem Centauren und einem Troßknechte?" lachte St. André und schaute, neugierig was da kommen würde, auf seinen Knappen.

Dieser suchte das würdevolle Gesicht eines gutgenährten Priesters durch Aufblähen der Backen möglichst nachzuahmen und begann alsdann mit näselnder Stimme, wobei er lebhaft mit den Armen gesticulirte: „Meine lieben Freunde und Brüder, wie schon gesagt, ist auf Gottes vollkommener Welt durchaus nichts, auch nicht das Kleinste, unnöthig und ohne Zweck. Der Esel frißt die Distel, das Kameel in der Wüste den stachlichen Kactus, woran sich der dumme, barfuße Wallfahrer die Füße verletzt. Wie ihr seht, meine Freunde, würde eine solche Verletzung gänzlich wegbleiben, wenn der Pilger entweder auf einem Esel oder einem Kameele ritte und die spitzigen Gewächse deren Mäulern überließe oder gänzlich zu Hause bliebe. Auch könnte er starke Schuhe anziehen, wo-

durch das Bein nicht verletzt würde, oder aber auch auf den Händen laufen, wo alsdann in Bezug auf die Füße ein gleiches Resultat erzielt würde. Also ist nur die Dummheit des Menschen daran schuld, wenn er den Werth und den Nutzen eines Naturerzeugnisses nicht einsieht.

Die Schlangen, Scorpionen, sowie überhaupt das giftige Gewürm auf Erden ist auch nicht ohne seinen Zweck und Nutzen hierselbst, obwohl es der Unverständige nicht bemerkt. Niedrige Pfaffenseelen und nichtswürdige Judenstrolche nehmen sich an ihnen ein lehrreiches Vorbild, um wie sie zu kriechen und sich zu schmiegen, um Unvorsichtige zu umgarnen und zu umstricken, um von vorne zu schmeicheln und ihnen von hinten den giftigen Stachel in das lebendige Fleisch zu drücken. Wenn man dagegen behaupten will, Pfaffen und Juden seien gleichfalls unnöthig auf der Welt, so will ich dem zwar nicht geradezu widersprechen, doch den allgemeinen Grundsatz aussprechen: gegen Schlangen, Scorpionen, giftige Würmer, Juden und Pfaffen kann man niemals vorsichtig genug sein und was uns die Vorsicht, eine der schönsten menschlichen Eigenschaften lehrt, ist nur zweckdienlich und nützlich.

So wird vom Kurzsichtigen das Wasser auch oft und schwer getadelt und geschmäht. Es ist wahr, Wasser ist ein gar zu fades, albernes Getränk, das weder Seele noch Leib erfrischt, doch muß man bedenken, daß gar viele, gute Fische in demselben leben, die dem Appetite gewaltig zusagen. Es ist gegründet, daß das Wasser ein gar garstiges, nasses Element ist, in dem Mensch und Vieh ersaufen, doch gebe ich auch wieder zu berücksichtigen, daß, wenn man Kinder, Heiden und Juden mit Wein taufen wollte, dieses edle Getränke auf eine seinem Zwecke, anstatt in den Magen, auf

borstige Köpfe zu kommen, geradezu zuwiderlaufende Weise schmählich vergeudet würde. Bedenkt man —"

„Halte ein, Dialektiker erster Größe, Du wahrer Chrysostomus an Beredtsamkeit," unterbrach ihn der Comthur, sich den Bauch vor Lachen haltend, „ich gebe zu, diese Dinge sind alle nütz und schön, doch möchte ich vor allen Dingen wissen, wie Du Deinen und der Deinigen Werth entwickeln und beweisen willst."

„Nichts leichter, als dies, mein lieber Ritter," begnügte sich der Knappe zu erwidern, „Schelme und Taugenichtse müssen auch auf der Welt sein, sonst sähen ja die guten Menschen nicht, wie sie es nicht machen sollten. Bedenkt doch nur einmal, ehrwürdiger Comthur und lieber Landsmann, wenn es nur gute und fromme Christen gäbe, so brauchte man ja keinen Krieg mehr gegen Heiden und Juden zu führen, auch könnte man sich nicht innerlich rühmen, wie so mancher Ritter thut, besser als seine Nebenmenschen zu sein. Seht, Gott ließ darum Fromme und Schelme auf der Welt herum spazieren, daß letztere, nachdem sie ihre Hörner abgelaufen, bereuen und Buße thun, um das ewige Himmelreich zu erwerben, erstere aber, damit er ihnen, die glauben, sie seien unfehlbar und seine richtigen Kinder, die sich stolz über Alles erheben, was ihnen nicht zusagt und mit Verachtung auf ihre weniger sündenfreien Nebenmenschen sehen, damit er, unser aller Gott, diesen eingebildeten Heiligen am Tage der Erlösung erst richtig die Nase putzt, ehe Petrus ihnen des Himmels Thor öffnet. Seht, Comthur Hans von der Steinach, so ist es."

Betroffen schwieg der alte Deutsche; während die Knappen ein Kichern nicht zu unterdrücken vermochten, umschwebte ein schadenfrohes Lächeln den Mund Gastons, der dem Frömmler

die Lection gönnte, dahingegen Heinz, als sei nichts vorgefallen, in seinem gewöhnlichen Tone fortfuhr:

„Legt es nicht als Unbescheidenheit aus, mein Herr und Bruder, wenn ich Euch nach dem Orte Eurer Geburt frage."

„Ein Felsenschloß in Thüringen" erwiderte dieser kurz, „ist mein Geburtsort."

Mürrisch und ohne sich weiter in die Gespräche der Uebrigen zu mischen, ritt er weiter.

Eine harmlose Unterhaltung vereinigte die vier übrigen Reisenden.

„Sage, Heinz," redete Gaston von St. André seinen Knappen an, „freust Du Dich nicht auf den Zug in das heilige Land?"

„Nicht sonderlich, edler Herr."

„Warum? Ich dachte Du wärest ein reisiger Knappe, dem Raufen und Stechen über Alles ginge."

„So ist es auch," erwiderte Heinz ernster, als man sonst an ihm gewöhnt war.

„Und dennoch lacht Dir nicht das Herz im Leibe ob der Aussicht, in Kurzem unter dem Banner Beauséant für Gottes Ehre und des Ordens Ruhm zu streiten!"

„Mein lieber Herr, ich will Euch Etwas sagen, haltet es aber nicht für einen müßigen Ausbruch meiner Phantasie, sondern glaubt vielmehr, daß es mir von einem tapferen und dabei weisen Bruder vom Orden der deutschen Ritter mitgetheilt wurde, als ich die hohe Ehre genoß, ihm einst von Nürnberg aus einige Tage als Wegweiser zu dienen. Im Laufe des Gespräches, als ich ihn fragte, warum er nach Nordosten reise anstatt, in das heilige Land zu ziehen, antwortete er mir mit gefurchter Stirne: Mein Sohn, in dem

gelobten Lande gedeihen nichts als Schläge und Verluste, ohne daß ein Zweiglein grünt, welches Hoffnung heißt. Darum hat unser Orden sich einen anderen, ersprießlicheren Wirkungskreis gesucht und ihn gefunden, Conrad von Masovien, ein polnischer Fürst, rief uns gegen die Preußen zu Hülfe. Der Orden nahm die Einladung an und trug das Kreuz gegen diese Heiden; wenn man einmal für den Glauben und das Christenthum streitet, so ist dies einerlei, ob in Polen oder in Palästina, wenn man nur Heiden bekämpft und dazu noch einige Aussichten hat, dies mit Erfolg thun zu können. Schon vor dreißig Jahren, im Jahre 1230 zog unser Heermeister Hermann Balk mit einem großen Theile unseres Ordens nach Polen und schon blühen reizende Städte wie Thorn, Culm u. s. w. unter unserer Aegide und schöne Tage stehen uns bevor, sobald einmal der ganze Orden in unser neues Gebiet, welches wir zum Geschenk erhielten, übergesiedelt ist. — Was die andern Orden noch in Palästina wollen, schloß der deutsche Ritter, verstehe ich nicht. Sie werden erst durch Schaden klug werden, denn an die Behauptung der geringen Strecken, die sie noch dortselbst besitzen, ist nun und nimmermehr zu denken. — Seht, mein lieber Herr, darum gehe ich nicht gerne mit in dies ohnedies ungesunde Land. Wenn wir einen respectablen Krieg in Europa führen könnten, so ähnlich wie die deutschen Ritter, wäre mir dies viel angenehmer."

„So will ich," versetzte St. André, „den Großprior Wilhelm von Beaujeu bitten, daß er Dich in Marseille zurück läßt. Lieber will ich gar keinen Knappen, als einen, der nicht freudig mit in den Kampf zieht."

„Herr, was denkt Ihr von mir! Wenn ich sage, der Krieg in einem anderen Lande sage mir besser zu, als der

in Palästina, wo ohne Aussicht auf Erfolg gestritten wird, so habe ich hiermit noch durchaus nicht behauptet, daß ich gar nicht in den Krieg ziehen wolle. Ich folge Euch und sei es bis zum Ende der Welt. Es ist, so viel ich weiß, doch erlaubt, Wünsche auszusprechen."

„Wenn Du lieber in Europa kriegst, so melde Dich doch nach Spanien, dorten kannst Du Deiner Rauflust sicher Genüge leisten."

„Ehe ich nach Spanien gehe, lieber zehn mal nach Palästina."

„Und warum denn dies? Weshalb mißbehagt Dir Spanien?"

„In Spanien habe ich dieselben Feinde zu bekämpfen, wie in dem gelobten Lande, aber die Brüder sind nicht die gleichen."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Ich rede doch klar. Während in dem Morgenlande und in den übrigen Ordensprovinzen unsere Brüder lustige, fidele Leute sind, thun die Spanier nichts Anderes, als daß sie streiten, Wasser trinken und vielleicht ein bischen beten. Betrachtet doch nur einmal Juan von Gomez und dies ist noch der Beste, den ich kenne."

„So, was wünschest Du denn eigentlich, Du Gauner?"

„Ich wünschte, wir wären erst in Beaune.'

„Und weshalb, wenn es beliebt?"

„In Beaune wächst ein Burgunder, der verächtlich und naserümpfend auf alle andere Sorten herabsieht, ähnlich wie unser werther Herr Comthur Hans von der Steinach auf seine abendländischen Brüder, aber nur mit dem einzigen Unterschiede, daß der Wein von Beaune Grund dazu hat,

der Comthur aber nicht. Darum ist meine Meinung, man kann nie früh genug in solch einen schönen Ort kommen, wie Beaune ist."

„Woher kennst Du denn den Beauner Wein so genau, Du bist doch aus Deutschland?"

„Beaujeu und Chavannes waren vor zwei Jahren dorten zum Turnier und unsere Brüder daselbst zeigten sich wenig sparsam damit. Gottesblut, wenn ich daran denke, wie der unförmliche Chavannes von diesem edlen Weine soff, wie ein halbverdürsteter Ochse am Brunnentrog, so steigt noch immer der fromme Wunsch in mir auf, der damals meine Brust mit heißer Gluth erfüllte: wenn doch der liebe Herrgott in einer Nacht die Welt derartig veränderte, daß alle halbe Tagereisen um die ganze Erde ein Beaune läge und zur Ehre und zum Reichthum des Ordens in jedem Beaune ein Tempelhaus wäre, die frommen Knappen unseres Ordens aber gezwungen wären, ewige Pilgerreisen und zwar auf diesem Wege um die Welt zu machen!"

„Ich ehre Deinen frommen Eifer, der durch einige geringe Uebelstände leider unerfüllbar bleibt," lachte St. André, „doch sage mir, der Anblick des trinkenden Chavannes erregte diesen frommen Wunsch in Deiner keuschen Seele?"

„Gott bewahre, ich erlange meine Ansichten und Urtheile gemeiniglich durch eigne Prüfung und Erfahrung, welche ich auch mit dem Beauner Wein so gewissenhaft vornahm, daß ich damals einen derartigen Umfang gewann, um von mir selbst sagen zu können: des Morgens ein Weinfaß, des Nachts ein Faß Wein. Jetzt ist es aber anders," schloß er kläglich; „jetzt bin ich von dem Wein, den wir in Marseille trinken müssen, so dürre geworden, daß ich gar keinen Schatten mehr werfe."

„So sehnst Du Dich wohl in jenes wahrhaft gelobte Land?"

„Wie der Esel nach der Weide, lieber Herr, und wenn mich mein Instinct nicht täuscht, so werden wir in wenig Minuten in Beaune sein."

Entweder kannte der schalkhafte Knappe den Weg und wußte, daß man bald in Beaune sein werde, oder es war, wie er sprach, sein Instinct täuschte ihn nicht. Die Reisenden waren kaum noch mehrere Minuten geritten, als sie die ersehnte Stadt in wenig großer Entfernung vor sich liegen sahen.

Rasch setzte man den ziemlich abgematteten Rossen die Sporen in die Flanken und eilte in raschem Trabe den gastlich winkenden Häusern zu; auch Hans von der Steinach rückte wieder näher zu den übrigen und der scherzhafte Ton, welcher bis jetzt geherrscht, verschwand.

Die Sonne ging eben zur Rüste, als man in Beaune, einem kleinen Städtchen mit wenigen, meist aus Winzern bestehenden Einwohnern einzog. Heinz ritt als Wegekundiger vorne und geleitete sie glücklich zu einem befestigten, mit dem schwarzen Banner der Templer gezierten Hause. Seine Größe und Festigkeit stand in keinem unebenbürtigen Verhältnisse zu der Stadt selbst.

Ein Pförtner öffnete das äußere Thor, die Ritter betraten das Haus und gingen auf das innere Hauptgebäude zu.

Als sie dasselbe beschritten und eine steinerne Wendeltreppe hinauf gegangen waren, öffnete sich eine ziemlich große Seitenthüre und eine Anzahl Ritter kamen in Ordenskleidung wahrhaft herausgequollen.

Nachdem sie Gaston von St. André und Hans von der Steinach umarmt, erschienen noch zwei, ein ältlicher und ein junger in der Thüre.

Der ältere war ein Mann von gewöhnlicher Figur, mar-

firten Zügen, aber ungemein stechendem Blicke. Sein Gesicht zeigte Etwas von dem Habichte, der eine Beute hascht; eine gewisse Strenge und Glaubenseifer lagerten auf seiner Stirne. Es war Hymbert von Peraut, Großvisitator des Ordens. Ein gottesfürchtiger strenger Mann, konnte man ihn im Oriente nicht gut leiden, weshalb ihn Thomas Berard, der ihm persönlich durchaus nicht hold war, auf päpstlichen Wunsch als Visitator nach England sandte, um ihn auf eine gute Art los zu werden. Die verdorbenen Ritter in England, meinte er, würden schon mit dem Rigoristen fertig werden. Und so war es auch. Waren die Tempelherren in Frankreich schon wahrhaft in Laster versunken, so konnten sie doch noch fromme Kinder gegen die englischen genannt werden, die sich ihres schrecklichen Unwesens brüsteten und sich durchaus mit keinem Geheimniß umhüllten.

Thomas Berard mochte ihnen auch schon einen Wink über die Zukunft und die Behandlungsweise des Visitators haben zugehen lassen, denn noch nie wurde ein Bruder des Tempelherrenordens, der in gleicher Eigenschaft wie Peraut erschien, mit mehr Hohn und Mißachtung empfangen. Der ernsten Ermahnung des Visitators lachte man, seine Strafpredigten hörte man nicht an, seine Befehle wurden verspottet. Er wollte kraft seines Amtes einschreiten, es gehorchte ihm Niemand, er appellirte an den Großmeister, der falsche, gewissenlose Thomas Berard kümmerte sich nichts um ihn. Sein Haar ergraute, der Blick seines Auges wurde in England matt.

Da vernahm er eines Tages, daß in Burgund mehrere Ritter beabsichtigten in den Orden einzutreten. Er schüttelte deshalb den Staub Englands von seinen Füßen und eilte nach Burgund, um die Candidaten selbst zu recipiren und zu

Tugend und Recht anzuhalten. Sein Auge gewann wieder an Glanz, sein Körper an Haltung, sein Schritt an Elasticität.

Soeben hatte der Visitator Hymbert von Peraut einen Ritter aufgenommen und eindringliche Worte zu ihm gesprochen.

Der Ritter mochte in gleichem Alter mit Gaston von St. André stehen, und war unbeträchtlich größer als derselbe; sein Gesicht, obwohl nicht ohne gewisse edle Züge, zeigte wenig Energie, sein dunkles Auge entbehrte der Festigkeit und konnte öfters einen scheuen Blick nicht unterdrücken. Ein braunes, kurzgeschornes Hauptthaar deckte den Kopf, ein leichter, gleichfarbiger Flaum die Oberlippe. Die ganze Haltung des Jünglings verrieth, daß er bislang noch wenig Selbstständigkeit genossen, zugleich aber auch, daß man bei geschickter Behandlung etwas Tüchtiges aus ihm machen könne. Die breite Stirne, die lange gerade Nase ließen auf Verstand, seine hohe kräftige Figur, seine starken Gliedmaßen auf ritterliche Tüchtigkeit schließen. Sobald der junge Templer die Neuangekommenen erblickte, richtete er sich stolz in die Höhe, sein Auge ruhte mit Festigkeit auf ihnen.

„Comthur Hans von der Steinach,“ rief Peraut, ich freue mich, Dich zu sehen, Dich, der Du des Ordens Festigkeit und Glauben fast allein noch vertrittst. Hans, sei mir willkommen. Ich danke Gott, daß er mich wieder nach Palästina ruft, dorten will ich meinen, müden abgeschwächten Leib dahin legen, wo die großen Helden unseres Ordens wohnen, auf daß mein betrübtes Herz auf ewig in die Gemeinschaft ihrer frommen Seelen eingehe. Hans, mein alter Freund, Du gehst doch mit?“

„Wann hätte Hans von der Steinach je gezögert, sich in Gefahr zu stürzen, da der Meister rief,“ antwortete der Comthur stolz, seinen ehrwürdigen Bart streichend, „auch mich

verlangt danach, meinen müden Leib in geweiheter Stätte niederzulegen, zuvor mir aber selbst ein Denkmal aus den Schädeln verfluchter Heiden zu bauen. — Doch, Hymbert, wen hast Du an Deiner Seite, der Bruder ist mir unbekannt, er kann dem Orden noch nicht lange angehören."

„Soeben recipirte ich ihn als Bruder, mein alter, bewährter Freund, es ist der Ritter Jacob von Molay aus der Gegend von Besançon in der Franche-Comté, unter unserer Leitung wird er ein treuer und tapferer Templer, eine Stütze unseres Ordens werden."

„Reichet mir die Hand, Jacob von Molay," sprach der biedere Comthur und streckte dem jungen Bruder seine Rechte entgegen, der freudig einschlug, „sehet, ich bringe Euch zu gleicher Zeit einen lieben Genossen, der auch nur erst wenige Tage den Ordensmantel trägt und gleichfalls von einem lieben Freunde von mir, Bryan von Auterne, in die Gemeinschaft des Ordens aufgenommen wurde. Gaston von St. André, mein Sohn, umarme Deinen jungen Freund und Bruder!"

Gern und willig umarmten sich die beiden Jünglinge, jeder erfreut über des andern Person.

„Zwei Freunde legen unsere Hände in einander, Jacob von Molay," sprach St. André mit freudebewegter Stimme; „so lasset uns auch Freunde sein und bleiben, wie es die beiden Alten sind. In den uns bevorstehenden Zeiten des Krieges und der Unfälle ist es dem Herzen ein großer Trost, einen Anhaltspunkt zu wissen, auf den man sich sicher und vertrauensvoll stützen kann, ganz abgesehen davon, daß sich die Seele freut und von Wonne erfüllt wird, begegnet sie einer gleichen und beide vereinigen sich zu einem Gebilde, dessen Herz Liebe, dessen Mund Freundeswort ist."

„Gaston von St. André, Ihr redet mir aus der Seele," entgegnete Molay mit sonorer Stimme, während er denselben an seine Brust schloß, „was gäbe es Schöneres auf Gottes Erdboden, als zwei zu inniger Freundschaft verbundene, einem gemeinsamen Ziele zustrebende Jünglinge, die zu Gottes und unserer Lieben Frauen Ehre, zu der Welt Heil und Frommen und weil sie ihr eigner Wille dazu treibt, entschlossen sind, Gut und Blut zu opfern. Gaston, sei und bleib mein Freund."

Ein Kuß besiegelte den Bruderbund der beiden angehenden Templer, die von nun an einen Weg zu verfolgen beabsichtigten.

„Zur Vesper und dann zum Abendbrode!" rief jetzt die Stimme des Visitators.

Seinem Worte folgend, drängte sich Ritter und Knappe, sowohl einheimische als fremde, in die kaum verlassene Capelle. In der Thüre fühlte sich St. André am Mantel gezupft. Er wandte sich um und sein Knappe Heinz schaute ihn mit bedeutsamen Blicken an.

„Er ist noch von guter, alter Qualität!" flüsterte er.

„Wer, der Visitator?"

„Nein, der Wein von Beaune; ich probirte ihn soeben."

St. André konnte dem Schelme nicht zürnen; er drohte ihm zwar mit dem Finger, aber jeder Unbefangene sah darin eher ein Zugeständniß der Gunst als eine Drohung.

Nachdem die Vesper beendigt, läutete eine Glocke und man begab sich in das ziemlich kleine und wenig ausgeschmückte Refectorium, in dem sehr viele kleine Tischchen mit weißem Linnen gedeckt waren.

Je vier und vier Brüder ließen sich allemal an einem

Tische nieder; die Knappen hatten ihre Tische für sich, doch speisten auch sie mit im Saale.

Der Visitator Hymbert von Peraut, der Comthur Hans von der Steinach, Gaston von St. André und Jacob von Molay aßen an einem Tische, der sich in der Mitte des Saales befand, die übrigen Ritter setzten sich nach Gutdünken.

Etliche dienende Brüder, der Koch an der Spitze, traten ein und trugen reichlich mit Braten und Fisch beladene Teller herein. Der Koch vertheilte die Speisen so, daß er, bei dem Visitator und Steinach anfangend, je zwei Rittern einen gefüllten Teller verabreichte, von dem sie gemeinschaftlich essen mußten. Ein Knappe setzte jedem Ritter ein Maas Wein vor den Teller, es war von dem so sehr gerühmten vaterländischen, der Heinz entzückte.

Bevor man zum Speisen schritt, betete der einzige vorhandene Capellan ein Gebet, worauf jeder leise ein Paternoster sprach.

Als man zu essen begann, wollte der Cleriker, den Ordensgesetzen gemäß, etwas Erbauliches vorlesen, doch Hymbert von Peraut unterbrach ihn und sprach:

„Verziehet, Capellan, wir müssen heute auf Euren frommen Vortrag Verzicht leisten, es ist wünschenswerth, daß unser neu aufgenommener Bruder mit den gewöhnlichsten Ordensgebräuchen bekannt gemacht wird, wozu sich jetzt die beste Gelegenheit bietet.“

„Auch St. André wird sich freuen, Genaueres darüber zu hören,“ ließ sich Steinach vernehmen. „Kaum war er recipirt, als er auch schon das Pferd besteigen und mir folgen mußte. Nur flüchtig konnte er auf der Reise die Ordensgebräuche beobachten, so daß es ihm gewiß wünschenswerth erscheint, hier, wo die Sitten in ihrer ursprünglichen Form

und Reinheit herrschen, zugleich mit seinem jungen Collegen das practisch zu erlernen, was der Orden in Bezug auf das sociale Leben der Brüder will."

St. André und Molay verbeugten sich leicht zum Zeichen, daß sie an den eben gesprochenen Worten durchaus nichts auszusetzen wüßten.

„So beginne mit Deinem Vortrage, Hymbert," sprach Hans von der Steinach. „Die jungen Leute sind offenen Ohres. Auch kann es den übrigen Brüdern durchaus nichts schaden, wenn sie einmal nachdrücklich an ihre Pflichten erinnert werden."

„Mit nichten werde ich die Jünglinge unterrichten, Freund, Du bist der Aeltere, Dir kommt dieses Amt zu."

„Wenn ich auch bejahrter bin als Du, so bekleidest Du eine höhere Würde als ich, folglich ist die Erklärung der Ordensgebräuche und Sitten Deine Sache."

„Meine Würde ist nur eine vorübergehende, in wenig Wochen bin ich meiner Funktionen als Visitator enthoben, und alsdann nichts als ein simpler Bruder. Darum beginne Du."

„Wohlan es sei und weil wir uns eben bei Tische befinden, so werde ich über das Verhalten der Brüder bei Tische reden. Merket also auf, meine jungen Freunde."

Wenn die Glocke läutet, muß jeder Bruder zu Tische kommen, falls er gesund ist. Dem Kranken ist es vergönnt, in seinem Zimmer zu speisen. Gebet beginnt und schließt die Mahlzeit, erbauliche Lehren würzen sie.

Die Speisen sind für alle Brüder gleich, je zwei essen von einem Teller, um einander zur Mäßigkeit anzuhalten. Es werden zwei Gerichte bei einer Mahlzeit aufgesetzt und Jeder bekommt ein Maaß Wein. Dreimal in der Woche giebt es Fleisch und es ist jedem Bruder erlaubt, schlechtes, finniges

zurück zu weisen. Der Comthur hat auf seinem Teller anstatt zwei vier Portionen liegen, um den in Pönitenz sich befindenden Brüdern, falls welche zugegen sind, die auf dem Fußboden essen müssen, ihre Nahrung zu reichen. Vor Schluß der Mahlzeit darf kein Mensch aufstehen, es sei denn, es erhebe sich Kriegsgeschrei, es breche Feuer aus, die Pferde würden unruhig oder es begegne einem Bruder selbst etwas.

Die übriggebliebenen Speisen, sowie die abgelegten Kleidungsstücke bekommen die Armen.

In Kriegsläuften, wo man diese Regeln nicht so genau beobachten kann, soll zwar der Truchses die Speiselieferungen besorgen, doch hilft sich da gewöhnlich jeder wie er kann, ohne einem Nebenmenschen Unrecht zu thun.

Die Ausrüstung ist Sache des Untermarschalls; der Ritter hat zu beanspruchen und erhält einen eisernen Panzer, einen Beinharnisch, einen eisernen Helm, Sporen, Schwert, Schild, Lanze, Kolben, einen Waffenkittel, ganz weiß und vorne mit einem rothen Kreuze versehen, mehrere Waffenröcke, zwei Hemden, zwei Paar Beinkleider, zwei Paar Strümpfe, einen Gürtel um das Hemde zu gürten, ein eng anschließendes Wamms, einen Pelz, zwei Mäntel, davon einer für den Winter bestimmt und mit einer Kapuze versehen ist, eine Kappe, eine Kutte, einen Strohsack, Laken, eine Decke, einen schwarz- und weißgestreiften Ueberzug über das Bette, der auf der Reise über den Harnisch gezogen wird, einen ledernen Sack, um den Panzer darin zu verwahren, Tischtuch, Handtuch, Hafersack, Pferdedecken, einen Kochkessel, Hafermaaß, Axt, Reibeisen, drei Paar Reitsäcke, zwei große Trinkgeschirre, zwei Becher, eine Halfter, zwei Sattelgurte, eine lederne Schüssel, zwei Hüte, einen Löffel und ein kleines Zelt, ferner drei Rosse und einen Knappen zu seiner Bedienung.

Daß der Orden jetzt an Macht, Reichthum und Ansehen gewonnen, mag entschuldigen, daß die Ritter jetzt noch unnöthige Bedürfnisse haben und sogar Waffen, Rosse und Kleider mit lächerlichen Zierrathen versehen.

Verboten ist anderer als Schafpelz und Handschuhe zu tragen, welch letzteres nur den Capellänen zukommt, nicht erlaubt sind Schnabelschuhe und Schleifen, ferner anders als im Sommer leinene Hemden zu tragen. Waffenhandschuhe sind blos erlaubt, wenn die Krieger vollständig gerüstet sind. Die dienenden Brüder haben schwarze Waffenkittel, braune Mäntel und im Kriege Panzer ohne Aermel, Beinschienen ohne Fußstücke und eine Eisenhaube zu tragen.

Niemals dürfen sich zwei Brüder auf ein Roß setzen, auch ist es strenge untersagt, eines zu verleihen oder zum Vergnügen anders als im Schritte oder im gelinden Trabe zu reiten.

Was die Kranken anbelangt, meine jungen Ordensbrüder, so merket Euch, daß dieselben, falls sie keine Comthure oder höhere Ordensbeamten sind, welche im eignen Gemache bleiben, in das allgemeine Krankenzimmer geführt werden. Ein geschickter Arzt und ein zuverlässiger Wärter behandeln sie. Brüder, mit ansteckenden Krankheiten behaftet, kommen in ein besonderes Gemach. Wenn auch nicht ihrer Gelübde enthoben, so sind doch die Brüder während ihres Siechthumes von der Erfüllung der gewöhnlichen Ordensvorschriften dispensirt.

Kräftige Speisen, wie Fleisch, Vögel rc. sind den Kranken zu essen anempfohlen, dagegen der Genuß von Linsen, Bohnen in der Schaale, wildem Kohl in der Blüthe, Ochsen-, Schweine-, Ziegen-, Bock-, Hammelfleisch und Käse durchaus untersagt.

Sobald ein Bruder genesen ist, muß sein erster Gang zum Gottesdienste sein.

Wird ein Bruder von dem unheilbaren Aussatze befallen, so wird er gebeten, den Orden zu verlassen. Will er nicht in den des heiligen Lazarus eintreten, so wird ihm eine abgeschiedene Wohnung angewiesen und für seine Bedürfnisse gesorgt.

Nachdem ich Euch, junge Brüder, soeben die speciellen Vorschriften des Ordens mitgetheilt, will ich zu den allgemeinen Pflichten übergehen.

Der Meister und die Ordensobern regieren an Gottes statt, ihnen müßt Ihr und zwar unter allen Umständen unbedingten Gehorsam leisten. Ist solch ein Befehl unausführbar, so dürft Ihr nicht von der Besorgung Anstand nehmen, sondern durch einen Bruder um Aufhebung desselben bitten; ebenso muß man durch einen anderen um Urlaub nachsuchen. Wenn die Glocke ruft, muß jeder zur Versammlung erscheinen.

Kein Templer darf ohne Erlaubniß eine Meile weit von dem Ordenssitze reiten, es sei denn, daß ihn ein Comthur zur Begleitung auffordere oder er sich in Palästina befinde und das heilige Grab besucht.

Es ist nicht gestattet, ohne Erlaubniß zu baden, Ader zu lassen, Arznei zu nehmen, Wettrennen zu halten und Knappen oder Pferde zu verschicken. Kein Bruder, außer den Ordensobern, darf Briefe schreiben oder empfangen, ohne sie seinem Vorgesetzten vorzulegen.

Strenge sollt Ihr das Gelübde der Keuschheit halten und kein Weib, sei es auch Eure Mutter oder Schwester, küssen.

Im Orden ist Alles gemeinschaftlich, kein Bruder darf

Eigenthum besitzen und für gewöhnlich mehr als vier Deniers in der Tasche haben.

Befindet sich ein Bruder auf Reisen, so führt er Geld bei sich, ist jedoch verpflichtet, das übrige nach Vollendung derselben an seinen Comthur abzuliefern. Findet man nach dem Tode eines Bruders Geld in seinen Taschen, so wird dieses als gestohlenes angesehen und ihm ein ehrliches Begräbniß versagt. Kein Bruder darf ohne Vorwissen seines Comthurs Geschenke annehmen noch behalten.

Euren Brüdern gegenüber, Ihr jungen Ordensmitglieder, müßt Ihr Euch eines anständigen, ehrbaren Betragens befleißigen, Liebe und Eintracht müssen stets den ersten Platz in Euren Herzen einnehmen. Jeder Eurer Brüder hat das Recht, auf Euer Benehmen zu achten und Euch Ungebührlichkeiten zu verweisen, welches Recht ihnen gegenüber Euch gleichfalls eingeräumt wird. Ihr sollt daher nicht schwören und Eure Brüder mit schnöden Worten anfahren und sie kränken, sondern sie bescheiden anreden und sie durch Liebe, Zuvorkommenheit und brüderliche Eintracht fesseln und zwar nicht blos die Ritter, sondern auch die Knappen und Handwerker. Ihr sollt nicht mit Euren Waffenthaten prahlen, sondern stets vor Augen und im Herzen haben, daß Stillschweigen die größte Tugend des Templers ist.

Ist Euch in der Zukunft vorbehalten, einmal eine Würde zu bekleiden und Ihr seid in der Erfüllung Eurer Pflichten alt und schwach geworden, so sollt Ihr nicht stolz und brutal hintreten und Euch der gethanen Dienste rühmen, sondern bescheiden zum Marschall sprechen: Lieber Herr, ich bitte Euch um Gotteswillen, nehmt meine Rüstung und gebt sie einem anderen Bruder, welcher dem Orden damit diene, denn ich

kann sie nicht mehr gebrauchen, wie sie mir und dem Orden zuträglich ist.

Alsdann, meine lieben Brüder, sollt Ihr Euch noch immer befleißigen, Euren jüngern Brüdern ein gutes Vorbild zu sein.

Ferne ist es den Ordensgründern gewesen, Euch, nach so vielfachen Entsagungen, jegliches Vergnügen zu verwehren. Es ist Euch erlaubt, zu turnieren, jedoch nur mit stumpfen Speeren, damit der Orden an seinen Rittern keinen Schaden erleidet; Ihr dürft um die Wette rennen, jedoch nur kleine Preise aussetzen. Das Vergnügen der Jagd, mit Ausnahme der auf Löwen, ist Euch jedoch untersagt, ebenso das Schach-, Brett- und Würfelspiel.

Außer dem Hause sowohl, als in der Gesellschaft hoher Prälaten soll kein Templer Wein trinken, es sei denn auf Reisen, merket Euch dies, meine jungen Freunde!

Vernehmet und beherziget jetzt auch Eure geistlichen Pflichten. Jeder Bruder, so lange er gesund ist, muß regelmäßig und in seiner besten Kleidung dem Gottesdienste beiwohnen, bei welchem von Seiten der Kirche wieder alle mögliche Pracht entfaltet werden muß. Zu der Mette braucht Ihr nicht im vollständigen Anzuge zu erscheinen, wohl aber zu den Horen. Wenn die Glocke zur Prime ertönt, muß jeder Bruder aufstehen, in die Kirche gehen und die Prime, darauf, wenn es möglich ist, eine Messe hören, alsdann Terze, Sexte und Mittag beten. Wenn die None geläutet wird, so muß Jedermann in die Kirche gehen, um sie zu hören, ebenso wie zur Vesper, die Niemand versäumen darf. Nach der Complete müßt Ihr Euch niederlegen. Jeder Bruder muß die Horas ganz hören, ist dies nicht der Fall, so muß er entweder im Bette oder im Stalle gefunden werden.

Die von der Reise zurückgekommenen, sowie überhaupt alle ermüdeten Brüder kann der Comthur von der Mette dispensiren. Sind die Brüder an einem Orte, wo sie die Tageszeiten nicht genau hören können, so müssen sie mit großer Genauigkeit hundertfunfzig Paternoster beten, nämlich für die Matutinen dreizehn, zur Prime dreizehn, zur Tertie vierzehn, zur Sexte vierzehn, zur None vierzehn, zur Vesper achtzehn, zur Complete vierzehn, für die funfzehn Psalmen der Matutinen funfzehn, für die Vigilien der Todten vierzehn und für die Vesper der Verstorbenen acht. Alle Tage nach der None werden Vespern für die Seelen der Todten gebetet; stirbt ein Bruder, so halten ihm die Ordenspriester eine Seelenmesse und ein Todtenamt. Wenn der Großmeister stirbt, so müßt Ihr binnen sieben Tagen zweihundert Paternoster für das Heil seiner Seele sprechen. Meine jungen Freunde, achthundert betete ich schon zu gleichem Zwecke, so Gott will, wird er mich den Tod eines Großmeisters unseres Ordens jedoch nicht wieder erleben lassen.

Wo die Capelläne beim Gottesdienste stehen, dürfet Ihr nicht hintreten, diesen müßt Ihr gemeiniglich beichten, doch haben auch der Großmeister, die Priore, die Comthure und im Nothfalle auch gewöhnliche Ordensritter ein gleiches Recht hierzu. Ebenso wie im Frieden, müßt Ihr auch im Kriege den Dienst der Religion nicht vernachlässigen und bedenken, daß Eure Andacht nächst Gott hauptsächlich der Jungfrau Maria, der Schutzheiligen unseres Ordens, gilt.

Im Kriege wird kurz vor dem Gefechte eine Messe gelesen. Die Fasten, meine Freunde, habt Ihr auch gehörig einzuhalten. Die Fasttage sind alle Freitage von Allerheiligen bis Ostern, große Fasten vom Sonntage vor Martini

bis zur Vigilie vor Weihnachten, vom Montage vor Aschermittwoch bis zur Vigilie vor Ostern.

Nicht vergessen dürft Ihr vor allen Dingen die zwölf Aposteltage, meine lieben Freunde. Wer an ihnen fastet, ist Gott angenehm.

Zum Schlusse, meine lieben Freunde, will ich Euch, nachdem ich die Fasten angegeben, auch noch die hohen Festtage mittheilen, welche der Orden feiert und sie der Reihe nach, wie es eben mein schwaches Gedächtniß noch vermag, mittheilen:

Der Neujahrstag, die heiligen drei Könige (6. Januar), Lichtmeß, St. Matthäi (2., 24. Februar), Mariä Verkündigung (25. März), Ostern, St. Georg (23. April), St. Philipp und St. Jacob, Kreuz-Erfindung (1., 3. Mai), Himmelfahrt, Pfingsten und zwei Tage nachher, das Johannisfest, das Hauptfest des Ordens, wo Generalcapitel gehalten wird, Petri und Paul (24. und 29. Juni), Maria Magdalena, Jacobus (22. und 25. Juli), Laurentius, Mariä Himmelfahrt (10., 15. August), Mariä Geburt, Kreuz-Erhöhung, Matthäus Ev., Michael (8., 14., 21., 29. September), Simon und Judä (28. October), Allerheiligen, Martin, Katharina, Andreas (1., 11., 25., 30. November), Nicolaus, Thomas, Weihnachten, Evangel. Johannes, heil. Unschuld (6., 21., 25—28. Dezember).

Dieses, meine jungen Brüder, ist vorläufig das Nöthigste, welches Ihr zu wissen und zu beobachten habt. Die Gebote und Vorschriften für den Krieg wird Euch seiner Zeit der Ordensmarschall zur pünktlichen Nachachtung mittheilen.

Die Strafen, welche Eurer harren, sind außer den Pönitenzen, die Ausstoßung aus dem Orden und der Verlust

des Kleides. Erstere trifft Euch, wenn Ihr Euch zu Schulden kommen laßt die Verbrechen der Simonie, des Verrathes eines Capitels, des Mordes von Christen, der Verschwörung gegen den Orden, der Flucht aus dem Felde, des Irrglaubens, des Uebergangs zu den Saracenen und des Ordensdiebstahls oder der Almosenveruntreuung. Euer Kleid und mithin Waffen und Ehre verliert Ihr, wenn Ihr die Befehle Eurer Oberen nicht befolgt, im Zorne einen Bruder schlagt oder die Schnur seines Mantels zerreißt; wenn Ihr einen Christen mit scharfen Waffen oder nur mit einem Stocke verletzt; wenn Ihr Euch einem Weibe hingebt; wenn Ihr einen Bruder fälschlich eines Verbrechens bezüchtigt, welches Ausstoßung aus dem Orden zur Folge hat, oder Euch selbst ein Verbrechen andichtet, um aus dem Orden gestoßen zu werden; wenn Ihr droht, den Orden eigenmächtig zu verlassen; wenn Ihr betheuert, zu den Saracenen übergehen zu wollen; wenn Ihr, falls Ihr Bannerträger werdet solltet, in der Schlacht das Banner senket, sei es auch, um damit zu stoßen; wenn Ihr ohne Erlaubniß an dem Gefechte Theil nehmt; wenn Ihr einem reisenden Bruder Speise und Obdach versagt; wenn Ihr einen Bruder mittelst Simonie in den Orden bringt und einem, dem es nicht zukommt, das Ordenskleid gebt; wenn Ihr ohne Erlaubniß ein Schloß aufbrechet, die Siegel des Meisters und Seneschalls verletzt; wenn Ihr Almosen vergeudet und leichtsinnig Sachen des Hauses verleiht; wenn Ihr den Weltlichen gegenüber muthwilliger Weise den Zins versagt und fälschlich ihr Eigenthum für das des Ordens ausgebt; wenn Ihr Sachen tragt, die Weltleuten gehören; wenn Ihr neue Häuser von Stein und Kalk baut; wenn Ihr Pferde fahrlässig oder böswillig verderbt; wenn Ihr beim Probiren Eurer Waffen Schaden anrichtet, auf die

Jagd geht und Unheil daraus entsteht; wenn Ihr dem Hause für vier Deniers Schaden zufügt oder ein vierfüßiges Thier daraus verschenkt; wenn Ihr das Haus verlaßt und eine Nacht ausbleibt oder im Zorne den Brüdern den Mantel vor die Füße werft oder auch solch einen Mantel aufhebt. Seid Ihr aber mit dem Verluste des Mantels bestraft, so dürft Ihr kein Siegel, keine Kasse und kein Banner führen, kein Rittercomthur sein, keine Befehle austheilen, kein Zeugniß gegen den Bruder ablegen und im Capitel kein Wort reden. Doch kann man Euch das Kleid um Gotteswillen lassen, wenn Ihr durch ein Verbrechen den Verlust desselben bewirkt. Alsdann müßt Ihr aber Bußgeschäfte verrichten, als Esel treiben, Tischgeräthe abwaschen, Zwiebeln schälen, Feuer anmachen, sodann auf der Erde speisen u. s. w. In Zweifelfällen untersucht der Großmeister oder ein alter Ritter dies Vergehen. Was die Pönitenzen anbelangt, so werden sie vom Capitel bestimmt. Die Strafe für das geringste Vergehen ist drei Tage Fasten, von denen zwei sofort hinter einander gehalten werden müssen. Der dritte hängt vom eignen Urtheile des betreffenden Sünders ab. Seine Befreiung davon liegt dem Capitel ob, bei welchem er sich auch stets zu bedanken hat.

Auch wenn Ihr von einem Vergehen freigesprochen werdet, meine jungen Brüder, so ist dieser Freispruch als eine Strafe anzusehen, denn es ist immerhin eine Schande, wenn ein Bruder auch nur im Geruche eines Verbrechens stand. Nun merket Euch dies, Ihr Brüder, und richtet Euch danach."

Nachdem das Mahl geschlossen und der Capellan ein Schlußgebet gesprochen, wurde die Tafel aufgehoben, Steinach und der Visitator entfernten sich. Die Achsel zuckend, sprach Jacob von Molay zu Gaston von St. André:

„Man hätte wirklich viel zu thun und zu lassen, wollte man den Worten Deines alten Comthurs in Allem nachkommen. Wahrlich, ich kann es unsern Brüdern nicht verargen, wenn sie hin und wieder diese unzähligen Gebote unberücksichtigt lassen. In Kriegszeiten mögen die Befehle des Marschalls schon von Werth sein, allein die Vorschriften in Friedenszeiten sind in zu vielen Dingen lächerlich und überflüssig. Ich werde mich in dieser Beziehung ganz und gar der freisinnigeren Parthei der Brüderschaft anschließen."

„Thue dies nicht, Jacob, thue dies nicht. Es verstößt erstens gegen Dein soeben geleistetes Gelübde, sodann vergißt Du ganz und gar, daß die älteren Ritter, wenn sie sich dergleichen Anomalien zu Schulden kommen lassen, dieselben mit ihren langjährigen Diensten im Interesse des Ordens wo nicht vertheidigen, doch wenigstens entschuldigen können, was bei Dir ganz und gar nicht der Fall ist. Was bei ihnen ein stillschweigendes, wenn auch nicht gern gesehenes Zugeständniß ist, wird Dir als Verbrechen angerechnet werden."

„Gaston, mache Dir doch keine unnöthigen Sorgen, bedenke doch, was dem einen recht ist, kann dem andern nicht schaden."

„Vergiß nicht, mein lieber Jacob, daß wir viel zu sehr Neulinge sind, um über solche Dinge urtheilen zu können. Wir haben blos zu gehorchen, keineswegs aber die Ordenseinrichtungen zu bekritteln. Ich sollte denken, Hans von der Steinach, der in seiner Pflicht in Ehren ergraute Ritter, müßte Dir eine hinlängliche Autorität in Zweifelfällen sein."

„Sahst Du nicht, wie viele Ritter heimlich ob seiner Worte lachten?"

„Das ist durchaus kein schöner Zug, einen Mann, der hoch über uns steht, zu verlachen, selbst wenn er Unsinn

predigt. Den greisen Comthur sollte man vergöttern, er ist die Tugend, die Tapferkeit selbst.“

„Mag sein, St. André, trotzdem kann er sich in vielen Beziehungen irren.“

„Das bestreite ich durchaus nicht. Uns, Freund, kommt es jedoch am Allerwenigsten zu, ein Urtheil über die Ordenspflichten, die er uns kraft seines Amtes mittheilt und die wir zu befolgen geschworen haben, anzumaßen. Jacob von Molay, wir sind Freunde auf Leben und Tod, so versprich mir auch, den Ordensverbindlichkeiten, sofern sie mit unseren jetzigen Zeitverhältnissen nicht geradezu im Widerspruch stehen, getreulich nachzuleben.

Das ewige Beten und Singen in vorgeschriebener Kleidung will ich nicht bevorworten, die Paternoster u. s. w. sind im Munde der Brüder gemeiniglich nur ein gedankenloser Redeschwall; ähnlich ist es mit vielen anderen Geboten und Verboten, die nur der Form wegen vorhanden sind und jedes Kernes entbehren. Ich werde es mit ihnen halten, wie es mir beliebt und die Umstände es erlauben und darum doch kein schlechter Christ und Templer sein, befindet sich doch der Orden nicht mehr auf dem Standpunkte, auf welchem die Gründer so viele, nur Kleinlichkeiten bezweckende Anordnungen erließen. Die großen, den Orden der Tempelherren charakterisirenden Gelübde, Jacob, wollen wir treu und ehrlich halten, wie dies ein heiliger Eidschwur verlangt, wenn schon viele in Verderbniß versunkene Ritter ihrer Pflicht treulos abtrünnig werden. Jacob, schwöre mir, als Deinem innigsten Herzensfreund, zu meiner Beruhigung, die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des unbedingten Gehorsams, verbunden mit der Ritterehre, stets bewahren zu wollen.“

„Gaston, Du hast Recht, nimm meine Hand, ich schwöre es Dir zu, mein Freund, im Leben und im Tode.“

Die beiden Freunde schüttelten sich die Hände und begaben sich alsdann zu den übrigen Templern, die ihres Erscheinens harrten.

Rasch rückte man die verschiedenen kleinen Tische, nachdem abgedeckt, an einander, so daß sie eine große Tafel ausmachten und setzte sich, den beiden jungen Templern die Ehrenplätze einräumend, daran.

Bald befanden sich die Ritter in einem tiefen Gespräche über die zukünftigen Kämpfe im heiligen Lande; mit Begeisterung erwartete man allgemein den Augenblick der Einschiffung, mannichfache Hoffnungen wurden ausgesprochen, alle etwaigen Befürchtungen verlacht. Wacker erklangen die Becher, gefüllt mit dem von Heinz und zwar nicht mit Unrecht geschätzten Wein von Beaune, man lachte, man scherzte, man trank.

Allmählig senkte die Nacht ihre dunklen Fittige auf die Stadt nieder, geschäftige dienende Brüder zündeten starke Wachskerzen an und erleuchteten das Zimmer mit den Zechenden.

Die Anfangs allgemeine Unterhaltung theilte sich allmählig; fast ebenso viele Paare, als zugegen waren, führten ihre besonderen Gespräche, die selten und nur bei großem Interesse wieder aller Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand vereinigten. Gaston von St. André und Jacob von Molay waren bald, während sich die Ritter in Details über die wohl bevorstehenden Kriegsoperationen ausließen, wieder auf sich selbst angewiesen.

„Gaston, sage mir,“ begann nach einigem Zögern Molay, welches sind die Gründe, die Dich vermochten, einzutreten in den Orden der Tempelherren?“

„Der Grund war meine Neigung, meine Vorliebe zu diesem Orden; die nächste Ursache ein meinem Vater geleisteter Schwur, sobald ich Ritter sei, mich unserem Orden einverleiben zu lassen.“

„Lebt Dein Vater noch, Gaston? Entschuldige eine Frage, die Dein Herz vielleicht schmerzlich berührt.“

„Mein Vater ist todt, meine Mutter ist todt, alle meine Geschwister sind todt,“ versetzte St. André düster, „die Brüder des Ordens vom heiligen Tempel zu Zion sind meine einzigen Brüder.“

„Hat Dir Dein Vater kein Vermögen hinterlassen, Gaston?“

„Ein sehr großes Vermögen ist mein eigen.“

„Hast Du es dem Orden vermacht?“ fragte Molay hastig.

„Nein, noch nicht, ich habe dem Orden zehntausend Livres Tournois zur Aussteuer mitgebracht, mein übriges Vermögen wird von einem getreuen Diener verwaltet.“

„Zehntausend Livres Tournois,“ rief der erstaunte Molay, „hast Du dem Orden mitgebracht und ich konnte kaum lumpige funfzig Livres zusammenbringen. Doch sage, wie gedenkst Du über Dein Vermögen zu disponiren?“

„Ich bin der letzte unserer Linie, ein Vetter von mir wird dereinst mein theilweiser Erbe.“

„Gaston, ich bin noch ein junger Mann, aber ein getreuer Freund zu Dir,“ sprach Molay bedächtig, dabei verriethen seine Augen große Zuneigung, ja sogar Liebe zu dem Provençalen, was bei seinem sonst gewöhnlich umher irrenden Blicke sehr auffiel, „darum höre meine ernsten Worte. Gieb Dein Vermögen unter keinerlei Umständen aus Deinen Händen. Unsere Brüder werden Dir viel vorspiegeln und

vormalen, sie werden Dich zu überreden und zu zwingen suchen, dasselbe dem Orden auszuantworten. Gaston, hörst Du, thu es nicht."

„Ich beabsichtige aber, die Hälfte meines Vermögens meinem Vetter Bryan, die Hälfte dem Orden zu vermachen."

„Wenn Dir Dein Vetter Bryan lieb ist, so vermache ihm nichts."

„Wie sind Deine räthselhaften Worte zu verstehen? Ich kann durchaus nicht klug daraus werden."

„Wenn im Orden ruchbar wird," raunte Molay, sich scheu umsehend, „daß Bryan, Dein Vetter, mit ihm theilt, so kann dem jungen Mann leicht ein Unglück zustoßen, welches ihn nicht treffen würde, falls er nichts von Dir erbt. Ich denke, Du wirst mich verstehen."

„Du hegst schöne Ansichten von unserem Orden" lachte Gaston aus voller Brust, „Freundchen, Freundchen, der Wein läßt Dich sehr dunkel blicken."

„St. André, Du wirst später zur Einsicht gelangen, daß ich nicht so ganz und gar Unrecht hatte."

„Jacob, wenn Du den Orden in solch schwarzem Verdachte hast, warum tratst Du denn in denselbigen ein?"

„Ich wählte unter zwei Uebeln das kleinere."

„So tratest Du nicht gern, mit Liebe und mit Lust in den Orden?"

„Nein, mein Freund."

„Jacob, ich verstehe Dich nicht."

„So merke auf, ich bin der jüngste Sohn einer uralten, aber armen Familie, Vermögen hatte ich gar nicht zu erwarten, leben wollte ich doch auch und besaß nichts, als meine Rüstung und meine Waffen. So schossen denn mehre

Verwandte zusammen und bezahlten mir die zum Eintritte in den Orden nöthige Aussteuer. Sie war nur sehr gering, die Templer hatten sich schon vorher nach meinen Vermögensumständen erkundigt und schnitten Gesichter, als ob sie gar nicht geneigt wären, mich in ihren Verband aufzunehmen. Ich glaube bestimmt, wäre der Visitator Hymbert von Peraut nicht eingetroffen, man hätte mich nicht aufgenommen."

„Sage, Freund, wenn Du unter solchen Umständen in den Orden trittst, was erwartest, was hoffst Du denn eigentlich?"

„Gaston, Du bist reich, Dir wird man das Leben im Orden zum Himmel auf Erden machen; ich besitze nichts, mich wird man hintenansetzen und nur dadurch, daß ich mich jedem unentbehrlich mache, daß ich mich füge, mein eignes Ich aufgebe und nur ein Werkzeug der Andern abgebe, werde ich geduldet werden."

„Jacob, Du wußtest das, und schämtest Dich nicht, in den Orden einzutreten, Du erröthest nicht, solch eine schmachvolle Rolle zu spielen?"

„Gaston, wenn ich nicht verhungern wollte, mußte ich in den Orden eintreten, Du wirst bald in demselben steigen, ich muß meine Carrière im Dunklen beginnen, muß mit Mühe und Noth Stufe um Stufe emporklimmen, aber wer Klugheit und einen starken Arm besitzt, der arbeitet sich auch hier in die Höhe und, Gaston, ich glaube beides mein eigen nennen zu dürfen. Meinem Verstande bleibt wenig unergründlich, meine Faust führt Schwert und Lanze, Dank den Lehren meines Vaters, um einem erprobten Ritter keine Schande zu machen! Nimm an, Freund, die meisten unserer Brüder sind unter gleichen Auspicien eingetreten, wie ich, wenn meine Lage auch nicht sehr ehrenvoll ist, ist sie deshalb auch noch nicht schmachvoll oder ehrlos; was mir vor

Anderen an der Aussteuer abgeht, muß ich eben dem Orden durch einen Mehraufwand von Klugheit und Tapferkeit ersetzen. Sei aber überzeugt, Gaston, es widerstrebt mir auch, eine demüthigende Rolle zu spielen, merke Dir, habe ich einmal ein paar Stufen im Getriebe des Ordens erstiegen, so werde ich meine Maske auch ablegen und den Mann spielen."

„Du täuschest Dich mannigfach, Jacob, der Orden ist ein Verein von Rittern, der jeden liebevoll als Bruder aufnimmt und ebenso behandelt, darum konnte er auch nur so stark und mächtig werden, denn nur Eintracht macht stark und ohne Liebe und Freundschaft giebt es keine Eintracht. Jacob, ich bin zwar noch nicht lange im Orden, habe aber in Begleitung des Comthurs von der Steinach schon verschiedene Ordensprovinzen bereist und viele Commenden besucht. Ich muß sagen, wenn auch das Leben in denselben nicht überall so war, wie es sein sollte, so sah ich doch, daß aller Wegen ein Band der Freundschaft und Liebe alle Brüder umzog. Darum behaupte ich, mein Freund und Bruder, Du betrachtest die Zustände des Ordens mit vorurtheilsvollem Auge, darum reiß den Argwohn aus Deinem Herzen, sonst wird er es verzehren, tritt frei, fröhlich und mit unbefangenem Gemüthe in unseren Verband, laß uns vereint den Freundespfad durchs Leben schreiten und Du wirst empfinden, daß man uns beide mit gleicher Achtung, mit gleicher Liebe behandelt. „Darum —" und er erhob sich, seinen Becher schwingend, „es lebe der Orden des heiligen Tempels zu Zion, möge er so lange grünen und blühen, als die Sonne strahlend die Welt beleuchtet."

Der Toast wurde von Allen vernommen, die Becher klangen dröhnend zusammen und aus vielen Kehlen erscholl der Ruf, daß das Echo donnernd an den Wänden brach:

„Es lebe der Orden des heiligen Tempels zu Zion!“

Jacob von Molay hatte den Worten seines Freundes aufmerksames Ohr geliehen; als er vernahm, mit welcher Festigkeit derselbe an die Uneigennützigkeit, die Rechtlichkeit und Brüderlichkeit des Ordens glaubte, umspielte ein Lächeln des Bedauerns und Mitleids seinen Mund im höhnischen Zuge, aber er entgegnete nichts mehr, er hielt jedes Wort für verloren und überließ es der Zeit, die Richtigkeit seiner Behauptungen zu beweisen.

Gaston von St. André glaubte aber, hingerissen von der Wärme seines edlen Herzens, den Freund seiner Ansicht gewonnen zu haben, er drückte ihm die Hand, Molay erwiderte den Druck, da er nichts Besseres zu thun wußte.

Im selbigen Augenblicke erregte die Stimme eines Ritters mit kräftiger Figur, aber entsetzlich bleichen Gesichtszügen die Aufmerksamkeit der Uebrigen. Es war der wegen seiner Ausschweifungen bekannte Sicard von Roche, Comthur von Beaune, ein Specialfreund des Großmeisters Thomas Berard, dem als erstem Würdenträger zu Beaune die Gegenwart der beiden frommen Ritter Steinach und Peraut durchaus nicht angenehm war.

„Meine lieben Brüder,“ rief er, „ich lade Euch morgen zu einer Hirschhatze in unseren Buchen- und Eichenforsten ein, ein Sechszehnender ist gekreist und gemeldet, der glückliche Jäger bekommt das Halali mit einem goldenen Hifthorne bezahlt.“

„Ist denn die Jagd auf Hirsche nicht durch Ordensgesetz untersagt?“ bemerkte St. André schüchtern.

Sämmtliche Ritter warfen höhnische Blicke auf den Frager, während ihn Molay in die Seiten stieß.

Sicard von Roche, der Comthur, entgegnete aber fest

und gebieterisch: „Junger Mann, die von dem Comthur Hans von der Steinach mitgetheilten Verpflichtungen erstrecken sich nur auf die Brüder im Oriente und Diejenigen, die sich gerade im Kriege befinden. Uns gelten blos die allgemeinen Gelübde. Gehet Ihr jedoch vielleicht ungern unter den Augen jener beiden Rigoristen an solch ein herrliches Vergnügen, als wie eine Hirschhatze ist, so diene Euch zur Nachricht, daß sie morgen früh mit dem ersten Sonnenstrahle nach Marseille abreisen und befohlen haben, daß Ihr und Molay mit unseren Brüdern, welche in drei Tagen behufs ihrer Einschiffung ebendahin abgehen, reisen sollt."

Nicht ganz von Roches Auslegung der Ordensgesetze überzeugt, ging nach einiger Zeit Gaston zu Bette, während Molay mit den Uebrigen noch rüstig weiter zechte.

Wie der Comthur Sicard von Roche gesagt, begaben sich der Visitator Hymbert von Peraut und Hans von der Steinach am frühen Morgen nach Marseille auf den Weg, nachdem letzterer Gaston von St. André die Weisung gegeben, den Zug der Ritter nach Marseille abzuwarten, der in wenig Tagen vor sich gehen sollte.

Kaum hatten die beiden alten Tempelherren das Städtchen im Rücken, als der Comthur Alles zur Hatze in Bereitschaft setzte. Dienende Brüder führten eine zahlreiche, gut gehaltene Meute an der Leine herbei, die Ritter kamen in leichter Jagdkleidung, ohne Rüstung und weißen Mantel, da beides ohne Zweifel bei dem Rennen durch Dick und Dünn ein Hinderniß abgegeben haben würde. Geschäftige Knappen brachten flinke Rosse, die Ritter stiegen auf und querfeldein ging der Zug den nächsten Weg über Anger und Feld, ohne Unterschied ob bestellt oder nicht, dem Buchenschlage zu, worin der Hirsch sich der Aussage eines erprobten Jägers nach finden mußte.

St. André erschrak über den Frevel seiner Mitbrüder, welche den Segen Gottes, die wallende, eben im Schossen begriffene Frucht im eigentlichen Sinne des Wortes mit Füßen traten. Vergebens machte er, trotzdem ihm Jacob von Molay durch sehr verständliche Geberden mehrfach davon abrieth, sowohl dem Comthur, als auch den übrigen Rittern Vorstellungen über ihr ruchloses Beginnen; Sicard von Roche nahm sich die Mühe nicht einmal, ihm zu antworten, Molay drängte sich jetzt näher an ihn und sprach:

„Gaston, was fällt Dir denn ein, den Rittern Vorschriften machen und sie tadeln zu wollen?"

„Ein Templer soll nicht jagen," versetzte dieser im gereizten, bittern Tone; „am Allerwenigsten aber auf bestellten Feldern. Schon einem Edelmann steht solch ein Unterfangen schlecht an und Gott wird ihn einst darob zur Rechenschaft ziehen, von einem geistlichen Ritter ist es aber wahrhaft sündlich und schändlich. Wo ich Unrecht sehe, kann ich aber nicht schweigen. Gott legte mir einmal die Verpflichtung auf, für gekränktes Recht aufzutreten und diese Stimme in mir ist mächtiger als Alles auf der Welt, sie läßt sich nicht übertäuben."

„Wer sagt denn, die Templer, unsere Brüder, befänden sich nicht in ihrem Rechte, wenn sie in ihrer Weise jagen? Jetzt ist die Reihe an mir, zu sagen: Gaston, Du hegst merkwürdige Vorurtheile gegen den Orden."

„Du willst doch nicht etwa gar behaupten, unsere Brüder thäten recht und schön, wenn sie die Felder Gott weiß welcher armen Leute, deren einziges Besitzthum sie vielleicht ausmachen, niederreiten?

„Wenn ich dieses Vergnügen auch nicht gerade für ein sehr nützliches erachten kann, Gaston, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß es kein schönes und erlaubtes sei.

Daß die Jagd ein anziehender und nothwendiger Zeitvertreib, ja man kann sagen, Bedürfniß ist, werde ich Dir nicht beweisen sollen, ich appellire in dieser Beziehung nur an Dich. Warum sollen also unsere Brüder nicht jagen, da sie Zeit und Lust dazu zur Genüge haben?"

„Weil es die Gesetze des Ordens verbieten," gegenredete St. André entschieden.

„Du hörtest aus des Comthurs eigenem Munde, daß die vom Bruder Hans von der Steinach vorgetragenen Verordnungen und Gebräuche nur auf einen Aufenthalt im heiligen Lande Bezug haben."

„Wer beweist mir das, wer bürgt mir dafür?"

„Ich denke," sprach Molay in einem Tone, von dem man nicht recht wissen konnte, ob er Ernst oder einen gewissen Hohn bekunden sollte, „ich denke, Du wirst doch das Wort eines Comthurs der Tempelherren nicht bezweifeln wollen?"

„Das nicht, doch gesetzt auch, es wäre an dem —"

„Nein, es ist wirklich so."

„Nun meinetwegen, so wirst Du mir doch nicht bestreiten wollen, daß wir höchlichst Unrecht thun, das Eigenthum Anderer zu verwüsten."

„Auch das gebe ich nicht zu, das Waidwerk gehört dem Edelmanne, die Jagd hier dem Orden, also auch das Recht, sie auszuüben."

„Aber das Wie bedarf noch einer Erörterung."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Ich denke doch, die Sache ist klar: ich kann der Jagdlust fröhnen, ohne das Eigenthum Anderer zu schädigen und ohne durch den Kitzel einer einzigen Hatze Schweiß und Hoffnungen eines Jahres bei einem vielleicht vermögenslosen Landmannn zu vernichten."

„Das sind eben Unglücksfälle für ihn.“ entgegnete Molay kalt und mitleidslos, „wie Hagelschlag, Wolkenbruch, Dürre u. s. w.“

„Du hast schöne Grundsätze, Molay, Wolkenbruch, Hagelschlag u. s. w. sind Schickungen Gottes, sind Resultate der gewaltsamen Aeußerungen wilder Elemente, deren einziger Herr und Leiter unser Aller Schöpfer ist. Ihnen können wir nicht entgehen, gesetzt auch man wollte durch Schutzmittel irgend einer Art auf die eine oder die andere Weise frech gegen seinen Willen anstreben. Was aber die Zerstörung irgend eines Gottessegens durch ruchlose Menschenhand anbelangt, so sollte ich denken, begeht hier der Mensch mit Vorbedacht ein Verbrechen, von dem ihn sowohl sein Verstand als sein Gemüth abhalten sollte. Der Mensch soll nicht danach trachten, durch seine eignen, ihm zu andern Zwecken verliehenen Kräfte schaurige Naturereignisse durch muthwillige Zerstörungen der zum Unterhalte der Menschenkinder bestimmten Erzeugnisse zu vermehren. Der Verstand muß ihm sagen, daß Gott ihm zur Prüfung solch einen Fall vorlegte, um zu erkennen, ob seine Lust oder Rechtlichkeit größer sei —“

„Das weiß Gott auch vorher“ unterbrach ihn Molay; „ist er doch allwissend.“

„Das weiß auch ich, doch er muß ihm Gelegenheit geben, den göttlichen Funken, welchen er in das menschliche Herz legte, selbst leuchten zu lassen. Der Mensch bekam von Gott seinen freien Willen und Beurtheilungskraft, um selbstständig zu handeln, denn sonst gäbe es keine Sünde, keine Schuld, aber auch keine Tugend, kein Verdienst. Das Gemüth aber, um auf meine vorige Rede zurückzukommen, muß dem rauhen Jägersmann zurufen, lieber ein durch Gottes Güte der Welt geschenktes Kleinod zu bewundern und zu segnen,

als es frevelhaft durch Rosseshuf zu zerstören. Wenn ein bloßer Edelmann auf derartige Weise seiner Jagdlust fröhnt, so ist er ein schlechter Mensch, ein geistlicher Ritter aber, dessen Gelübde und Pflichten ihm Gebet, Buße und Schutz Bedrängter auferlegen, ist im gleichen Falle ein Gotteslästerer, ein Frevler am Heiligsten, ein Religionsschänder."

„Du bist ein strenger Casuist, Gaston," versetzte Molay sichtlich gelangweilt durch des Freundes Worte. „Meine Politik ist die, was mich nichts angeht, kümmert mich nichts und wo ich mir den Mund verbrennen kann, schweige ich lieber, traun, mit den Templern ist nicht gut Kirschen essen." Da sie nun endlich in das Buchenholz gekommen, welches den so heiß ersehnten Hirsch barg, wurde die Meute gelöst und man eilte ihr nach. Langsam und ohne der Jagdgesellschaft zu folgen, ritt St. André, tief in Gedanken versunken, am Saume des Waldes entlang, es wollte ihm schon Vieles im Wesen seiner Brüder nicht behagen, er sehnte sich jetzt nach der Gesellschaft seines väterlichen Freundes Steinach.

Bald schlugen die Leibhunde in den Dickichten der herrlichen Buchenwaldung an, die ganze Meute fiel ein, die Templer, die Abwesenheit St. Andrés gar nicht bemerkend, setzten, die Jagdspieße schwingend, über Stock und Stein, durch Gebüsch und Lichtung, um mit ihren windschnellen Rossen den armen Hirsch zu erjagen, der die Rasenden floh.

Der edle Hirsch war ein guter Springer, dem Eifer und der Wuth der Templer konnte er jedoch nicht entgehen, war doch schon ganz anderes Wild ihren Streichen erlegen. Nachdem er einige Stunden lang den Anstrengungen der Jäger getrotzt, nachdem viele Rosse gestürzt und ein ungeschickter Knappe den Hals gebrochen, stellte er sich endlich gänzlich erschöpft den Hunden. Allein ehe sie mit ihren gierigen Zäh-

nen das stolze Thier zu Boden reißen konnten, nagelten gleichzeitig zwei Spieße den Edelhirsch an die Erde.

Erstaunt blickte Sicard von Roche, ein gewaltiger Jägersmann, auf, um zu sehen, wer ihm hätte folgen können. Sein Auge traf den triumphirenden Blick Jacobs von Molay.

„Molay, stoßet das Halali aus, Ihr habt den Hirsch erlegt."

„Ich müßte ein schlechter Jäger," entgegnete der kluge Molay „und mit Blindheit geschlagen sein, hätte ich nicht bemerkt, wie Euer Spieß, verehrter Comthur, den Hirsch zuerst durchbohrte, Euch gebührt die Ehre."

„Meint Ihr?" fragte der eifrige Jäger mit freudetrunkenem Auge und stieß das Halali aus. In kurzer Zeit fanden sich die übrigen Jäger ein, Sicard sprang vom Rosse, riß dem Thiere den Leib mit einem Waidmesser kunstrecht auf und warf das Gescheide nebst dem Geräusch den Hunden vor. Man zählte wiederholt die Enden des stattlichen Thieres, durchlobte seine Größe und Feistheit, machte dem Comthur die schmeichelhaftesten Lobeserhebungen. Dieser hingegen wußte die Geschicklichkeit und den scharfen Blick Molays nicht genug zu rühmen und erkannte ihm ob seiner Tüchtigkeit das goldene Hifthorn laut zu. Dasselbe von seiner Schulter nehmend, überreichte er es dem klugen Jacob, der sofort einige Fanfaren mit unübertrefflicher Reinheit darauf blies.

Endlich lud man das Thier auf ein Pferd, welches unter der Last keuchte und begab sich auf den Nachhauseweg. Die Abwesenheit Gastons fiel Niemandem auf, mit Ausnahme Molays. Dieser hütete sich aber, dieselbe zu erwähnen. St. André war schon vor ihnen nach Hause gelangt und blieb bis zum Abende auf seinem Zimmer.

Ein solennes Nachtmahl, gefolgt von einem starken Zechgelage, schloß den Jagdtag.

Nach einigen mit Würfel und Brettspiel zugebrachten Tagen bewegte sich ein Zug von zehn bis zwölf Tempelherren mit entsprechender Knappenanzahl von Beaune auf der mit der Rhone parallel laufenden Straße nach Lyon zu. Es waren die zur Einschiffung nach Palästina bestimmten Kämpfer; St. André und Molay befanden sich darunter, nicht aber der Comthur Sicard von Roche, welcher trotz seiner Jugend es verschmähte, dem Orden seine Kräfte im Kriege zu opfern, sondern sie vielmehr in dem Fröhnen vieler Lüste, denen er mit Leib und Seele ergeben, vergeudete.

Während dessen harrte der Großprior Wilhelm von Beaujeu in Marseille auf die nun allmählig eintreffenden Ordensbrüder. Alle Räumlichkeiten wurden in Anspruch genommen, die Buhldirnen, weil dies nun mit Fug geschehen konnte, aus der Veste entfernt, und sogar noch einige benachbarte Häuser gemiethet. Nur das von seiner Gemahlin Helene bewohnte Thürmchen blieb verschont.

Der Großprior hatte das Nöthige vorbereitet, um aus seiner Gemahlin einen schmucken Knappen zu machen, wobei ihr ihre schöne Gestalt vortrefflich zu statten kam. Ein feines schwarzes Wamms bedeckte ihre herrlichen Glieder, der braune Mantel schwebte ordentlich um ihre runden Schultern, eine braune Mütze saß leicht auf ihren schwarzen Locken, kleine goldene Sporen klirrten an niedlichen Stiefeln von Dammhirschleder, die wieder Hosen, von dem feinsten Tuche gearbeitet, begrenzten.

Helene von Beaujeu war zum Entzücken schön; mit Stolz ruhte das Auge ihres Eheherrn auf ihrer Erscheinung, aber auch sie warf nicht unbefriedigte Blicke auf ihre glänzende Gestalt im großen Spiegel. Sie hing sich in den Arm ihres Gatten und ging mit ihm im Zimmer auf und ab,

eine fast kindliche Freude bezeigend, wenn des dämpfenden Teppichs ungeachtet bisweilen das Klirren ihrer Sporenrädchen an ihr Ohr drang. Der sie vordem so beängstigende Gedanke, ihr geliebter Gemahl ziehe in den Orient, war ihr Glück geworden, von dem sie stets sann und träumte; freilich durfte sie denselben begleiten und an seiner Seite Freude und Entbehrungen, Glück und Unglück theilen. In Ungebundenheit und Freiheit, in Gottes offener Natur stets die Gegenwart ihres theuren Mannes genießen zu können, hatte für ihren sehr zum Romanhaften geneigten Sinn etwas ungemein Anziehendes. Mit großem Interesse hing ihr Auge an den Lippen Beaujeus, der ihr täglich das Eintreffen neuer Ordensbrüder anmeldete. So waren bald mehr oder minder zahlreiche Templer aus den Commenden von Avignon, Valence, Grenoble, Besançon, Montpellier, Toulouse, Bordeaux, Rhodez, Bourges oder deren Umgegend eingetroffen. Schon jetzt, um später keinen Argwohn zu erregen, verfehlte der Großprior nicht, sich mit seinem neuen Knappen, den er Armand nannte, zu zeigen. Er mochte mit dessen Erscheinung wohl sehr Viele täuschen, die keine Acht darauf legten, aber einige Scharfsichtige erkannten das Weib gar gut unter der Maske eines dienenden Bruders, doch hüteten sie sich, dies dem allmächtigen Großprior merken zu lassen, das Verhältniß, in welchem aber dies Weib zu Beaujeu stand, ahnten sie nicht einmal.

Seit der Zeit, daß er den neuen Knappen hatte, aß der Großprior den Ordensbestimmungen zum Trotze allein und ließ sich dabei von seinem Knappen bedienen. Im Refectorium vertrat alsdann Chavannes, sein Assistent, seine Stelle. Trafen jedoch neue Brüder ein, so daß seine Gegenwart bei den Empfangsfeierlichkeiten nothwendig war, so hielt er sich zwar den Tag über unter seinen Genossen auf, sein Knappe

verließ jedoch alsdann die Geheimzimmer des Thurmes nicht. Zwar murrten die übrigen dienenden Brüder über die Bevorzugung ihres Pseudobruders, allein ein Wink des mit dem Comthur Odo von Chavannes das Geheimniß des Großpriors theilenden Untermarschalls Veit Walter, der Knappe Armand müsse bei dem Großprior die Dienste eines Schreibers verrichten, ließ die Klagen verstummen und erzeugte eine gewisse Achtung vor der Kunst ihres Mitbruders. Denn dazumal verstand selten ein Ritter die Kunst des Schreibens und daher fast nie ein dienender Bruder in einem Orden, wie sich der der Tempelherren jetzt gestaltete. Das Amt eines Schreibers war daher ein sehr angesehenes und man sah dem Bekleider eines solchen schon so Manches nach, weil Niemand seine Stellung theilen wollte, noch konnte.

Lange Wochen, während deren die Ritter mit ihrem Gefolge allmählig eintrafen, herrschte Lust und Freude im Ordenshause zu Marseille und nicht nur die Rivalen des Ordens, die Hospitaliter, sondern auch die Bürger der Stadt mußten viel von dem Uebermuthe der Tempelherren ausstehen. Nach ihren Gelagen durchströmten sie oft schaarenweise, bei Nacht und bei Tage, die Straßen und die nächste Umgebung der Stadt, sich allerlei Excessen hingebend und Schande und Schmach häufend. Wehe dem Hospitaliter, welcher einer solchen Rotte des Ordens vom heiligen Tempel zu Zion begegnete, sein Herzblut färbte unzählige Klingen; wehe dem Weibe, der Jungfrau, welche ihr Unstern in die Nähe solcher schamlosen Templer führte; an ihrem Edelsten besudelt, entrann sie den Händen dieser Barbaren und mancher Selbstmord endete das geschändete Dasein solch einer Entehrten. Beaujeu, der Gewalthaber, kannte diese Excesse und mißbilligte sie durchaus, auch gab er diese seine Meinung den betreffenden Rittern zum Oefteren

nicht undeutlich zu verstehen, allein was halfen Worte den Ruchlosen gegenüber. Zwar besaß der Großprior die Kraft und den guten Willen, solchem Unwesen Einhalt zu thun, allein er scheute sich, gegen einen Ritter aufzutreten, so lange noch wichtige Ordenswahlen in Aussicht standen. Seinem Egoismus opferte er Leben und Glück vieler Unschuldigen, wie den Ruf und die Achtung des Ordens. Gaston von St. André verabscheute die Greuelthaten seiner Genossen und zog sich offen von den Uebelthätern zurück, sich zu den älteren, besonneneren haltend. Ueberall empfing man ihn mit der größten Aufmerksamkeit, mochte diese nun seinem gesetzten, vielverrathenden Wesen oder seinen für den Orden zu erlangenden Reichthümern gelten. Jacob von Molay dagegen tobte meistens mit den wilden Rotten, hütete sich jedoch wohl, seine Fehltritte dem Freunde zu offenbaren, da er in dessen Gegenwart nicht Schmähworte genug dafür finden konnte. Der Schlaukopf suchte sich überall zu insinuiren und sich beliebt zu machen, er hielt es nicht nur mit jeder Parthei, sondern auch mit jeder Person. Durch sein kriechendes Wesen, seine gleisnerische Freundlichkeit und seine unsteten Blicke erregte er Vieler Widerwillen, seiner kriegerischen Tüchtigkeit, seiner Klugheit und Gewandtheit aber zollten Alle den verdienten Beifall.

Gegen Ende August waren so ziemlich alle Brüder versammelt — selbst Johann von Gaudin hatte sich eingestellt — und zur Einschiffung in den Ordensgaleeren bereit, die sich auf des Großmeisters Befehl im Hafen von Marseille eingefunden hatten, um die Streiter aufzunehmen.

Durch die Vorsorge des Untermarschalls waren Waffen und Rosse wohl im Stande und nichts hinderte die Abreise, da das Gepäck schon zu Schiffe gebracht war. Eines schönen

Sonntag Morgens, die Sonne lachte fröhlich am Himmel, ein nach Lavendel duftender, leichter Wind kam vom Gebirge und kräuselte die blaugrüne Meeresfläche und blähte die weißen Segel der vierzig in dem Hafen liegenden Templergaleeren, als nach Beendigung der Messe die Zugbrücke der Templerburg geräuschvoll niederfiel. Von der Warte blickte Bryan von Auterne bewegt herab. —

Ein noch nie gesehenes Schauspiel erwartete die Bewohner Marseilles und erleichterte ihnen zugleich die lange beklommenen Herzen.

Achthundert und funfzig Tempelherren verließen mit so viel Dienerschaft die Seestadt, um ihre Reise nach Palästina anzutreten.

Zwanzig Trompeter in der Rüstung der dienenden Brüder ritten je zehn und zehn voraus und bliesen wilde Märsche, wie sie die Templer in die Schlacht riefen.

Ihnen folgten sechs Capelläne in ihrer Amtstracht.

Hierauf kamen fünfhundert dienende Brüder in vollständiger Rüstung, das heißt so weit es ihnen das Gesetz erlaubte, mit übergehängten braunen Mänteln und gezogenen Schwertern. Es waren dies Ordenskrieger, von denen keiner einen speciellen Herrn besaß.

Hoch zu Roß kam alsdann der Comthur Odo von Chavannes geritten, ganz und gar in blauen, mit silbernen Zierrathen ausgelegten Stahl gehüllt. Sein weißer Mantel flog im Winde. Er trug in der Hand eine schwarz und weiße Fahne mit goldener Spitze; es war dies das Banner der Templer, Beauséant.

Ungefähr fünf Schritte hinter ihm ritt auf einem herrlichen Schimmel der Großprior Wilhelm von Beaujeu, der oberste Würdenträger des Heeres. Seine kraftvolle Figur

strotzte von Stahl, Gold und Silber, ein massiver goldener Helm mit einer weißen und rothen Feder bedeckte sein Haupt, um die Brust schlang sich eine weiße und rothe seidene Schärpe, die unter dem kostbaren weißen Mantel hervorfiel. Sein Antlitz war offen und freundlich, die Spitzen seines Bartes waren mit einer ungemeinen Sorgfalt gedreht und sahen ordentlich gefährlich aus; seinen Mund umspielte ein wohlwollendes Lächeln, sein Auge strahlte, seine Brust hob sich bei dem Gedanken, welche große Macht er von dannen führe und doch war er einer der Jüngsten mit. Die Linke stützte sich auf sein großes Schwert, die Rechte auf einen langen Dolch, welche ihm links und rechts zur Seite hingen, hinter ihm ritt auf einem Schimmel sein Knappe Armand, elegant gekleidet, ein leichtes Schwert an der Seite. Er trug die Lanze seines Herrn; man sah ihm aber bei genauer Prüfung an, daß es ihm schwer wurde, die starke Waffe zu tragen.

Auf ihn folgte mit heiterem Antlitze Hans von der Steinach. Er war einfach gerüstet, wie es die Regel verlangt; sein weißer Mantel mit dem rothen Kreuze war vom gewöhnlichen Wollstoffe, und doch erregte seine Erscheinung bei den Tausenden von Neugierigen mehr Sensation, als selbst die strahlende Beaujeus. Nicht seine imponirende Gestalt, nicht die Kunde seiner blutigen Tapferkeit bewirkten eine solche Aufmerksamkeit, nein der Ruf seiner Frömmigkeit, seiner Demuth, seiner Tugend vielmehr ermöglichten seinen Triumph, weil er ein weißer Rabe unter den in der letzten Zeit auf so unangenehme Weise bekannt gewordenen Templern war.

Auch ihm trug ein Stallmeister die Lanze nach.

Fünfundzwanzig Comthure, jeder ein Banner in der Hand, folgten ihm in reichen Rüstungen und Waffen.

Ueber achthundert Tempelherren mit wehenden weißen

Mänteln, trotzig kühnen Gesichtern und emporgerichteten Lanzen ritten in schöner Ordnung hinterdrein. Es war eine wahre Lust, diese kriegerischen Gestalten zu erblicken. Sowohl Roß als Reiter athmeten Kampf und dürsteten nach Blut, es war die Blüthe des Ordens.

In vollständiger Ritterrüstung, wie sie die Comthure trugen, jedoch mit übergehängtem braunen Mantel, kam jetzt der Untermarschall Veit Walther mit seinem biederen Wesen und seinem treuherzigen Gesichte auf einem kolossalen Rappen gezogen. Auch er trug das Banner Beauséant.

Ihm folgten an die zweitausend halbgerüstete dienende Brüder, gleichfalls mit braunen Mänteln behangen, meist junge und kräftige Leute.

Nach ihnen kamen die eigentlichen Knappen, jeder ein bis zwei Rosse an der Hand haltend zum Dienste für seinen Herrn. Langsam bewegte sich der Zug dem Hafen zu durch die verschiedenen Straßen.

Froh, als ob er von einer schweren Last befreit, schaute ihm der Bürger nach, ein Dankgebet zum Himmel sendend; der geistliche Ritter war für ihn schrecklicher als der wildeste Feind gewesen.

Am Hafen angekommen, hielt Juan von Gomez mit fünf und zwanzig Tempelherren am Einschiffungsplatze; die zum Einschiffen in die großen Galeeren mit weißen Wimpeln und rothem achteckigen Kreuze darin, bestimmten Boote lagen bereit.

Die Capelläne stellten sich vor die Ritter Juans von Gomez, die angekommenen Templer aber stiegen von den Rossen und hielten sie an den Zügeln.

Jetzt intonirten die Capelläne den neunundsiebenzigsten Psalm, in welchen das ganze Heer unter dem Geschmetter

der sie begleitenden Trompeten einfiel. Donnernd scholl der Psalter zum blauen Himmel empor.

„Domine, gentiles invaserunt in hereditatem tuam, inquinaverunt templum sanctum tuum et fecerunt ex Hyrosolimis acervum lapidum etc."

„Lebewohl, Provence," rief alsdann der Großprior mit weithinschallender Stimme, „in Palästina werden wir Dein gedenken!"

Hierauf ging die Einschiffung unter der Aufsicht der Comthure rasch und glücklich von Statten. In zwei Stunden war Alles geschehen.

Den bei solchen Gelegenheiten nie fehlenden neugierigen Pöbel vermißte man, die Furcht vor den wilden Tempelherren war zu groß.

Endlich wandten emsige Hände die Ankertaue in die Höhe, die stolze Flotte wandte sich gen Morgen. Akkon war das Ziel ihrer Reise.

Die fünfundzwanzig Templer unter Juan von Gomez zogen langsam und traurig in die verwaiste Burg zurück. — Kein Hahn hatte danach gekräht, wohin der Capellan Dominicus gekommen.

Ende des ersten Bandes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

11-01
uchbinderei G
iak & Singer M
arktplatz 23 B
Kirchseeon H

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Luther, Gotthardt Alfred

St. André geschichtlicher Roman

Bd.: 1

Leipzig 1858

P.o.germ. 1759 i-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124471-6